

Paul Burmetz

DIE
NACHT
HINTER
UNS

Die wahre Geschichte
einer schier
unglaublichen Flucht
aus dem Dritten Reich


new academic press

Paul Burmetz

DIE NACHT
HINTER
UNS

*Alice
gewidmet*

Paul Burmetz

DIE NACHT
HINTER
UNS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter dnb.d-nb.de abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form (durch Photokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© new academic press og, 2020
edition les.arten
Wien, Hamburg
www.newacademicpress.at

ISBN 978-3-99036-021-

Umschlagbild und Umschlaggestaltung: Gustav Freudmann
Satz: Prodat Computer Graphik, 1160 Wien
Druck: Prime Rate, Budapest

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1961 unter dem Titel *Our Share of Morning* bei *Doubleday & Company Inc., New York.*

Übersetzung: *Gustav Freudmann*

1. Auflage: 2020
Erscheinungsort: Wien

Teil I

ERSTER TAG IN PARIS

Zuerst sah ich nach der Hausnummer, dann nach dem kleinen Türschild. Ja, es war das „Komitee für intellektuelle Flüchtlinge“. Ich folgte den Wegweisern, die mich durch ein kompliziertes System von Treppenhäusern und langen Gängen bis zum Büro des Komitees führten.

Der große Warteraum mit seinem halben Dutzend Bänken war so gut wie leer. Zwei Männer warteten. Ich wandte mich beim Empfang an eine ältere Dame, die an einem kleinen Tisch saß.

„Es scheint, alle Ihre Kunden sind auf Urlaub“, sprach ich sie an.

Sie lachte. „An Dienstag und Donnerstag sieht es anders aus. Da haben wir unsere regulären Sprechstunden.“

„Ist das ein dezenter Hinweis, dass ich den ganzen Weg hierher umsonst gekommen bin?“

„Ja und nein. Geht es um wichtige Angelegenheiten, die nicht warten können?“

„Ich weiß nicht, ich bin neu hier in Paris. Eigentlich bin ich neu in Frankreich. Ich brauche etliche Informationen, guten Rat, vor allem juristischen Rat.“

„Wenn Sie neu hier sind, sprechen Sie am besten mit Frau X. Bitte um Ihren Namen.“

Bald danach wurde ich in ein kleines Büro geschickt, wo mich Frau X. herzlich begrüßte. Wir unterhielten uns auf Deutsch.

„Sie sind also neu hier“, sagte sie.

„Ja, wir sind erst gestern Nacht hier angekommen.“

„Ihrer Aussprache nach sind Sie aus Österreich...“

„Ja, aus Wien“, antwortete ich, „und Sie hören sich nach Berlin an.“

„Richtig, aber Wien kenne ich auch und dort hat es mir gut gefallen.“

„Und Sie sind schon lange hier in Paris?“, fragte ich.

„Sechs Jahre... Also sechs Jahre zu lang. Sind Sie mit Ihrer Familie gekommen?“

„Ja, mit meiner Frau und unserer kleinen Tochter.“

„Wie lange gelten die Visa?“

„Die Visa?“

„Ihre französischen Visa.“

„Wir haben keine Visa, nur unsere Pässe. Wir sind illegal nach Frankreich eingereist.“

„Wie sehen denn Ihre Pläne aus?“

„Unser erster Plan war es, aus dem Dritten Reich herauszukommen. Der nächste große Plan wäre dann, draußen zu bleiben, und alles Weitere ist von eher geringer Bedeutung.“

„Damit bringen Sie es ziemlich auf den Punkt, das gilt hier für jeden einzelnen von uns. Aber haben Sie denn konkrete Vorstellungen, wie es Ihnen gelingen soll, Ihrer geliebten Heimat fern zu bleiben?“

„Gar keine. Ich wüsste gerne, wie es um unsere Chancen steht, eine offizielle Aufenthaltserlaubnis für Frankreich zu bekommen, wenigstens für einige Zeit.“

„Schwer zu sagen. Die *Préfecture de Police*, die dafür zuständig ist, hat in letzter Zeit, angesichts der wachsenden Zahl von Flüchtlingen, die ins Land strömen, die Schraube ganz schön angezogen. Oft werden Leute zur Grenze zurückgebracht und müssen sofort wieder das Land verlassen. Manchmal gibt man ihnen wenigstens ein bisschen Zeit, sich auf die Abreise vorzubereiten. Aber dann und wann gibt es auch günstigere Entscheidungen.“

„Was könnte ich denn wegen unseres illegalen Status nun tun?“

„Einfach ein Formular ausfüllen, das die Polizei von Ihrer Anwesenheit in Kenntnis setzt. Binnen weniger Tage werden Sie eine *convocation* erhalten, sich zu einer Befragung einzufinden. Wenn Sie wollen, können wir das für Sie übernehmen. So machen wir es normalerweise.“

„Da wäre ich Ihnen sehr dankbar. Wie sicher oder unsicher sind wir inzwischen als Illegale?“

„Sie sind ungeschützt, bis Sie die *convocation* von der *Préfecture de Police* erhalten. Von da an, bis zum Termin Ihrer Vorladung, dient die *convocation* als Ausweis und als Schutz.“

„Gibt es irgendetwas, das man tun könnte, um die Chancen auf eine günstige Entscheidung zu verbessern?“

„Das einzige, was wirklich helfen würde, wären Visa für Länder in Übersee. Wenn Sie es schaffen, binnen eines Monats solche Visa vorzuweisen, oder wenn Sie wenigstens nachweisen können, dass Sie bald im Besitz solcher Visa sein werden, dann erteilt die Polizei Ihnen die Erlaubnis, einige Monate auf der Durchreise hier zu warten.“

„Ich fürchte, dafür gibt es keine Chance. Wir haben uns schon vor einem Jahr um die Einreise in die USA beworben, aber nach gegenwärtigen Schätzungen wird es an die drei bis fünf Jahre dauern, bis wir an der Reihe sind.“

„Aber Sie haben sich doch sicher auch um andere Visa beworben. Vielleicht ließen sich einige der Bewerbungen beschleunigen?“

„Natürlich, eigentlich habe ich seit dem *Anschluss* kaum etwas anderes getan.“

*

Der Abend des 11. März 1938 in Wien stand mir noch lebhaft vor Augen. Es war eines meiner regelmäßigen Treffen mit einem Berufskollegen. Wir machten gerade eine Teepause, es war Zeit für die Abendnachrichten und ich schaltete das Radio ein. Es gab nur eine kurze Verlautbarung. In nicht einmal einer Minute ließ diese Nachricht auf plötzliche und schreckliche Weise unsere gesamte Welt in sich zusammenstürzen: Die deutsche Armee stand bereit, die Grenze zu Österreich zu überschreiten.

Lange Zeit waren wir sprachlos – bis mein Kollege sarkastisch fragte: „Wollen wir unsere Studien nun fortsetzen?“ Dann aber sagte er: „Ich schaue lieber, dass ich nach Hause komme, bevor der Mob die Straße regiert. Die haben lange genug eine ‚Nacht der langen Messer‘ angekündigt und ich wünschte, ich wäre schon daheim.“

Etwa eine Woche später nahmen wir unsere gemeinsamen Studien, die wir zwei Mal die Woche abhielten, wieder auf. Das Thema allerdings hatte sich geändert. Nun studierten wir die Auswanderungsregeln und die Geographie diverser Staaten in Übersee.

*

„In all der Zeit muss ja schon eine ganz schöne Sammlung an Bewerbungen zusammen gekommen sein“, meinte Frau X. nun, „schauen wir mal, März 38..., jetzt haben wir August 39..., das sind ja fast eineinhalb Jahre.“

„Nicht ganz. Denn im März 39 war ich mit all den Bewerbungen schon wieder durch und bis Juni hatte ich bereits alle negativen Bescheide, die meisten von ihnen auf vorgedruckten Karten. Es war zu spät. Ich glaube, zu dieser Zeit kamen die Bewerbungen für jedes Land zu Tausenden herein. Generell ‚Nein‘ zu sagen, war sicher der einzige Weg, allein um mit der Papierflut fertig zu werden.“

„Da haben Sie wohl Recht. Nach der Besetzung Österreichs war es für reguläre Einwanderungspapiere zu spät. Geben Sie mir doch bitte noch Ihre Adresse, damit ich die Meldung an die *Préfecture* machen kann. Sobald Sie die *convocation* haben, das wird in ca. drei bis fünf Tagen sein, geben Sie mir Bescheid. In der Zwischenzeit machen Sie sich keine allzu großen Sorgen. Außer Warten gibt es ohnehin nichts, was Sie tun könnten. Gehen Sie aber bloß nicht zu oft auf die Straße hinaus.“

Ich gab Frau X. die Adresse und versprach, ihrem Rat zu folgen.

Zurück im Hotel, sah ich, dass Alice mich schon ungeduldig erwartet hatte. Meine lange Abwesenheit hatte sie sehr beunruhigt. Sie hielt meinen Arm und lehnte ihren Kopf an meine Schulter. „Ich glaubte schon, sie hätten dich gefasst und zur Grenze zurückgeschickt. Was hat dich denn so lange aufgehalten?“

„Ich hatte Probleme, hinzufinden, da ich mich mit dem Netz der *Métro* nicht auskenne. Beim Komitee selbst war ich höchstens eine halbe Stunde.“

Wir setzten uns auf die Bettkante – es gab keine Stühle im Zimmer – und ich berichtete Alice bis ins kleinste Detail, was ich erfahren hatte.

„Und was meinst du“, fragte sie, sobald ich fertig war.

„Ich glaube, es ist besser, als wir erwartet haben“, sagte ich. „Es wird einige Tage dauern, bis wir bei der Polizei erscheinen müssen. Alles, was wir bis dahin tun können, ist, uns auszurasen.“

Der letzte Satz hatte beruhigende Wirkung auf Alice. Endlich ein paar Tage ausrasten! In den letzten eineinhalb Jahren hatte es viel zu viel Spannung gegeben, zu viele Sorgen und Pläne, zu viel Ungewissheit und Angst, zu viel Kummer, um einmal auszuspannen.

*

Das erste Mal hatte ich Alice zwölf Jahre zuvor in Wien bei einem Lateinkurs getroffen. Sie unterrichtete damals an einer Volksschule und setzte an den freien Nachmittagen ihr Studium fort.

Seit damals hatte sie sich kein bisschen geändert. Sie war schlank und klein, mit dunklem, fast schwarzem Haar. Ihr kleines Gesicht war wie ein offenes Buch, in dem stets zu lesen war, was gerade in ihr vorging. Durch ihre Augen konnte man in ihr Innerstes schauen und ihr Herz fühlen. Sie war ausgesprochen herzlich und hatte gegenüber dem Leben und den Mitmenschen eine durch und durch positive Einstellung. Sie hatte die Gabe, bei allem immer die gute Seite zu sehen. Stets zog es sie dorthin, wo Ängste zu besänftigen oder Bedürfnisse zu stillen waren. Die wenigen persönlichen Freuden, die sie sich selbst zugestand, waren geistiger Natur: klassische Musik, Literatur und Kunst.

Ihre Anhänglichkeit an Verwandte und Freunde war grenzenlos, ihr Herz groß genug, die ganze Menschheit einzuschließen und ihr starker Glaube an das Gute im Menschen bedingungslos und endgültig. Dreiunddreißig Jahre auf dieser Erde hatten ihren Glauben weder erschüttern noch dunkle Gedanken entstehen lassen können. Die negativen Aspekte des Lebens, die schlechten Seiten menschlicher Natur, hatten in ihr Denken einfach keinen Eingang gefunden.

*

„Du wirkst immer noch besorgt“, wandte Alice ein, „das brauchst du nicht. Ich habe das Gefühl, dass alles gut ausgehen wird.“

„Das glaube ich auch, vorausgesetzt, wir tun, was wir können. Wie ist es denn Mignon heute Morgen ergangen?“

Mignon lag schlafend in dem Bett, auf dem wir saßen und ich warf einen Blick auf sie. Sie lag auf dem Rücken und hatte die Hände unter ihrem Kopf verschränkt. Ihr blondes, lockiges Haar lag in dichten weichen Wellen zu beiden Seiten ihres Gesichtchens.

„Mignon scheint nicht so unbeschwert zu schlafen wie sonst. War etwas vor dem Einschlafen?“, fragte ich Alice.

„Sie hat ein bisschen geweint. Sie ist aus dem Bett gefallen und hat sich wehgetan. Zwei Mal heute Morgen.“

„Aber du glaubst nicht, dass es ernst war?“

„Nein, ich glaube, der Schreck war größer als der Schmerz.“

Mignon, unser einziges Kind, war zwei Jahre alt. Sie war ein gesundes Kind, immer gut gelaunt und sehr aktiv. Aber ein Gips, den sie wegen einer angeborenen Hüftluxation tragen musste, beeinträchtigte ihre Bewegungsfreiheit. Da sie damit nicht gehen konnte, hatte sie große Geschicklichkeit darin entwickelt, auf unterschiedlichste Weise herumzukrabbeln und mit allem zu spielen, was sie in die Finger bekommen konnte. Irgendwie war es ihr gegeben, unter allen Umständen zufrieden zu sein und ihr Lachen widerspiegelte all ihre Glückseligkeit. Umgekehrt konnte sie aber auch in absoluter Stille liegen, sich gedankenvoll mit irgendeinem einfachen Geduldspiel beschäftigen oder auch nur mit einem Streifen Papier, das sie so lange auf- und wieder abrollte, bis ihr die Augen zufielen.

Ich nahm unser Zimmer etwas näher in Augenschein, um zu sehen, wie es bei Tageslicht aussah. Es war das typische Hotelzimmer im Dachgeschoß. Auf einer Seite hing die Decke bis einen Meter über dem Boden und ließ gerade genug Platz für ein kleines Fensterchen, das aufs Dach blickte. An Möblierung gab es ein Bett, einen Schrank und, vor einem Spiegel an der Wand, ein Tischchen mit Kanne, Gläsern und Waschschüssel. Aber alles war sauber und ordentlich. Das Zimmer war hübsch tapeziert, der Boden gewachst und gebohnt.

Inzwischen hatte Alice begonnen, Tee zu bereiten. Während ich beim Komitee gewesen war, hatte sie schon ihren ersten Einkauf in Paris erledigt: einen kleinen Spirituskocher, ein Kännchen für den Tee und einige Lebensmittel.

Wir tranken gemächlich unseren Tee, saßen auf der Bettkante, vor uns die schlafende Mignon, und ich fühlte eine tiefe Dankbarkeit – eine tiefe Dankbarkeit gegenüber dem Schicksal und den Umständen, für all das, was wir bisher er-

reicht hatten. Vor nicht einmal vier Tagen waren wir noch in Wien gewesen, voll der Sorge wegzukommen und vollkommen ahnungslos, ob unserem Versuch, illegal nach Frankreich einzureisen und bis Paris zu kommen, Erfolg beschieden sein würde – oder nicht. Und nun waren wir da. Alle drei gemeinsam, sicher und beruhigt, jedenfalls fürs Erste.

WAS WIR ZURÜCKGELASSEN HATTEN

Alles hatte an diesem verhängnisvollen 11. März 1938 begonnen, als die deutschen Truppen an der österreichischen Grenze standen, bereit, sie zu überqueren. Natürlich hatte sich dieser Moment schon seit Langem angekündigt. Die rasant anwachsende Terrorwelle in Deutschland hatte uns schon seit den späten zwanziger Jahren bedrückt und der Anbruch des Dritten Reichs am 30. Januar 1933 hatte die ganze Welt aufgeschreckt. Aus allernächster Nähe bekamen wir die Folgen aber erst nach dem Einmarsch in Österreich zu sehen.

Zuerst einmal gab es plötzlich eine grundlegende Änderung der Atmosphäre – binnen eines einzigen Tages.

Am 11. März verbrachte ich den Morgen wie üblich in der mathematischen Abteilung des Physikalischen Instituts. Eine große Spannung war zu spüren, und die Bereitschaft, die drohende Herausforderung anzunehmen. Es schien, dass der Aufruf der Regierung zur Errichtung einer Einheitsfront gegen alle Feinde des Landes bei der Bevölkerung auf breite Zustimmung stieß. Die Hauptstraßen waren voller Demonstranten, die ihre Entschlossenheit zur Verteidigung des Landes gegen jeden Angriff, ob von außen oder von innen, signalisierten. Ich fühlte mich geneigt, dieser Reaktion größte Bedeutung beizumessen, denn die damalige österreichische Regierung, die über fast alle Attribute verfügte, die ein totalitäres Regime auszeichnen, hatte unter der Bevölkerung sonst kaum Unterstützung. Es schien, als ob Österreich erwacht wäre, um den Schrecken des Dritten Reichs und seiner österreichischen Handlanger zu erkennen und als ob das Land sich entschlossen hätte, standzuhalten.

Aber schon am Abend desselben Tages waren die stillen Manifestationen für Österreich verschwunden. An ihre Stelle waren die lärmenden Aufmärsche für Deutschland und seinen Irren getreten. Die österreichische Regierung war zurückgetreten und Deutschlands Agenten, die fünfte Kolonne, hatten die Macht übernommen. An diesem Abend – mein Kollege, den ich zuvor erwähnte, hatte uns bereits verlassen – saßen Alice und ich lange Zeit still beisammen. Später schalteten wir wieder das Radio ein. Sie spielten deutsche Märsche und brachten Reportagen von den überlaufenen Hauptstraßen der Stadt. Die hysterischen Sprechchöre und Schreie der aufgeputschten Massen, die aus dem Lautsprecher kamen, ließen uns erschauern. Wir schalteten ab und hörten in regel-

mäßigen Abständen, wie draußen die Sturmtruppen des Irren im Eiltempo vorbeimarschierten und das Echo ihrer eisenbeschlagenen Stiefel durch unsere Straße hallte, während die Leute auf der Straße einander brüllend die Grußformel des Irren darboten.

*

In den darauffolgenden Tagen und Wochen wiederholte sich ein ganz spezielles Erlebnis wieder und immer wieder: Auf der Straße begegnete mir ein guter Bekannter, vielleicht auch ein Kollege oder einer unserer Studenten. Ich war drauf und dran, ihn auf die aktuelle Lage anzusprechen, doch während er näher kam, sah ich an ihm das Parteiabzeichen des Irren. Ich erinnere mich noch an das erste Mal, es war einer meiner Kollegen: Ich blieb stehen und starrte stumm. Zuerst auf sein Parteiabzeichen und dann auf ihn. Da begann er zu erklären:

„Du weißt, wie ich über diese Sachen denke und fühle. Daran hat sich nichts geändert. Aber ich musste mich der Bewegung anschließen. Ich musste ganz einfach.“

Bald war ich es müde, all den Entschuldigungen zu lauschen und versuchte, diese Begegnungen einfach zu vermeiden. Wann immer ich das Gefühl hatte, nun einem Bekannten in die Arme zu laufen, der mir als „reiner“ *Arier* bekannt war, bog ich ab, bevor ich noch gesehen hatte, ob er nun das Abzeichen des Irren trug oder nicht. Dabei war ich aber nicht immer erfolgreich. Eine ganze bestimmte Begegnung hat sich in allen Einzelheiten in mein Gedächtnis eingegraben.

Ein Mann in brauner Uniform blieb direkt vor mir stehen. Zuerst war ich erschrocken, aber dann erkannte ich das Gesicht eines Kollegen, den ich immer für seine Offenherzigkeit geschätzt hatte. Er grüßte mich und fragte: „Du weißt, wie sehr ich immer gegen all das gewesen bin?“

„Daran erinnere ich mich sehr gut, es ist ja schließlich erst vier Tage her.“

„Nun“, sagte er, „ich habe mich geirrt. Ich bin inzwischen zur Überzeugung gekommen, dass diese Bewegung etwas Großes ist und dass ich Teil davon sein will.“

Dieser Kollege, der aus einer böhmischen Familie kam, war ein guter Freund von mir. Vor seiner beruflichen Laufbahn hatte ich ihm beim Studium und den Prüfungen geholfen und wir waren in engem Kontakt geblieben. Ich kannte ihn als einen leichtlebigen, aber aufrichtigen und ehrlichen Burschen. Ihn in einer braunen Uniform zu sehen, schockierte mich zwar, aber ich hatte trotzdem keinerlei Scheu, offen mit ihm zu sprechen und darum sagte ich:

„Du hast deine Meinung aber sehr schnell geändert.“

„Ich weiß. Das war eine schnelle Entscheidung. Normalerweise hätte ich darüber länger nachdenken wollen, aber ich wurde zum Beitritt aufgefordert und

konnte mir die Gelegenheit, einfach und schnell aufgenommen zu werden, nicht entgehen lassen. Später hätte es viel komplizierter werden können, vor allem wegen meiner böhmischen Vorfahren.“

Ich stimmte zu, dass solche Schwierigkeiten durchaus im Bereich des Möglichen gelegen hätten. Sein Name und sein Aussehen ließen schließlich keinen Zweifel an seiner böhmischen Herkunft. Dann sagte ich: „Du hast also die Gelegenheit, wie du sagtest, Teil davon zu werden, beim Schopf ergriffen. Würde es dir etwas ausmachen, mir dieses ‚davon‘ genauer zu erklären?“

„Nun, in den letzten paar Tagen hat mich das Gefühl immer mehr überwältigt, dass diese Bewegung drauf und dran ist, Geschichte zu machen – Geschichte für Deutschland und für die ganze Welt.“

„Darf ich davon ausgehen, dass in deiner Analyse das Wort ‚Geschichte‘ gleichzusetzen ist mit ‚Veränderung‘?“

„Genau. Es wird die Welt verändern.“

„Und jede Veränderung kann zu einer Verbesserung oder zu einer Verschlechterung führen?“

„Sicher, aber die gegenwärtige Situation ist derart schlecht, dass sie schlechter gar nicht sein kann. Eine Veränderung kann nur Besserung bedeuten.“

Dieses Argument hatte ich nun schon viele Male gehört und war momentan absolut nicht gewillt, darauf einzugehen. Stattdessen sagte ich: „Es gibt aber auch die Frage der Mittel und Wege, durch die eine Veränderung stattfindet.“

„Ich weiß, worauf du hinauswillst“ war seine Antwort. „Ich weiß auch noch, wie wir beide von den Praktiken und Zielen dieser Bewegung immer abgestoßen waren – von der Wahrscheinlichkeit eines Krieges und von der Verfolgung der *Nichtarier* im Allgemeinen und *der Juden* im Besonderen.“

Zu Beginn unserer Unterhaltung waren wir noch gestanden. Plötzlich wurde mir bewusst, dass wir uns, Seite an Seite, in Bewegung gesetzt hatten und neben einem braun Uniformierten zu gehen, erfüllte mich mit Scham. So blieb ich unvermittelt stehen und sagte:

„Du musst mir nicht dein gutes Gedächtnis beweisen. Mir ging es eigentlich darum, wie du *jetzt* denkst.“

Auch er war stehen geblieben und stand mir gegenüber, als er antwortete:

„Was den Krieg betrifft, glaube ich, dass Kraft und Antrieb der Bewegung derart kolossal sind, dass sie wie ein Lauffeuer über die Welt hinwegfegen könnte. Es müsste nicht einmal richtig Krieg geben. Sollte Krieg aber da und dort nötig sein, würde auch das mich nicht stören, denn Krieg war immer schon ein Motor der Geschichte.“

„Wie praktisch“, sagte ich. „Und wie ist es mit den Verfolgungen?“

„Ich denke, die sind eher nebensächlich. Das sind doch nur Auswüchse des Pöbels, die bald wieder vorbei sein werden.“

Es lag mir auf der Zunge zu fragen „Und was ist mit den Verfolgten?“, stattdessen aber beschloss ich, die Diskussion zu beenden und zu gehen. Er hielt mich auf.

„Warte einen Moment. Ich habe etwas mit dir zu besprechen. Ich hatte ohnehin vor, dich dieser Tage aufzusuchen, aber genauso gut können wir es gleich hier erledigen.“

Ich blickte ihm ins Gesicht.

„Paul“, sagte er mit ernster und bedeutsamer Stimme, „ich glaube, du solltest dich unserer Bewegung anschließen“.

Ich blickte ihm immer noch ins Gesicht.

„Paul“, fuhr er fort, „ich habe eine ganze Menge über dich nachgedacht. Ich kenne deine Ansichten. Und ich weiß, wie wichtig sie für dich sind. Aber trotzdem denke ich, du solltest dich uns anschließen.“

Ich blickte weiter in sein Gesicht.

Er erwiderte es eine Zeitlang schweigend und fuhr dann fort: „Ich sehe die Verachtung in deinem Blick und sie überrascht mich nicht. Ich habe sie erwartet und sie ist mir auch egal. Hauptsache, du gibst mir die Zeit, um die Sache in Ruhe zu besprechen.“

Mir hatte es inzwischen die Sprache verschlagen, also blickte ich weiterhin nur in sein Gesicht.

„Paul“, sagte er, „vor allem möchte ich, dass dir klar ist, wie leicht es derzeit ist, beizutreten. Es wird keinerlei Schwierigkeiten geben, außer...“

Inzwischen hatte sich die in mir kochende Wut zu Sarkasmus gewandelt und ich unterbrach ihn, fast schreiend: „Du meinst, man wird mich akzeptieren? Ich bekomme Zugang zu euren Kriegsgeräten, vorausgesetzt, ich bin bereit, selbst die Streitaxt aufzunehmen und ordentlich zu schwingen?“

„Nun reg’ dich nicht auf“, sagte er. „Über all das können wir später reden. Momentan möchte ich mit dir nur die Frage der Zulassung diskutieren. Und ich glaube, es ist wichtig, erst diesen Aspekt zu klären, bevor du erwägst, dich uns anzuschließen oder nicht.“

„Ich glaube, ich verstehe deinen Zugang zu der Angelegenheit, denn die Sache mit der Zulassung war ja auch für dich der entscheidende Faktor.“

„Ja, nun wirst du beleidigend, aber das macht mir nichts aus, solange du mich nur zu Ende sagen lässt, was ich dir sagen will.“

Er machte eine kurze Pause und fuhr in einer Art fort, die an eine vorbereitete Rede denken ließ.

„Weder du noch ich haben uns jemals mit Fragen von Rasse oder Religion beschäftigt. Ich wette, du hast keine Ahnung von meiner Religion, obwohl wir einander nun schon viele Jahre so gut kennen und ich habe auch keine Ahnung von der deinen. Plötzlich aber ist dies bedeutend geworden und ich gehe hoffentlich recht in der Annahme, dass Alice nicht jüdischer Herkunft ist. Ich würde nicht daran zweifeln, wäre da nicht ihr schwarzes Haar...“

Mir wurde bewusst, dass dieses Gefühl, das sich in mir so rasch gegen meinen ehemaligen Freund aufgebaut hatte, weniger mit Verachtung als mit Mitleid zu tun hatte. Aber ich ließ es mir nicht anmerken. Stattdessen sagte ich lediglich: „Somit reduziert sich also das Problem, Weltgeschichte zu machen, nun auf das Problem schwarzer Haare...“

Er beachtete meinen Einwand nicht und fuhr fort. „Sollte Alice wirklich jüdischer Herkunft sein, müsstest du dich natürlich von ihr scheiden lassen.“

Erst jetzt wurde mir klar, wie tief er gefallen war. Das war nun keine abstrakte Anregung mehr. In den vergangenen drei Jahren war er als enger Freund oft bei uns zu Hause gewesen. Was er soeben vorgeschlagen hatte, betraf etwas sehr Konkretes, das er aus allernächster Nähe kannte.

In meinem Innersten suchte ich nach einer Erklärung und ich kam zu dem Schluss, dass die Ideen eines Irren, wenn sie nur energisch genug propagiert werden, sehr leicht sämtliche positiven Merkmale einer ehrlichen Person durchschnittlicher Charakterstärke auslöschen oder gar in ihr Gegenteil verkehren können. Und ich kam auch zu dem Schluss, dass ich in diesem alten Freund nun einen möglichen Feind zu sehen hatte.

Ich war nahe dran, mich über sein armseliges Urteil, das ihn seine „Zweifel“ auf Alice beschränken ließ, lustig zu machen. Weil mir aber klar wurde, dass er von der Bewegung, der er diente, bereits völlig versklavt war, entschied ich mich, ihm keinerlei weitere Informationen zu geben und ihn lieber im Zustand der Unwissenheit zu belassen.

*

In den Wochen und Monaten, die dem deutschen Einmarsch in Österreich folgten, wurde der Prozess der *Gleichschaltung* äußerst effektiv vollzogen. Er bedeutete die Einverleibung Österreichs in das Dritte Reich in all ihren politischen und wirtschaftlichen Aspekten. Danach kam die spezielle Phase der *Arisierung*: Alles jüdische Eigentum, alle Geschäfte, groß oder klein, alle wichtigen Posten, wurde an *Arier* übertragen. Die jüdischen Eigentümer stimmten entweder „freiwillig“ zu oder sie wurden in Konzentrationslager deportiert. Später wurde dieser Prozess auch auf gemieteten Besitz, wie zum Beispiel Wohnungen, ausgedehnt. Jedes *rassisch reine* Mitglied der großdeutschen Nation konnte sich

eine Wohnung aussuchen und binnen weniger Tage waren die jüdischen Bewohner, Mann, Frau, Kinder, auf dem Weg ins Konzentrationslager.

Wenn wir unsere Freunde oder Verwandten besuchten, drehten sich die Gespräche meist darum, wer seit unserem letzten Zusammentreffen deportiert worden war, wer von seinem oder ihrem *arischen* Ehegatten geschieden worden war, welche Anforderungen für Einreisevisa in dieses oder jenes Land gestellt wurden, wer emigriert war oder was man von ihm gehört hatte.

Dass man Alice und mich praktisch unbehelligt gelassen hatte, könnte zum Teil an unserer Hausmeisterin gelegen haben. Sie war eine junge Frau, eine Witwe, die versuchte, im Leben nicht zu kurz zu kommen und Beziehungen zu verschiedensten Männern pflegte, hauptsächlich zu SA-Männern, die zeitweilig in der Nachbarschaft stationiert waren. Mehr interessierte sie nicht. Sie kümmerte sich nicht um Politik und auch nicht ums Tagesgeschehen. Aber der Umgang mit all diesen Leuten gab ihr auch eine Art Macht über sie. Ich erinnere mich, wie ich einmal meine Wohnung verließ, die wie ihre im Erdgeschoß lag und sie mitten in einer Diskussion mit zwei SA-Männern vorfand. Sie blockierten den ganzen Gang und so konnte ich nicht vorbei und hörte einen der Männer fragen: „Sind Sie in diesem Haus die Vertrauensperson der Partei?“

„Ja“, antwortete sie.

„Leben hier irgendwelche Juden oder andere Feinde?“, schaltete sich der andere SA-Mann ein.

„Meines Wissens nicht.“

„Und was ist dann mit der Erdgeschoßwohnung zur Straße hin?“

Das war meine Wohnung. Ich hätte gewünscht, an ihnen vorbei und verschwunden zu sein. Aber sie waren so in ihr Gespräch vertieft, dass sie gar nicht merkten, dass ich vorbei wollte und so machten sie auch nicht Platz.

Statt zu antworten, fragte die Hausmeisterin: „Was soll mit der Wohnung schon sein?“

„Sie ist nicht beflaggt. Keine Fahne, kein einziges Parteizeichen, überhaupt nichts.“

Ich dachte schon, nun hätte meine Stunde geschlagen und rechnete mit dem Schlimmsten. Aber die Hausmeisterin brach in Gelächter aus.

„Ha, ha, ha! Ist das alles?“

„Was ist denn so komisch“, fragte einer der SA-Männer.

Die Hausmeisterin zwang sich, wieder ernst zu sein und erklärte:

„Die Leute in dieser Wohnung haben noch nie ihre Fenster geschmückt. Niemals, seit sie hier wohnen, und das sind immerhin schon neun Jahre. Es gab dutzende Anlässe, wo alle ihre Fenster schmückten, aber sie nicht. Sie haben

sich niemals auch nur für eine einzige der zehn oder zwanzig Parteien interessiert, die wir hatten. Ich glaube, die interessieren sich für so was überhaupt nicht. Vielleicht haben sie auch gar nicht die Zeit dazu. Soviel ich weiß, ist der Mann Wissenschaftler und arbeitet Tag und Nacht.“

„Also gut, also gut“, sagte der SA-Mann ungeduldig. „Aber ich befehle Ihnen, sich darum zu kümmern, dass hier anständig beflaggt wird.“

„Ich werde mich bemühen“, sagte die Hausmeisterin.

Die vertraute österreichische *Gemütlichkeit* war aus den Straßen längst verschwunden und durch sklavisches preußisches Disziplin ersetzt worden. Die ganze Stadt machte den Eindruck einer Nation auf dem Marsch. Marschierende Kolonnen in braunen Uniformen (die gewöhnlichen Sturmtruppen), schwarzen Uniformen (die Elitetruppen der Partei), grauen Uniformen (die großdeutsche Armee), exotischen Uniformen (die zukünftige Kolonialarmee des Irren), exerzierende Kolonnen von Zivilisten und marschierende Kolonnen der Jugendorganisation der Partei bis hinunter zu den Volksschülern. Überall war der Lärm schriller Kommandos und stampfender Stiefel zu hören.

Aber in vielen Straßen Wiens gab es auch andere Neuerungen zu sehen: Lange Menschenschlangen vor den ausländischen Konsulaten. Männer, Frauen, Kinder aller sozialen Schichten standen da in absoluter Stille. Mit geistesabwesendem Gesichtsausdruck warteten sie, bis sie an die Reihe kamen, mit den Konsulatsbediensteten über ihre Hoffnungen zu sprechen, Visa zu erlangen: Visa für sich oder schriftliche Visazusagen für ihre Verwandten in den Konzentrationslagern, für ihre Väter, Gatten, Onkel oder Söhne in Dachau oder Buchenwald, für deren Entlassung aus dem Lager, so sagten es die Gerüchte, solch eine schriftliche Zusage helfen würde. Welch einen Kontrast bot diese stumme Verzweiflung gegenüber dem ringsum herrschenden lärmenden Enthusiasmus für Deutschlands Größe.

In diesen Warteschlangen verbrachten Alice und ich den Großteil unserer Zeit, wechselten uns ab, so dass immer einer von uns beim Baby sein konnte. In den Gesichtern der anderen Wartenden konnte ich ein Spiegelbild von mir selbst sehen, abgesehen davon, dass manche vielleicht tiefere Besorgnis, konkreteres Leid oder größere Hoffnungslosigkeit zeigten. Eines aber war allen gemeinsam: Sie hatten das Stadium von Auflehnung oder Hass längst hinter sich gelassen und waren in jenes von Resignation und Distanziertheit eingetreten und – von reiner Sachlichkeit. Die Schlangen waren lang und bewegten sich nur langsam. Bei denen, die warteten, entwickelte sich ein ganz neuer Wesenszug: Geradezu regungslose Geduld. Vor manchen Konsulaten mussten wir uns bereits am

Abend anstellen, um am nächsten Morgen überhaupt ins Innere des Gebäudes vorgelassen zu werden.

*

Das Resultat all dieser Warteschlangenaufenthalte war, neben der Erlangung von Geduld, ein Haufen auszufüllender Formulare, von denen ein jedes eine Vielzahl meist irrelevanter Informationen verlangte, die durch Fotos und andere Dokumente zu ergänzen waren. Manchen von ihnen – für Australien zum Beispiel – musste als Bearbeitungsgebühr ein bestimmter Betrag in fremder Währung beigelegt werden. Während einer von uns in der Schlange stand, war der andere damit beschäftigt, die Formulare auszufüllen und Dokumente wie Leumundszeugnisse oder Geburtsurkunden zusammenzustellen.

Die gemäß den verschiedenen Anforderungen ausgefüllten Formulare verschickten wir per Post. Außer in drei Fällen kamen, soweit ich mich erinnern kann, stets vorgedruckte Antworten zurück. Die erste der drei Ausnahmen war eine Postkarte vom Generalkonsul der USA, die uns informierte, wir wären in die Warteliste aufgenommen und würden zu gegebener Zeit eine Einladung zu persönlicher Vorsprache erhalten. Bei einem zweiten Besuch des Konsulats, drang ich auf eine ungefähre Angabe der Wartezeit. Offiziell gab es keine Antwort, aber „inoffiziell“ ließ man mich wissen, dass sie gegenwärtig bei etwa fünf Jahren läge.

Die zweite Antwort kam vom britischen Konsulat und gab bekannt, dass Frauen gute Chancen hätten, aufgenommen zu werden, vorausgesetzt, sie wären für die Arbeit als Hausmädchen qualifiziert und bereit. Alice bewarb sich und wir hegten neue Hoffnung. Sogleich gingen unsere Vorstellungen mit uns durch: Vielleicht würde man Alice erlauben, das Baby mitzunehmen und vielleicht würde es ihr gelingen, wenn sie erst einmal dort wäre, auch für mich ein Einreisevisum zu bekommen. Diese und viele andere Hoffnungen hegten wir, bis sie dann zu einer Befragung vorgeladen wurde. Der Konsulatsbeamte schien von ihrer Qualifikation als Hausmädchen nicht allzu viel zu halten und damit war die Sache auch schon wieder vorbei.

Das dritte Schreiben kam unmittelbar danach, wieder vom britischen Konsulat. Diesmal wurde ich darüber in Kenntnis gesetzt, dass erwogen würde, eine begrenzte Anzahl von Butlern aufzunehmen. Ich sammelte Informationen über den Beruf des Butlers. Ich erstand dazu ein Büchlein, das damals in Umlauf war und bereitete mich gewissenhaft und hoffnungsvoll auf meine neuen Aufgaben vor. Bei der folgenden Befragung war ich anfangs mit dem Eindruck, den ich auf den Beamten machte, vollkommen zufrieden. Von einigen Berufsgeheimnissen, die ich ihm verraten hatte, schien er besonders beeindruckt: Zum Bei-

spiel, dass man Schuhpaste niemals mit einem Bürstchen auf den Schuh auftragen dürfe, sondern dafür stets die Handfläche zu benutzen habe. Er wandte sich meinen Dokumenten zu, um meinen Bescheid auszufüllen. Mittendrin hielt er, verwundert oder geschockt, inne.

„Was ist denn das?“, fragte er vorwurfsvoll und zeigte auf die Stelle, an der mein Beruf angegeben war.

Ich tat, was ich konnte, um das Glück daran zu hindern, mich wieder zu verlassen. Ich konzentrierte meine gesamte Argumentation darauf, ihn davon zu überzeugen, dass meine Erfahrungen als Wissenschaftler mich als Butler *per se* nicht disqualifizieren würden. Ich brachte auch meine ehrliche Überzeugung zum Ausdruck, dass gerade ein wissenschaftlich denkender Mensch die Voraussetzungen für einen überdurchschnittlichen Butler mitbrächte. Doch irgendwie schien er meiner Logik nicht folgen zu können und das Gespräch war beendet.

*

Weitere Änderungen überlagerten das Bild von Wien, wie ich es bisher gezeichnet habe. In ihnen spiegelten sich hauptsächlich internationale Ereignisse oder deren unmittelbares Bevorstehen wider.

Ich glaube, es war im Mai 1938, vielleicht auch erst im September, als sich die Stadt, gleichsam über Nacht, wie im Kriegszustand zeigte. In allen Straßen waren die Gehsteigkanten weiß gekennzeichnet worden, um den Verkehr auch bei Verdunkelung aufrechterhalten zu können. In kurzen Abständen gab es Wegweiser zum nächsten Luftschutzraum. Eine Menge Flugzeuge flog über der Stadt und streifte aufgrund ihrer außergewöhnlich niedrigen Flughöhe nahezu die Dächer, wohl, um die Piloten auf künftige Aufgaben vorzubereiten.

Bald danach wurde die deutsche Propagandamaschine auf die Stadt losgelassen. Das öffentliche Nachrichtensystem, das man gleich im März begonnen hatte, in den Straßen einzurichten, bildete inzwischen ein lückenloses und perfektes Netz. Mächtige Lautsprecher erfassten alle wichtigen Straßenabschnitte der Stadt und ihrer Vororte. Sie brüllten alle dreißig Minuten „Nachrichten“ aus dem Sudetenland. Das waren die *Gräuelmärchen*, die darüber berichteten, wie unschuldige deutsche Einwohner dieser tschechischen Grenzregion durch die mächtigen und bösen Tschechen gejagt, geschlagen, getötet wurden. Wochenlang ging das so.

Zwar schien es, als ob jedermann über die tatsächliche Lage und den Zweck der Übertragungen ganz genau Bescheid wüsste, aber, immer wenn die Lautsprecher die Straßen mit ihrem Lärm überschwemten, blieben die Leute trotzdem stehen, um zu horchen.

Ich erinnere mich daran, wie ich einmal an einer Straßenkreuzung wartete und ein Freund mich herzlich grüßte. Er war Mittelschullehrer, sehr sympathisch, fleißig und aufrichtig. In seiner Freizeit war er stets bemüht, seine Ausbildung zu verbessern und ich hatte ihn etliche Male als Studenten gehabt. Von seinen eigenen Erfahrungen und Lehrmethoden wiederum hatte ich selbst schon eine Menge gelernt. Diese gemeinsamen Interessen waren die Basis für unsere häufigen Treffen, die wir auch nach dem 11. März fortführten. Schon wenige Wochen nach diesem Datum hatte er mich besucht – hauptsächlich, um mir mitzuteilen, wie miserabel er sich fühlte, weil er dem Lehrerverein des Irren hatte beitreten müssen und wie sehr er sich dafür schäme, seither das Abzeichen zu tragen. Ich hatte ihn danach einige Male getroffen, er war derselbe aufrichtige Bursche geblieben. Gerade, als wir uns an der Straßenkreuzung trafen, begann der Lautsprecher mit seinem halbstündlichen Bericht und er blieb stehen, um zu horchen. Wir horchten beide. Es ging etwa so: „Und wieder wurde eine siebenköpfige sudetendeutsche Familie durch tschechische Banditen von ihrem Hof verjagt. Andere Gruppen bewaffneter tschechischer Banditen ermordeten insgesamt fünfzehn Deutsche, alles Frauen und Kinder. Ein deutsches Dorf wurde von tschechischer Polizei vollständig eingäschert.“ So ging es volle zehn Minuten lang, mit ausführlicher Beschreibung einzelner Fälle. Bis dahin hatten sich schon gut hundert Leute versammelt. Mein Freund nahm mich beim Arm und zog mich in eine kleine Seitengasse.

„Weißt du“, sagte er, „diese Lügen bringen mein Blut zum Kochen.“

„Wieso hörst du dann zu?“, fragte ich.

„Irgendwie kann ich nichts dagegen tun“, war seine Antwort. Und dann fuhr er mit leiser Stimme fort: „Es ist nämlich so, das habe ich von verschiedenen Kollegen gehört, die dort Verwandte haben, dass diese Berichte nicht etwa Erfindungen sind. Es sind ganz einfach Umkehrungen. Wenn du die beiden Nationalitäten gegeneinander vertauschst, dann hast du die reine Wahrheit. Die Partei dort wird von jenseits der Grenze mit Bomben und Gewehren unterstützt und bedroht die Tschechen mit permanentem Terror, mit Brandschatzen, Morden und Bombenanschlägen.“

Seine Stimme war sehr aufgeregt. Er fuhr fort, seine Sichtweise durch ein spezielles Beispiel zu illustrieren, dessen Augenzeuge einer seiner Kollegen an Ort und Stelle geworden war.

Am Ende unseres Gesprächs waren wir beide ganz schön außer Atem. Wir waren die steile Seitenstraße bergauf marschiert, ohne auch nur daran zu denken, unsere Schritte zu verlangsamen. Wir blieben stehen, um Luft zu schnap-

pen und jeder von uns versank in seinen eigenen Gedanken. Dann gingen wir weiter, etwas langsamer und ohne zu sprechen.

Als wir oben angekommen waren, drehte mein Freund sich zu mir und sagte: „Aber weißt du, wenn man etwas genauer überlegt, sind die Tschechen eigentlich selbst schuld. Warum mussten sie sich ausgerechnet zwischen zwei deutsch sprechenden Nationen ansiedeln?“

Erst dachte ich, er hätte geschertzt. Aber dann stellte sich heraus, dass er es vollkommen ernst meinte. Ich war so geschockt und das Argument war derart lächerlich, dass ich nicht einmal den geringsten Sinn darin sah, seine geschichtlichen Kenntnisse darüber aufzufrischen, wer sich wann und wo niedergelassen hatte. Das Gift des Irren drang in jedermanns Gedanken und Seele. Es war bloß eine Frage der Zeit und der fortgesetzten Wirkung.

Spätestens seit dem März wusste „jedes Schulkind“, dass es die Tschechoslowakei war, die bei *Heute Deutschland – morgen die ganze Welt* als nächstes auf dem Programm stand.

Aber nach ein paar Wochen hörte diese Propaganda plötzlich auf, um sich weniger auffälligen Themen zuzuwenden. Diese plötzliche Änderung ging nicht unbeobachtet vor sich und die ausländischen Radiosender und Zeitungen machten aus den Gründen dafür und ihrer Bedeutung kein Geheimnis: der entschlossenen Haltung der Weltmächte gegenüber den Ansprüchen des Irren. Das einfache Volk, also die Masse seiner Anhänger, das schon große Hoffnungen auf zukünftige Siege gehegt hatte, war enttäuscht. Erstmals lernten sie den Geschmack der Niederlage kennen und verliehen dem in geflüsterten Diskussionen Ausdruck. Eines Tages lief mir mein böhmischer Kollege in seiner braunen Uniform über den Weg.

„Ich bin enttäuscht“, sagte er. „Mir ist klar geworden, dass das Feuer nur ein Strohfeuer war. Ich bedaure es, dass ich beigetreten bin. Ich wünschte, ich wüsste, wie ich sicher wieder herauskomme. Aber ich fürchte, jetzt sitze ich in der Klemme.“

Diese Situation verschaffte mir zwar einige Befriedigung, aber keinerlei Grund für wirkliche Hoffnung. Der Irre war auf sein erstes Hindernis gestoßen und musste einen Schritt zurück, aber die Annahme war nur naheliegend, dass er einen neuen Anlauf nehmen und dann wahrscheinlich besser vorbereitet sein würde.

*

Anfang September 1938 machten Nachrichten über intensive Aktivitäten unter den Westmächten gewaltigen Eindruck in der Stadt. Für die besessenen Anhänger des Irren waren es Anzeichen dafür, dass Westeuropa sich darauf vorbereite-

te nachzugeben und dass sich Deutschland auf dem Sprung zur Weltherrschaft befände. Für die Unterdrückten wiederum bedeuteten die Nachrichten, dass der Westen sich zum Handeln entschlossen hatte und damit neue Hoffnung. Ich malte mir aus, der Westen hätte beschlossen, aus seinem Sieg vom vergangenen Mai, der der Moral des deutschen Volkes einen ordentlichen Dämpfer versetzt hatte, Kapital zu schlagen. Ich träumte von einem Ultimatum der Westmächte, das in der deutschen Wehrmacht eine tiefe Spaltung hervorriefe, einen Sieg für ihre gemäßigten Elemente und die Vernichtung des Irren.

Aber „München“ setzte allen Träumen und Hoffnungen ein Ende. Der Westen hatte sich ergeben. Die Sudetendeutschen waren „befreit“. Ihr bergiges Territorium, in dem sich die wichtigsten Festungsanlagen des tschechischen Verteidigungssystems befanden, wurde zu deutscher Erde. Ein noch größerer, noch wichtigerer Sieg des Irren lag in der Luft. Die breite Masse, die in den vergangenen Monaten zu zweifeln begonnen hatte oder gleichgültig geworden war, kehrte mit einer in der bisherigen Geschichte beispiellosen Hingabe zu ihm zurück, bereit, blind und ohne Fragen zu folgen. Auch diesmal wusste die Schlussfolgerung „jedes Kind“:

„Jetzt haben wir die Tschechoslowakei so gut wie in der Tasche.“

Und der kleine Mann auf der Straße wusste noch mehr:

„Die tschechischen Škoda-Werke gehören praktisch schon uns. Bald werden wir noch mehr Panzer haben.“

Der Refrain *Heute gehört uns Deutschland – morgen die ganze Welt* schallte viele Tage lang durch die Straßen.

*

Inzwischen waren die Deportationen häufiger geworden und die Nachrichten, die dann und wann aus Dachau und Buchenwald kamen, wurden immer beängstigender.

Anfänglich schienen die Deportationen auf einer Art System zu beruhen, das Vorhersagen zuließ. Die generelle Regel schien zu sein, dass die Opfer unter jenen ausgesucht wurden, die wohlhabend waren, gutgehende Geschäfte oder hübsche Wohnungen besaßen. Man konnte das Risiko, deportiert zu werden, dadurch verringern, dass man rasch sein Eigentum los wurde oder seine schöne Wohnung gegen eine ärmlichere eintauschte.

Inzwischen aber schienen die Deportationen keinem bestimmten Muster mehr zu folgen und auch ihr Zweck war ein anderer. Teilweise schien es, sie sollten die Auswanderung beschleunigen, teilweise schienen sie eine Reaktion auf auswärtige Ereignisse oder schlicht und einfach Werkzeug der Außenpolitik des Dritten Reichs zu sein. In dieser neuen Form, bei der man Leute wahllos zu

Hause oder auf der Straße verhaftete, kamen sie in unvorhersehbaren Wellen, begleitet von anderen Gräueltaten.

Der Terror erreichte seinen Höhepunkt im November 1938, als Reaktion auf ein Ereignis, das meinem Gedächtnis entfallen ist – es könnte die Erschießung eines deutschen Beamten irgendwo in Westeuropa gewesen sein. Ich war damals wegen einer Operation im Spital und dass ich verschont blieb, habe ich wahrscheinlich dem puren Zufall zu verdanken. Ich habe den rasenden Terror nicht selbst miterlebt, aber im Spital sah ich einige seiner Opfer, die aus der Notaufnahme gebracht wurden. Ich bringe es nicht fertig, niederzuschreiben, was ich gesehen habe. Selbst jetzt, nach so vielen Jahren, erfüllt mich allein der Gedanke daran mit Abscheu und Grauen.

Spitalsbesucher berichteten schreckliche Dinge von den Ereignissen auf den Straßen und ich erinnere mich besonders daran, dass sie alle uns darum beneideten, dass wir im Spital und dadurch geschützt waren.

Situation und Atmosphäre dort waren ziemlich merkwürdig. Das von einem jüdischen Wohltäter gegründete Spital wurde von der Wiener jüdischen Gemeinde betrieben. Die meisten der Patienten und fast alle Ärzte waren Juden oder *gemischter Abstammung*. Die meisten Krankenschwestern aber, wie überhaupt das meiste Personal, waren *arisch* und mussten ständig zu Betriebsversammlungen der Partei. Die Schwestern erkannten die Gefahr, dass der Pöbel eindringen und das Spital zerstören könnte. Die Oberschwester setzte sich über eine Parteidirektive hinweg, beriefen eine Versammlung ein und erwirkten einen Beschluss, dass Spital und Patienten geschützt werden müssten. So wurden Gruppen gebildet, die das Gebäude rund um die Uhr bewachten. Sie taten auch ihr bestes, die Spannung von den Krankenzimmern fernzuhalten und den Patienten ein Gefühl von Sicherheit zu vermitteln.

Ich erinnere mich noch an eine andere Geschichte, die sich im Spital zutrug. Ich lag mit gut zwanzig anderen Patienten in einem großen Krankensaal. Es war der dritte oder vierte Tag nach der Operation und ich fühlte mich körperlich ziemlich schwach. Zur Besuchszeit saß Alice neben meinem Bett. Ihr Blick war beständig auf mich gerichtet, sie schien in Gedanken verloren, die sie zwischen großer Besorgnis, Mitleid mit meinen Beschwerden und Erleichterung darüber, dass ich es überstanden hatte, hin und her rissen. Mignon saß in ihrem Gips auf ihrem Schoß und trug einen neuen blauen Mantel, den die Mutter von Alice für sie geschneidert hatte. Sie war vollkommen still, die Spitalsumgebung war ihr fremd. Alice versuchte mehrmals, sie auf mein Bett zu setzen, aber jedes Mal widersetzte sie sich. „Nein“, sagte sie jedes Mal, sonst nichts.

Während ich es genoss, mit meiner kleinen Familie zusammen zu sein, kamen zwei weitere Besucher: der Kollege böhmischer Herkunft, den ich bereits erwähnte und ein Student, den ich nur gelegentlich getroffen hatte. Beide waren in Zivil und als ich dorthin blickte, wo normalerweise das Parteiabzeichen getragen wurde, erklärte der Student:

„Wir haben es abgenommen, bevor wir das Spital betraten.“

Mein Kollege erklärte mir, dass der Student sich auf seine Doktorarbeit in Physik vorbereite, dass er nun dabei sei, das Referenzmaterial zu studieren, welches ihm als Basis seiner Thesen dienen sollte und mir gerne ein paar Fragen stellen würde. Der Student sagte hierauf, dass er Probleme mit der Mathematik habe und dass er dächte, er würde mit dem Verstehen des Textes keine Probleme haben, wenn er erst einmal die mathematischen Teile verstünde.

„Das ist ziemlich klar“, wandte ich mich an meinen Kollegen, „wenn er Mathematik könnte, hätte er auch keinerlei Probleme, Physik zu verstehen“. Und an den Studenten gewendet fuhr ich fort:

„Sie suchen also nach einer Abkürzung, nach einer Art goldenem Weg zur Physik, der vollkommen an der Mathematik vorbeigeht?“

„Ganz so arg ist es nicht“, sagte der Student, „mit der Art von Mathematik, wie sie zu den gewöhnlichen Physiklehrgängen gehört, habe ich kein Problem. Aber diese Texte hier scheinen derart viel vorauszusetzen, dass es mir einfach zu hoch ist. Darum habe ich mich gefragt, ob sich das Ganze nicht auch in einfacheren Begriffen erklären ließe.“

Ich versprach, später einen Blick auf die Texte zu werfen und sie gingen.

„Ich glaube nicht, dass du dich jetzt mit solchen Dingen plagen solltest“, sagte Alice, nachdem sie gegangen waren.

Nach der Besuchszeit, als meine beiden Mädchen mich verlassen hatten, fühlte ich mich ziemlich niedergeschlagen und brütete über den düsteren Ausichten für die Zukunft. Ich bekämpfte Niedergeschlagenheit meist dadurch, dass ich mich mit der einen oder anderen Sache beschäftigte und so nahm ich eines der beiden Bücher zur Hand, in die hineinzusehen ich versprochen hatte. Es war der Jahrgangsband eines Physikjournals und schon einige Jahre alt. Seit März hatte ich kein einziges Mal mehr ein technisches Buch in der Hand gehabt.

Ich warf einen Blick auf den bewussten Artikel. Ich betrachtete die einzelnen Formelzeichen und versuchte mich zu zwingen, ihre Bedeutung zu erkennen. Doch es war umsonst. Je länger ich die Seite betrachtete, umso mehr erschien mir die Zusammenstellung der verschiedenen Zeichen als verwirrender Dschungel ohne jeglichen Sinn. So begann ich, den begleitenden Text zu lesen. Aber

auch die Worte führten zu nichts. Ich blätterte um: wieder das Gleiche. Schwarze Zeichen auf weißem Papier. Es gab irgendeine Art von Struktur darin, aber keinen Sinn. Ich versuchte, den Text laut zu lesen, ich hörte meine Stimme, doch sie war nichts als Schall.

Allmählich gab ich auf und überließ mich meiner Erschöpfung. Das Nächste, woran ich mich erinnere, ist meine eigene Stimme, die mich weckte, als sie nach der Schwester rief:

„Bitte nehmen Sie es von hier weg, es drückt mich, es ist zu schwer.“

„Es“ war das Buch, das auf meiner Brust lag.

*

Zu diesem Zeitpunkt war mir noch nicht klar, was diese Erfahrung bedeutete. Aber später, nach zwei oder drei weiteren ergebnislosen Versuchen, technische Artikel zu lesen, wurde mir klar, was passiert war. In dieser Welt, die mich seit März umgab, hatte die Wissenschaft für mich ihre Bedeutung verloren. Die Mathematik, die so lange mein Beruf war, mein Hobby, mein Bezugspunkt, meine Art zu denken, meine Zuflucht bei Sorgen oder Bedrücktheit, meine verlässlichste Anregung, meine Erholung wie auch meine Arbeit, kurz mein ganzes Leben, sie hatte ihre Bedeutung für mich verloren. In dieser Welt hatten Wissenschaft, Kunst, kulturelle Werte keine Bedeutung mehr. Das einzige, was noch zählte, beherrschte den Geist in unerbittlicher Realität mit dem unaufhörlichen Rhythmus stampfender Stiefel: Die Sturmtruppen des Irren. Das und nur das war das Alpha und das Omega dieser Welt.

Erst als ich aus dem Spital nach Hause kam, erfuhr ich die Neuigkeiten, die Alice von mir fern gehalten hatte: Etliche ihrer Verwandten waren deportiert worden, darunter ein junges Pärchen, das gerade das erste Kind bekommen hatte. Ein anderer Verwandter, der auf der Straße misshandelt worden war, hatte Knochenbrüche davongetragen. Mehrere Freunde und Bekannte waren verschwunden. Einige hatten es geschafft wegzukommen und Nachricht geschickt.

Sonst kann ich mich an nichts Bestimmtes in jener Zeit erinnern. Ich muss damit beschäftigt gewesen sein, wieder gesund zu werden.

*

Das nächste, woran ich mich erinnere, ist ein Abend im März 1939. Ich wartete auf die Straßenbahn, aber es kam keine. Ich ging ein paar Straßen weiter, zu einer anderen Linie, aber auch das war vergebens. Niemand wartete an den Haltestellen, aber die Leute standen in kleinen Grüppchen an den Hausecken.

„Gibt's irgendein Problem mit der Straßenbahn?“, fragte ich eine Gruppe von drei Frauen.

Einen Moment schauten sie einander an, dann mich. Dann sagte eine von ihnen: „Wir wissen es nicht.“ Aufgrund ihrer widerstrebenden Art war mir klar, dass sie die Antwort sehr wohl wüssten, es aber für besser hielten, nicht darüber zu sprechen. Also fragte ich weiter:

„Fährt die Straßenbahnen nicht oder ist es nur eine zeitweilige Störung?“

„Also gut, es ist nur zeitweilig, aber es wird wahrscheinlich den Rest des Abends dauern“, sagte die eine.

„Und über die Nacht“, fügte eine andere hinzu.

„Also wissen Sie Bescheid“, sagte ich, „wieso sagen Sie es mir dann nicht?“

Sie schauten sich um und dann sagte die eine: „Ach, Sie wissen schon.“

„Warum sollte ich fragen, wenn ich es weiß?“

„Weil es doch jeder weiß“, sagte sie, senkte ihre Stimme und sah sich nochmals prüfend um. „Es gibt Truppenbewegungen durch die Stadt. Sie sagen, es wird die ganze Nacht dauern.“

Auf meinem Fußmarsch nach Hause sah ich andere Gruppen von Leuten, meistens Frauen, die an Häuserecken oder in Einfahrten standen. Sie waren still oder unterhielten sich flüsternd. Ich hatte den Eindruck, sie sahen ihre Stille als ihren Beitrag zur „großen Sache“.

Am nächsten Tag brüllten die Lautsprecher die Nachricht durch die Stadt: Die Besetzung der Tschechoslowakei hatte am Morgen begonnen und war fast schon vollendet.

Ich konnte dem Ganzen keine besondere Bedeutung beimessen, da es ja nur die logische Konsequenz des Münchner Abkommens war. Andererseits fand ich es doch eher erstaunlich, dass es erst jetzt stattfand. Irgendwie fühlte ich mich fast erleichtert, dass nichts Ernsteres hinter den Truppenbewegungen steckte. Sie haben sich nur genommen, was ihnen ohnehin schon gehört hat, dachte ich mir.

Die folgenden Tage und Wochen zeigten mir, wie sehr ich mich geirrt hatte. Draußen maß man der deutschen Aktion weitaus mehr Bedeutung zu. Der Sturm der Entrüstung, der über den Rest der Welt fegte und durch ausländische Radiosender und Zeitungen deutlich wurde, schien einen entscheidenden Schwenk anzukündigen. War der Westen vielleicht so naiv gewesen, an die Buchstaben des Münchner Abkommens zu glauben? Trotz der offensichtlichen Folgen, die es haben musste, die Tschechoslowakei all ihrer Festungsanlagen zu berauben? War er durch den Vertrauensbruch der Deutschen geschockt? Oder wusste der Westen vielleicht von Anfang an, was kommen würde, wollte die Deutschen aber vor dem Antlitz der gesamten Welt ans Kreuz nageln? So oder so, es lief auf dasselbe hinaus: Die Welt sammelte sich gegen die neue brutale Macht, um auszurufen: „Halt! Kein Schritt weiter!“

Es gab also Grund, neue Hoffnung zu schöpfen. Wir waren uns fast sicher: Wenn Deutschlands Drang nach der Weltherrschaft erst einmal ins Stocken geriet, würde das der Beginn seiner Niederlage sein.

Aber das hielt nicht lange an. Bald wurde klar, wenigstens uns im Inneren, dass das Dritte Reich entschlossen war, weiter zu marschieren und dass es darauf vorbereitet war, Krieg zu führen. Bereits im April oder Mai dieses Jahres war die Bevölkerung der einhelligen Ansicht, dass Deutschland drauf und dran war, den entscheidenden Krieg zu beginnen und nur noch abwarten wollte, bis die Ernte eingebracht war. Ab Juni war es ein offenes Geheimnis, dass der 15. August, ein paar Tage auf oder ab, „der Tag“ war.

*

Die Deportationen setzten sich inzwischen in beschleunigtem Rhythmus fort. Das gleiche galt für die Auswanderungen, aber nur wenige bekamen Visa. Die große Mehrheit überquerte die Grenzen zu den Nachbarländern illegal. Ein drohender Krieg würde mit ernsthaften Folgen verbunden sein. Inzwischen war klar, dass die Logik des Irren den Plan einschloss, im Falle eines Krieges alle *Nichtarier* eiskalt zu vernichten.

Wir strengten uns noch mehr an, Einreisevisa in ein freies Land zu bekommen. Als alle Versuche, über normale Kanäle Visa zu erlangen, fehlgeschlagen waren, standen zwei Dinge außer Zweifel: Erstens, dass die Welt draußen mit Intellektuellen und Wissenschaftlern gesättigt und nicht gewillt war, weitere aufzunehmen. Zweitens, dass es für mich nicht den Funken einer Chance gab, nicht einmal rein formal, mich als einer jener Handwerker zu qualifizieren, die in den verschiedensten Ländern noch eingelassen wurden. Von da an konzentrierten wir uns beim Beantragen der Visa auf weniger konventionelle Methoden, erzielten dabei aber nur die üblichen negativen Resultate.

Ich erinnere mich zum Beispiel, wie ich, gemeinsam mit einigen Kollegen, an die französische Regierung schrieb, die qualifizierten Landwirten die Einreise anbot. Wir erklärten ausdrücklich, dass wir bereit waren, unsere wissenschaftlichen Karrieren zu begraben, gäbe man uns nur die Chance, einzureisen und zu beweisen, dass wir die Landwirtschaft erlernen könnten. Wir würden einen Betrieb pachten oder kaufen und von den Nachbarn lernen, ihn zu bewirtschaften. Wir würden alles tun, überall leben, wenn man uns nur die Möglichkeit gäbe. Wenn ich heute an manche dieser Briefe denke, muss ich über so viel Naivität lachen.

Wir bemühten uns sogar besonders, dass unsere Briefe in Form und Erscheinungsbild stets einwandfrei waren. Einmal fand ich die Kleinanzeige eines Schreibbüros. An der angegebenen Adresse, in einer Privatwohnung, traf ich auf einen Mann in den frühen Vierzigern, der in eher ärmlichen Verhält-

nissen hauste. An seinem Anzug trug er das Abzeichen des Irren und er schien leicht nervös. Zuerst zögerte ich, doch dann zeigte ich ihm die Briefe, die zu schreiben waren. Nachdem er den ersten überflogen und auf die anderen einen Blick geworfen hatte, sagte er: „Sehr interessant. Das sieht aus, als ob Sie mit verschiedenen fremden Regierungen diplomatische Beziehungen aufnehmen wollten.“

Das hätte mich eigentlich erschrecken müssen, doch sein Gesichtsausdruck besagte, dass er nur scherzte. Dann entledigte er sich seines Rockes, deutete aufs Abzeichen und sagte: „Ich hasse dieses Ding. Aber ich muss es tragen, wenn ich die Türe öffne. Man weiß ja nie, wer davorsteht.“

Ich erwiderte nichts und er fuhr fort: „Ich bin in derselben Lage wie Sie, oder sagen wir, mehr oder weniger in derselben. Es hat sich erst unlängst herausgestellt.“

„Ich fürchte, ich verstehe nicht ganz“, sagte ich.

Kurz ruhte sein Blick auf mir, dann erzählte er: „Es ist eine eher komplizierte Geschichte, aber es wird Sie vielleicht interessieren. Ich arbeitete bei der Stadtverwaltung. Meine Eltern waren Katholiken und ich bin es auch. Aber, wie jeder andere auch, hatte ich die Taufscheine meiner vier Großeltern vorzulegen, wenn ich meinen Posten behalten wollte. Also begab ich mich auf die Jagd nach den Dokumenten. Zwei bekam ich sofort. Die anderen beiden kamen gar nicht. Ich wurde unsicher und wollte mir die Spannung ersparen. Also schrieb ich gleich an das Geburtenregister der jüdischen Gemeinde. Und schon kam das Dokument Nummer drei – meine Großmutter mütterlicherseits war als Jüdin geboren worden, während meine Mutter als Katholikin geboren und aufgezogen wurde. Über Dokument Nummer vier habe ich niemals etwas erfahren.“

„Hätte es denn einen Unterschied gemacht?“

„Darüber bin ich mir seltsamerweise selbst nicht im Klaren.“

„Ich verstehe. Die Vorfahren waren immer schon ein faszinierendes Thema. Und heutzutage ist es sogar in Mode. Und außerdem passt es gut zum allgemeinen Rückwärtstrend.“

„Ich bin kein Philosoph“, erwiderte er, „ich bin bloß Beamter und als solcher praktisch veranlagt.“

„Wenn ich Ihre Lage richtig beurteile, sollten Sie sagen, Sie sind Beamter gewesen. Wirklich schade, dass sich Ihre Urgroßeltern vor fast hundert Jahren nicht darüber klar waren, was sie da anrichten.“

Er lachte, ein bisschen bitter. Dann sagte er: „Ich bin mir sicher, sie hätten ihr Kind taufen lassen, hätten sie auch nur die leiseste Ahnung gehabt, was eines Tages geschehen würde.“

Es irritierte mich ein bisschen, wie schnell er seine eigene praktische Veranlagung bei den Urgroßeltern voraussetzte. Darum sagte ich: „Moment, nicht so schnell. Ich nehme an, Sie haben jetzt davon gesprochen, was Sie die Nummer drei nannten?“

„Natürlich. Über die Nummer vier weiß ich ja gar nichts.“

„Aber vielleicht sollten Sie auch über Nummer eins und zwei nachdenken.“

Er war verblüfft.

„Warum?“, fragte er, „die waren ja Katholiken.“

„Genau darum geht es. Hätten deren Eltern damals eine Ahnung von der gegenwärtigen Rolle der *reinen deutschen Rasse* gehabt, hätten sie vielleicht ein starkes Bedürfnis verspürt, sich davon abzusondern. Da das aber nicht möglich ist, hätten sie diesen Wunsch vielleicht wenigstens demonstrieren wollen. Und vielleicht hätten sie entschieden, dass ein Wechsel zur jüdischen Religion ein passender Weg wäre, ihre moralische Haltung auszudrücken.“

An diesem Punkt brach meine neue Bekanntschaft in herzliches und befreites Lachen aus.

„Wissen Sie“, sagte er, „das ist nicht einmal halb so lustig oder sarkastisch, wie Sie es vielleicht beabsichtigt hatten. Seit kurzem wünsche ich oft, dass ich entweder ein voller *Arier* wäre oder gar keiner. Diese Halb-Halb-Geschichte macht alles nur noch komplizierter.“

„Nun verblüffen aber Sie mich“, entfuhr es mir.

„Nun, ich meine von einem psychologischen Standpunkt aus.“

„Dann sind Sie am Ende also doch ein Philosoph.“

„Nur soweit es sich nicht vermeiden lässt. Aber ich denke, ich habe inzwischen die Lösung meines Problems. Ich hoffe, sie funktioniert.“

„Da bin ich aber neugierig. Darf ich sie erfahren? Sie sehen, jetzt werde ich praktisch, wir beide haben die Rollen getauscht.“

Meine Frage war natürlich rein rhetorisch, denn es war ja bereits klar, dass er mir seine Lösung offenbaren wollte.

„Natürlich werde ich sie Ihnen erzählen. Aber ganz im Vertrauen.“

Er lehnte sich zurück, genoss es sichtlich, seine Geschichte weiterzuerzählen und fuhr fort.

„Bedenken Sie meine Situation. Nachdem ich von Nummer drei erfahren hatte, wusste ich, dass ich meinen Posten los war. Aber soweit ließ ich es gar nicht kommen. Ich gab ihn auf, ohne denen zu sagen, warum. Ich sah keinen Grund, meine jüdische Großmutter in die Welt hinauszuschreien. Am selben Tag noch gab ich meine Wohnung auf und zog in dieses Loch, wo ich mir den Lebensunterhalt mit gelegentlichen Schreibmaschinenarbeiten verdiene. In ge-

wisser Weise verstecke ich mich hier, aber das wird auch nicht ewig funktionieren. Ich bin Junggeselle, habe keine Familie, keine Verwandten, ich muss mich um niemand kümmern außer um mich selbst. Das ist hart, da es ja meist auch niemanden zum Reden gibt, seit ich meinen Posten gekündigt habe. Dann, ganz plötzlich, hatte ich die Idee: Freiwilliger bei der Wehrmacht. Das wird Ihnen wahrscheinlich seltsam vorkommen.“

„Ich gebe zu, es ist so. Aber Sie werden es mir wahrscheinlich erklären.“

„Ja, die Idee ist diese: Sobald ich einmal in der Armee bin, gibt es keine weiteren Fragen oder Nachforschungen. Von da an wird die Uniform mein bester Schutz sein. Und ich glaube, ich habe gute Chancen, dass sie mich nehmen werden. Ich habe meine Bewerbung schon abgeschickt. Wenn ich gemustert werde und sie fragen mich um den Nachweis *rassischer Reinheit*, werde ich ihnen einfach die Taufscheine meiner Eltern zeigen. Das sollte genügen. Es ist ja nur die Armee, nicht die Partei oder die SA. Ich habe eine Behinderung, die mich dienstuntauglich macht. Aber wenn ich sie nicht verrate, werden sie nichts davon wissen. Sie ist ja nicht sichtbar. Sie sehen also, meine Lösung ist die Uniform. Es gibt keinen besseren Platz, sich zu verstecken.“

Ich verspürte ein starkes Bedürfnis, irgendetwas zu sagen, aber ich fand keine Worte. Ich drückte ihm die Hand.

„Viel Glück“, war alles, was ich herausbrachte.

So einfach diese Geschichte auch war, irgendwie war ich von ihr überwältigt. Ich habe von viel tragischeren Fällen gehört oder sie erlebt und doch ist mir die Geschichte dieses armen Kerls bis heute im Gedächtnis geblieben.

*

Auf die eine oder andere Art waren inzwischen alle Visaanträge, die wir auf regulärem Weg gestellt hatten, beantwortet. Nicht so aber die Briefe, die wir direkt an verschiedene Regierungen gesandt hatten: sie blieben alle unbeantwortet. Natürlich hatten wir nicht mit Antworten gerechnet, wir schrieben diese Briefe lediglich, weil wir nichts unversucht lassen wollten.

Als alle Versuche, Visa zu bekommen, gescheitert waren, blieben uns nur noch die verschiedenen Möglichkeiten eines illegalen Grenzübertritts. Tausende andere – vor allem junge Leute – waren diesen Weg gegangen und vielen war es gelungen, in eines der Nachbarländer wie Dänemark, Holland, Belgien, Frankreich oder Italien zu gelangen. Ich begann die Möglichkeiten zu studieren, doch sobald eine Entscheidung getroffen werden musste, wurde ich zögerlich und widerwillig. Ein Erfolg hätte die Flucht in die Sicherheit bedeutet, ein Misserfolg die sofortige Deportation. Es lief darauf hinaus, entweder die Fortsetzung unseres Lebens in Ungewissheit, mit dem allgegenwärtigen

Schrecken der Deportation, zu wählen, oder aber die Sache zu einem raschen Ende zu bringen.

Ein weiterer Grund für mein Zögern war mein körperlicher Zustand. Ich hatte meine Gesundheit nach der Operation noch nicht wieder zurückgewonnen. Ohne heftige Schmerzen konnte ich weder gehen noch stehen und eine anhaltende Belastung kam ohnehin nicht in Frage. Ein Versuch, illegal die Grenze zu überschreiten, mit schnellem Marschieren, mit Mignon und ihrem schweren Gips auf meinem Arm, hatte wenig Aussicht auf Erfolg.

Andererseits konnte ich mich dem nicht ewig widersetzen. Je mehr Zeit verstrich, umso geringer wurden die Möglichkeiten einer illegalen Grenzüberquerung. Die Nachbarländer fuhren fort, ihre Grenzen gegen die Flüchtlingsströme dicht zu machen und das allgemein vorhergesagte Datum für den Kriegsausbruch rückte immer näher. Mir war klar, dass unser Schicksal besiegelt sein würde, sobald der Krieg einmal ausgebrochen war und unsere Freunde sahen es ebenso.

*

Im Juli begannen einige der Nachbarn in unserer Straße, uns zum Verlassen des Landes anzutreiben. Ich kann mich noch erinnern, wie der Herr aus dem kleinen Tabak- und Zeitungsladen im Nebenhaus mir riet: „Wenn ich Sie wäre, würde ich meine Familie schnappen und mich so schnell wie nur irgendwie möglich davonmachen. Sie haben nicht mehr viel Zeit.“

Er war ein gebildeter Mann, der im Weltkrieg als hochrangiger Offizier einen Arm verloren hatte. Nach dem Krieg hatte er es geschafft, die Konzession für eine Tabak-Trafik zu bekommen, ein Privileg, das die österreichische Regierung – auf Tabak galt das Staatsmonopol – Kriegsinvaliden vorbehielt. Seit langem war er Anhänger des Irren und Mitglied seiner Partei. Bei anderer Gelegenheit sagte er zu mir: „Ich glaube, Sie sollten nun wirklich rasch flüchten. Sobald wir im Krieg sind, wird es nicht mehr möglich sein. Wenn Sie aber bleiben, wird das Risiko größer sein, als Sie sich vorstellen können. Sie wissen, ich bin davon überzeugt, dass der Führer selbst all diese Verfolgungen keinesfalls will. Aber das Gesindel dürstet danach und von Zeit zu Zeit muss man ihm geben, was es verlangt. Wenn wir aber erst im Krieg sind, werden die Verfolgungen noch häufiger und härter sein. Derzeit werden sie von unserem Führer lediglich toleriert, aber im Krieg werden sie uns als Hilfsmittel für einen glorreichen Sieg dienen müssen.“

Ein anderer Nachbar, bei dem ich einige Kisten zum Verpacken unserer Bücher bestellt hatte, erinnerte mich immer wieder, wenn wir uns auf der Straße sahen: „Was ist nun mit den Kisten? Soll ich sie morgen liefern? Sie müssen langsam zu packen beginnen, wenn Sie noch wegkommen wollen.“

Als ich halb im Scherz entgegnete, „bis zum 15. August haben wir noch gut vier Wochen“, sagte er: „Vier Wochen sind nicht viel, wenn das Leben einer Familie auf dem Spiel steht. Vergeuden Sie sie nicht!“

Der 15. August war im kollektiven Bewusstsein der Wiener tatsächlich identisch mit dem bevorstehenden Kriegsbeginn. Man betrachtete ihn als jenes Datum, das der Irre und seine Wehrmacht gewählt hatten, um die entscheidende Schlacht zur Eroberung der Welt zu beginnen. Das Datum dieses 15. Augusts hielt sich derart hartnäckig und wurde als derart gegeben angenommen, dass er fast schon als vorherbestimmtes geschichtliches Datum gesehen werden musste. Ich hatte keinerlei Erklärung dafür, wie derart viele Menschen zu einer derart einheitlichen Meinung kommen konnten. Manchmal war ich geradezu versucht anzunehmen, dass hier gezielt Gerüchte verbreitet wurden, um dann durch einen früheren Angriff vom Überraschungseffekt zu profitieren. Aber ich verwarf den Gedanken wieder, denn es schien unwahrscheinlich, dass die Wehrmacht das Scheitern der für Deutschland so wichtigen Ernteeinbringung in Kauf nehmen würde. So blieb ich dabei, auf den 15. August zu vertrauen und machte, mit zusätzlichen zwei Wochen Sicherheitsabstand, den Juli zum Monat unserer letzten Chance.

*

Als ich mich dann irgendwann im Juli entschieden hatte, wurde ich sofort aktiv. Unser Ziel war Frankreich und Alice erklärte sich mit all meinen größeren und kleineren Entscheidungen einverstanden.

Für Alices Eltern, die wir zur Teilnahme an unserem Abenteuer bewegen wollten, sah es anders aus. Sie wollten nicht weg. Alice war das letzte ihrer Kinder, das noch im Lande war. Die anderen hatten Österreich schon verlassen und getan was sie konnten, die Eltern zu überreden, ihrem Beispiel zu folgen. Eines der Kinder hatte es im Ausland sogar geschafft, Einreisevisa für die Eltern zu bekommen, doch die weigerten sich, davon Gebrauch zu machen.

Später, als bereits viele ihrer Verwandten deportiert worden waren und die Situation in Wien immer bedrohlicher wurde, waren sie einverstanden, zu gehen. Aber zu diesem Zeitpunkt waren die Visa schon abgelaufen und neue nicht mehr zu bekommen.

Unsere Hoffnung war nun, sie würden einverstanden sein, sich uns auf die letzte noch mögliche Art und Weise anzuschließen. Es war eindeutig, dass Alices Eltern das Risiko eines Verbleibs in Österreich keineswegs unterschätzten, denn sie drängten uns bereits zur Flucht, als wir selbst noch zögerten. Sie wehrten sich aber dagegen, ihre Schlussfolgerungen auch auf sich selbst anzuwenden.

Anfangs sagten sie noch: „Wir haben unser ganzes Leben in diesem Land verbracht und wir werden auch den Rest unseres Lebens hier verbringen.“

Inzwischen hieß es: „Natürlich wäre es besser, zu gehen. Wir wären ja auch bereit, es zu tun, solange wir dies auf normalem Wege tun können, wie ganz normale Menschen. In unserem Alter wollen wir uns nicht über die Grenze stellen wie gemeine Diebe. Bei euch ist es etwas anderes. Ihr seid jung und habt euer Leben mit all seiner Verantwortung noch vor euch. Unsere einzige Verantwortlichkeit besteht darin, dafür zu sorgen, dass ihr beide euch mit dem Kind in Sicherheit bringt.“

Alices Verbundenheit mit ihren Eltern ging weit über das normale Maß hinaus und diese beiden Leute waren mir längst so nahe und so teuer wie meine eigenen Eltern. Sie waren zwei ungewöhnliche Menschen. Ihre bemerkenswerteste Eigenschaft war ihr hoher Grad an unverfälschter Kultur, gepaart mit ebenso großer und aufrichtiger Bescheidenheit.

Alices Mutter war eine hochgewachsene Frau, die sich stets auf praktische und höchst wirkungsvolle Weise um Haushalts- und Familienangelegenheiten gekümmert hatte. Sie besaß die Art von Weisheit, die sich nur in langen Jahren harter Arbeit unter den verschiedensten Bedingungen entwickeln kann. Sie brauchte nicht viele Worte, um ihre Meinung darzulegen. Wie komplex eine Situation auch war, sie fand immer die zwei, drei richtigen Worte, die zur Lösung nötig waren. Der Großteil ihrer Weisheit, ihres Geschicks und ihrer Erfahrung musste im Weltkrieg entstanden sein, als sie mit ihren fünf Kindern ganz auf sich allein gestellt war, getrennt von Alices Vater, der *für Gott, Kaiser und Vaterland* kämpfte. Das älteste Kind war damals neun Jahre alt, das jüngste gerade erst geboren. Nach dem Krieg hatte sie es geschafft, ihre Familie durch die schwierigen Jahre politischer Instabilität, wirtschaftlicher Notlagen und grassierender Hungersnöte zu manövrieren. Und in der jüngsten Zeit war sie die treibende Kraft, ihre Kinder zu ermutigen, ja zu nötigen, das Land zu verlassen.

Alices Vater war Gelehrter in orientalischen Kulturen und Sprachen, hatte aber den größten Teil seines Arbeitslebens als Beamter in verschiedenen Wohlfahrts- oder Kulturinstitutionen verbracht. In praktischen Angelegenheiten, wie etwa dem Anlegen einer Krawatte, war er eher ungeübt. Er kümmerte sich niemals um sein Erscheinungsbild und seine Frau sagte öfters im Spaß, dass bei ihm ein Anzug doppelt so schnell abgetragen sei als bei anderen Leuten.

Er war die Art Mensch, die buchstäblich mit ihrer Arbeit lebt. Nach den Bürostunden wurde die Arbeit für den Rest des Abends und übers Wochenende

einfach zu Hause weitergeführt. Ein Besucher nach dem anderen kam in wichtigen Angelegenheiten, ob es nun um die kostenlose Aufnahme ins Krankenhaus bei einem Notfall oder um dringenden Geldbedarf zur Bezahlung einer überfälligen Gasrechnung ging. Für sich selbst stellte er keine Forderungen oder Ansprüche. Um das Geld für die Straßenbahn zu sparen, ging er die drei Kilometer zum Büro und zurück zu Fuß, egal wie das Wetter war. Zum Mittagessen nahm er immer ein belegtes Brot mit.

Seit März 1938 arbeitete er für die Wohlfahrtsabteilung der Gemeinde. Nach langen Stunden im Büro hielt er abends noch Sprechstunden in den Vororten, um seinen Klienten das Risiko und die Gefahr zu ersparen, die ein Gang durch die Stadt für sie mit sich brachte. Durch seine Arbeit war er bei den Leuten so bekannt geworden, dass sie mit all ihren Sorgen zu ihm kamen und seinen Rat oder seine Unterstützung suchten. Kam er spätabends aus der Vorstadt nach Hause, war das Zimmer mit Leuten gefüllt, die auf ihn warteten. So ging seine Arbeit weiter, tagein, tagaus.

In der „guten alten Zeit“ machte er mit uns gelegentlich einen längeren Spaziergang oder einen Ausflug. Einmal hatte ich es sogar geschafft, ihn dazu zu bewegen, mit Alice und mir eine Nachttour durch die Berge des Wienerwaldes zu machen. Inzwischen war es kaum noch möglich, mit ihm zu sprechen. Er war viel zu sehr damit beschäftigt, anderen Leuten zu helfen und hatte für Angelegenheiten, die ihn selbst betrafen, keine Zeit. Es gab für mich nur eine Möglichkeit, ihn zu sprechen – wenn ich ihn vom Büro in die Vororte begleitete oder von dort nach Hause. Doch selbst dann sagte er immer: „Ich bin gerne bereit, mit dir zu sprechen, so lange es um eure Auswanderung geht. Aber es wäre die reine Zeitverschwendung, wenn du über mich reden wolltest.“

Irgendwie schaffte ich es trotzdem immer wieder, die Sache aufs Tapet zu bringen, aber er war nicht zu erweichen. Oft gelang es mir, ihn logisch in ein Eck zu drängen und ich war sicher, nun würde er sich meinen Argumenten ergeben müssen. Ihm aber gelang es immer wieder, all das mit einem einzigen Satz abzuschütteln. Ich erinnere mich, wie er einmal sagte: „Schau, du siehst, was hier alles zu tun ist, wie brächtest du es übers Herz, mich von hier fortzureißen?“

Ein andermal befreite er sich, indem er sagte: „Dass wir gehen, wirst du nur auf eine einzige Art und Weise erreichen. Es ist ganz einfach. Erst gehst du mit deiner Familie. Sobald du angekommen bist, besorgst du uns Einreisevisa und wir kommen sofort nach.“

In einer dieser Diskussionen war ich schon so verzweifelt, dass ich es mit einer ausgesprochen fragwürdigen Strategie versuchte:

„Wie kannst du glauben“, sagte ich, „Alice wäre einverstanden, ohne ihre Eltern zu gehen?“

„Also das ist kein Problem. Aber sollte ich mich irren und Alice ihre Zeit wirklich mit so unsinnigen Überlegungen verschwenden, dann hättest du mich sofort informieren und die Sache mir überlassen sollen. Ich bringe sie schon dazu, wegzugehen. Ihre einzige Verantwortung gilt ihrem Kind, euch dreien. Überlass es also ruhig mir.“

Alice verbrachte ganze Tage damit, ihre Mutter zu überreden, aber ohne Erfolg. Abends erzählte sie mir dann von der Reaktion ihrer Mutter, die immer gleich abließ.

„Wir sind zu alt, um wegzugehen.“

„Warum sollten wir weggehen und der Allgemeinheit zur Last fallen, wo wir hier unser Auskommen haben?“

„Hör auf, dich zu sorgen. Beeil dich lieber und rette Mignon, rette meinen kleinen Engel!“

Auch die Kinder von außerhalb versuchten es, bombardierten sie mit Briefen und Telegrammen oder bereiteten einen von Führern begleiteten Grenzübertritt vor. Alles umsonst.

*

Es war an einem Donnerstagabend im frühen August, als wir Wien verließen. Ich erinnere mich an die riesige Wartehalle des Westbahnhofs, des westlichen Kopfbahnhofs der Stadt. Der Großteil unseres Gepäcks war bereits am Vortag per Bahnexpress versendet worden, während ein gutes Dutzend Koffer aufgestapelt vor uns lagen. Da waren wir drei also, bereit zur Abfahrt. Alices Eltern waren gekommen, um Abschied zu nehmen.

Es war eine Stimmung, die ich nicht einmal versuchen will zu beschreiben. Wir sprachen kein Wort. Nur Alices Mutter schlang immer wieder ihre Arme um Mignon und sagte dazu mit bebender Stimme, „mein kleiner Engel –“.

Als es Zeit für die Abfahrt wurde, kam der Gepäckträger und kümmerte sich geräuschvoll um unsere Koffer.

Auf unserem Weg zum Bahnsteig machten wir an einer dunklen Stelle nahe der Bahnhofsmauer halt. Alices Vater legte beide Hände auf meinen Kopf und sprach ganz langsam, um seiner Erregung Herr zu bleiben.

„Gott möge dich beschützen und vor Unglück bewahren.“

Das gleiche wiederholte er bei Alice. Und dann bei Mignon.

Dann umarmte Alices Mutter jeden einzelnen von uns. Sie umarmte Mignon ein zweites Mal und stieß mit sichtlicher Mühe die folgenden Worte aus: „Gott schütze meinen kleinen Engel.“

Das waren die Eltern von Alice...

Als wir im Zug saßen, der langsam aus dem Bahnhof rollte, wussten wir nicht, dass es das allerletzte Mal gewesen war, dass wir sie gesehen hatten. Aber mich beschlich das Gefühl einer grausamen Dunkelheit, in der wir sie zurückgelassen hatten, welches von einem Gefühl der Schuld abgelöst wurde, das mich bis zum heutigen Tag nicht mehr losgelassen hat.

PARIS

Am Nachmittag erholten wir uns in unserem Hotelzimmer, Mignon schlief noch, Alice und ich tranken in Ruhe Tee und die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit gingen mir in ungeordneter Reihenfolge durch den Kopf. Beide schwiegen wir. In Alices Kopf gab es bestimmt die gleichen Bilder. Durch das Vergleichen von Vergangenheit und Gegenwart versuchten wir wohl irgendwie zu begreifen, wie sich unsere Lage seit dem Verlassen des Wiener Westbahnhofs verändert hatte.

Aber während die Vergangenheit ganz real blieb, schien die Gegenwart mehr wie ein Traum. Alles hier war so anders: Es gab keine Lautsprecher, die ihre Propaganda durch die Straßen grölten, keine braunen Uniformen, nicht den Rhythmus marschierender Beine und – das war das Ungewöhnlichste von allem – niemand trug das Parteiabzeichen. Es war eine andere Welt. Konnte das denn wahr sein? Der Verstand sagte natürlich ja, denn wir wussten, dass unser Versuch erfolgreich gewesen war. Wir hatten es geschafft! In Gedanken wiederholte ich es ständig und rief auch Alice immer wieder zu: „Wir haben es geschafft!“

Während die ersten Tage still und leise verstrichen, beschäftigten sich meine Gedanken immer mehr mit der nächsten Phase unseres Vorhabens: Die Aufenthaltserlaubnis für Frankreich zu bekommen, wenigstens für einige Zeit. Ich hatte keine Idee, wie unsere Chancen standen. Die Gerüchte, die wir noch in Wien gehört hatten, besagten, dass die Nachbarländer viele Flüchtlinge, die illegal eingereist waren, nach Deutschland zurückschickten.

Die Vorstellung, zurückgeschickt und gleich darauf deportiert zu werden, bekümmerte mich mehr als die Vorstellung, in Wien noch vor der Abreise deportiert worden zu sein.

Vier oder fünf Tage nach unserer Ankunft in Paris erhielten wir die Vorladungen zur *Préfecture de Police*. Es waren drei Vorladungen, für jeden von uns eine, alle für denselben Termin, drei Tage später. Dieses Datum, das ich inzwischen vergessen habe, erschien mir wie der Tag des Jüngsten Gerichts, der Tag, an dem ein Polizeibeamter unser Schicksal – vielleicht innerhalb von Minuten – entscheiden würde. Das bevorstehende Verhör war nichts, auf das wir uns freuen konnten. Wir würden vor der Polizei als Leute erscheinen, die die Gesetze des Landes gebrochen, seine Grenze verletzt hatten.

Außerdem hatte ich Abscheu vor jedem Beamtenapparat. In Österreich war es immer schon so, dass ein Beamter sich wie ein kleiner Diktator benahm, unnahbar und unfehlbar. Um wen immer es sich handelte, um den Straßenbahnschaffner, den Bürgermeister oder den Hausmeister des Rathauses, er war gottgleich und entsprechend schaute er auf die armen Sterblichen herab, deren Schicksal in seinen Händen lag.

Je näher der Tag kam, umso nervöser und unsicherer wurde ich. Zu Alice wollte ich nichts sagen, um sie nicht mit meinen eigenen Ängsten anzustecken, aber sie muss es gespürt haben. Ich kann mich erinnern, wie Mignon einmal fragte: „Mama, werden wir in diesem Zimmer bleiben?“ und als Antwort erhielt: „Ich hoffe, aber wir wissen es noch nicht.“

Wir wussten es wirklich nicht. Und das Schlimmste war, wir konnten nichts tun außer abzuwarten.

Zur vorgeschriebenen Zeit saßen wir drei dann auf einer Bank in einem engen Gang der *Préfecture* und warteten vor dem Zimmer, zu dem wir bestellt waren, auf Einlass. Die Türaufschrift schien zu bedeuten, dass diese Abteilung sich nur um Österreicher kümmerte und das gab uns Hoffnung auf „spezielle“ Behandlung. Ich fühlte den Angstschweiß in mir ausbrechen. Würden sie zornig sein und uns gleich auf den nächsten Lastwagen packen? Oder würden sie sich erst anhören, was wir zu sagen hatten?

Während ich immer wieder unsere Papiere überflog, um auch sicher zu sein, alles richtig dabei zu haben, öffnete sich die Türe und eine Frau rief unsere Namen. Sie bat uns herein, nahm uns die Pässe ab und bedeutete uns, am Ende des langen Raumes Platz zu nehmen. Es war ein großer L-förmiger Raum, die hohen Fenster gingen zur Straße.

Ein kleiner Mann, etwa in meiner Größe, schlank mit angegrauten Haaren, inspizierte unsere Pässe. Dann und wann schweifete sein Blick durchs Büro und streifte uns dabei kurz. Ich hatte meine Augen auf ihn gerichtet und versuchte, in seinem Gesicht zu lesen. Er schien die Pässe sehr aufmerksam zu studieren. Ab und zu nahm sein Gesicht einen verwunderten Ausdruck an, er blätterte zurück und begann von neuem zu lesen.

Plötzlich schien er mit sich zufrieden, als ob er eben eine bedeutende Entdeckung gemacht hätte. Er rief ein paar Namen und zwei Mädchen kamen aus der anderen Hälfte des Büros. Er zeigte ihnen einen der Pässe und deutete mit dem Finger auf eine bestimmte Stelle. Er und die Mädchen blickten danach abwechselnd auf uns und dann wieder auf die Pässe und führten dabei eine Unterhaltung, die ich nicht verstehen konnte. Am Ende studierten die beiden Mädchen selbst die Pässe, während der Mann in Gedanken versunken schien.

Danach kam er zu uns und ich fühlte, wie mein Herz schneller schlug. Nun kommt der Punkt der Entscheidung, dachte ich mir. Der Mann aber setzte eine freundliche, joviale Miene auf, streckte die Hand aus, grüßte jeden von uns mit Namen und schüttelte unsere Hände. Danach sagte er: „*Monsieur Burmetz, vous êtes mathématicien. J'ai une problème pour vous.*“

Ich hatte keine Ahnung, was es bedeutete, aber es war klar, dass er uns Mut machen wollte.

Dann begann er irgendetwas zu erklären, es schien ein Rätsel zu sein und benötigte einiges an gemeinsamer Anstrengung auf beiden Seiten, bevor ich verstand, worum es ging. Die Wörter „*la bonne*“ und „*l'addition*“ kamen dabei vor, aber ich hatte keine Idee, was ich damit anfangen sollte. Ich wusste, dass „*bonne*“ so viel wie „gut“ heißt und „*addition*“ das Summieren von Zahlen bedeutet. Endlich verstand ich dann aber, dass mit „*bonne*“ in diesem Zusammenhang ein Ser vierfräulein gemeint war und mit „*addition*“ die Rechnung und dass es in der Geschichte um vier Gäste ging, eine Kellnerin und um irgendwelche Probleme mit der Rechnung.

Wir schafften es nicht, das Rätsel zu verstehen, geschweige denn, es zu lösen, aber wir hatten eine Menge Spaß dabei.

Hier war der Polizeibeamte, der versuchte, uns die Worte mit Synonymen und Gesten zu erklären, da die beiden Mädchen, links und rechts von ihm, die ihn bei seinen linguistischen Anstrengungen unterstützten und vor Lachen prusteten, sobald etwas Komisches gesagt wurde. Auf der anderen Seite war Alice, die versuchte, ihre bescheidene Arithmetik beizusteuern, Mignon neben sich, die immer dann in Lachen ausbrach, wenn es die anderen taten, als ob es um ein Spiel ginge, wer am lautesten lachen kann.

Gleichsam in der Mitte befand ich mich. Alle meine Sorgen und Ängste waren verschwunden wie nie dagewesen. Das war nicht das befürchtete Verhör, bei dem der Polizist einen an den Schultern packt und auf den Lastwagen verlädt, der einen über die Grenze zurück bringt. Das war ein Zusammentreffen mit Freunden, die es sich zum Ziel gesetzt haben, dass man sich wie zu Hause fühlt. Was für ein Kontrast zum Königreich des österreichischen Beamten, egal ob im gegenwärtigen oder im vergangenen Österreich.

Das Gefühl, das ich hatte, als ich mich in dieser völlig unerwarteten Szenerie befand, kann ich nicht beschreiben. Es war zu viel für mich und kam zu plötzlich, um es zu begreifen. Aber ich erinnere mich, dass mir ein Gedanke zu dämmern begann, der bald darauf Konturen annahm: Wovon ich hier Zeuge wurde, war vielleicht ein einfacher Ausdruck, ein konkretes Beispiel einer ganzen Philosophie, einer Philosophie, von der ich bisher eigentlich angenommen hatte,

dass sie nur in der Theorie existiert, die aber hier und jetzt, in dieser Welt, wahrhaftig und lebendig war.

Unser Freund, der Beamte, hatte schon längst aufgehört, mich mit meinem Namen anzusprechen und benutzte Redewendungen wie: „*Attendez, mon ami, voyez, il y en a quatre* –“ oder „*Voyez, mon ami, c'est tout simple* –“

Am Ende schlugen seine beiden Mädchen vor, er möge doch seine Sprachkenntnisse vertiefen, um sein Rätsel richtig formulieren zu können und dass wir die Unterhaltung ja beim nächsten Besuch fortsetzen könnten.

Dann aber widmeten sie sich wieder ihren Aufgaben, eines der Mädchen begann, Formulare auszufüllen, das andere nahm uns die Fingerabdrücke ab.

„*Soyez tranquille, mon ami; vous n'avez rien à craindre*,“ sagte ihr Chef und klopfte mir auf die Schulter.

„Wissen Sie“, sagte ich zu ihm, „als wir hier eintraten, befürchtete ich das Schlimmste. Ich hatte Angst, man würde uns über die Grenze zurückschicken.“

Nach dem, was hier vorgegangen war, nahm ich an, nun würden wieder alle in Lachen ausbrechen. Keine Spur davon. Stattdessen aber tauschten er und die Mädchen bedeutsame Blicke, die leicht zu verstehen waren. Danach sagte er nochmals, dass wir nichts zu fürchten hätten und erklärte, sie würden für uns einen Antrag auf ein *permis de séjour* stellen, auf eine Aufenthaltsgenehmigung, und die würden wir auch zweifellos, ganz wie es sich gehöre, erhalten. Als einziges Problem könne auftauchen, dass man uns den Aufenthalt in Paris vielleicht nicht erlauben würde und wir stattdessen in irgendeinen vorgegebenen ländlichen Distrikt müssten. Ich sagte, für uns würde es keinen Unterschied machen, doch er meinte, er würde auf jeden Fall versuchen, die Erlaubnis für Paris zu bekommen, da es hier bessere Chancen auf medizinische Behandlung „*pour la petite*“ gäbe.

Nachdem noch einige kurze Formalitäten erledigt waren, unterschrieben wir eine Erklärung, dass wir die deutsche Herrschaft über Österreich nicht anerkannten. Als ich dabei sagte, ich würde diese Erklärung am liebsten gleich noch einmal unterschreiben, lachte er und räumte ein, dass dies dem Dokument zwar zusätzliche Kraft verleihe, die höhere Bürokratie aber sicher verwirren würde.

Bevor wir gingen, erhielten wir unsere neuen *convocations* für die nächsten zwei Wochen. Sie dienten als Ersatz für Identitätsausweise. Diese *convocations* enthielten unsere Namen und unter *nationalité* stand *Ex-Autrichien*. Die Vorsilbe gefiel mir besser als das Hauptwort.

Von der *Préfecture* gingen wir nicht gleich ins Hotel zurück. Wir steckten Mignon in ihr Wägelchen und machten einen Spaziergang. Es wurde ein langer Spa-

ziergang. Ich glaube, wir müssen stundenlang durch die Straßen und Boulevards gestreift sein. Wir sprachen nichts. Und wir dachten über nichts nach. Wir dürften kaum etwas wahrgenommen haben. Wir waren zu überwältigt von dem, was in so kurzer Zeit geschehen war. Wir gaben uns vollkommen dem Genuss dieses Spaziergangs hin, frei, in vollkommener Seelenruhe, ohne jede Angst, ohne ständig links, rechts oder über die Schulter zu schauen, ohne die Last tausender Sorgen und ohne grölende Propaganda in den Ohren. So gingen wir, in aller Stille, Alice schob Mignons Wägelchen, nur in belebten Straßen oder an Kreuzungen übernahm ich das Gefährt. Die Luft war so ungewohnt, so anders und die rhythmischen Rufe der Zeitungsjungen hörten sich an wie Musik:

„Paris So-a-ar! Pa-a-aris Midi! Paris So-a-ar! Pa-a-aris Midi!“

Da unsere Gedanken ruhten, wurde uns die Bedeutung unserer Gefühle erst später klar. Was wir erlebt hatten, war unser erster Gang in Freiheit und der Ruf *Vive la France*, den wir in Zukunft so oft hören sollten, hatte nun eine konkrete Bedeutung für uns. Und selbst wenn es ihn gar nicht gegeben hätte – er hätte sich in uns als Gedanke gebildet und wäre, wie es ohnehin der Fall war, auch für immer in uns geblieben.

Am Abend dieses Tages saßen Alice und ich in unserem kleinen Hotelzimmer und diskutierten stundenlang die Erlebnisse auf der *Préfecture*: über den Beamten, die Mädchen, die Stimmung, dieses Detail und jenes, und gelegentlich auch seine Bedeutung für unsere Lage. Ich glaube, an diesem Abend waren Alice und ich die beiden glücklichsten Menschen in der ganzen Welt. Glücklicherweise über die Existenz dieser neuen Welt und dankbar gegenüber einem Schicksal, das uns hierher geführt hatte. Obwohl Mignon unsere Glückseligkeit wahrscheinlich nicht verstehen konnte, nahm sie doch begierig jeden unserer Freudentauschungen wahr und lachte eine ganze Menge.

*

Am darauffolgenden Tag lernte ich beim Flüchtlingskomitee die verschiedenen Aspekte unseres neuen Lebensabschnitts kennen. Eine kompetente Person würde uns in Sachen Überseevisa mit Rat und Tat zur Seite stehen. Eine andere sollte sich um eine Arbeiterlaubnis für uns kümmern, sobald die offiziellen Papiere der *Préfecture* eingelangt sein würden. Gleichzeitig wurden Vereinbarungen zur finanziellen Unterstützung meiner Familie getroffen, die so lange gelten sollten, bis wir „selbstunterstützend“ sein würden. Kurz und gut: An diesem Tag begann unser Flüchtlingsleben. Ich war viel zu glücklich über den Erfolg unserer Flucht, um mich auch nur ein bisschen wegen der möglichen Auswirkungen zu

grämen. Und ich wusste nicht, dass dieser Abschnitt unseres Lebens nicht weniger als elf Jahre dauern sollte.

*

Doch das, wonach ich am dringendsten suchte, gab es beim Komitee nicht: Informationen darüber, wie ich für Alices Eltern zu Einreisevisa in irgendein Land kommen konnte. Aufgrund verschiedenster Nachforschungen, die ich in diesen ersten Tagen anstellte, hatte ich den Eindruck, es müsse dafür eine Art Schwarzmarkt geben. Das Problem war jedoch, diesen Schwarzmarkt zu finden und durch dessen Abschirmung zu dringen. Ich konnte nicht darauf hoffen, dieses Problem selbst zu lösen. Höchstwahrscheinlich bedurfte es dazu einer Art „professioneller“ Erfahrung, die ich einfach nicht hatte.

Einige Tage später aber, als ich die Hoffnung nahezu schon aufgeben hatte, lief ich ganz unverhofft in diesen „Markt“ hinein und das kam so:

Weil auf den Zimmern nicht gekocht werden durfte, begannen wir, unsere warmen Mahlzeiten in einem der zahllosen Restaurants einzunehmen, die von Flüchtlingen für Flüchtlinge betrieben wurden. Das Personal kam auf abwechselnder und freiwilliger Basis aus den Reihen der Flüchtlinge, so dass es Mahlzeiten zu vernünftigen Preisen gab. Die meisten Gäste waren Flüchtlinge aus Deutschland, manche aus Österreich, manche aus anderen Ländern. Die vorherrschende Sprache war Deutsch und bei Tisch drehten sich die Gespräche üblicherweise um Angelegenheiten von allgemeinem Interesse.

Am zweiten oder dritten Tag fingen uns zwei junge Männer beim Restaurantausgang ab und zogen mich in ein Gespräch. Sie hatten gehört, sagte einer von ihnen, dass wir erst vor kurzem aus Österreich gekommen seien und wollten nun wissen, ob ich vielleicht zufällig ihre Verwandten kannte. Einer von ihnen stellte sich mir als Herr A. vor und nannte mir Namen und Adresse seines Vaters, der immer noch in Wien war, obwohl er über ein langfristiges Einreisevisum für Italien verfügte. Sein Vater, erzählte er mir, sei schön öfters nach Italien gefahren, doch er käme stets wieder nach Wien zurück, da er sich um die Rettung jener Vermögenswerte kümmern müsse, die er als Bankier geschaffen habe.

Es interessierte mich, wie das funktionieren sollte, da man jeder Person bei der Ausreise ja nur die Mitnahme eines kleinen Betrages erlaube. Auf meine Frage erzählte er:

„Mein Vater verwendet sein Vermögen direkt in Wien, indem er Visa für Leute kauft, die noch dort festsitzen und deren Verwandte bezahlen mir dann hier einen Teil davon in französischer Währung zurück.“

„Aber wie kann er das in Wien machen?“

„Gerade dabei ist er ja so geschickt. Als ehemaliger Bankier hat er immer noch Verbindungen mit verschiedenen Konsulaten, sogar mit Regierungen, kleinen Regierungen. Und er zahlt große Summen für jedes Visum.“

Das waren großartige Neuigkeiten! Die Methode und ihre Risiken schreckten mich zwar ab, aber nachdem es keine Alternativen gab, schien mir dies eine Chance, Alices Eltern aus Wien herauszuholen. Da ich mir freilich der beim Komitee erhaltenen Mahnung zur Vorsicht bewusst war, sagte ich vorläufig einmal nichts, was mein Interesse verraten hätte. Beim Abschied ließ ich mir gerade einmal die Adresse des jungen Mannes geben.

Den ganzen Nachmittag über dachte ich eine Menge nach und am Abend suchte ich Herrn A. an seiner Adresse auf. Er bewohnte ein hübsch möbliertes Zweizimmer-Apartment im zweiten Stock eines Hotels, ganz für sich allein. Er zeigte mir Korrespondenzen seines Vaters, die bestätigten, was er mir zuvor berichtet hatte. Danach begannen wir, über unser Geschäft zu verhandeln.

Da ich wollte, dass sein Vater sich der Sache energisch annähme, machte ich gar nicht erst den Versuch, den Preis zu drücken. An die geforderte Summe kann ich mich nicht mehr erinnern, aber ich weiß noch, dass sie weit jenseits meiner Möglichkeiten lag. Ich ging davon aus, dass Alices Schwester, die bereits seit einem Jahr in Übersee war, in der Lage sein könnte, den Großteil der Kosten zu übernehmen. Das eigentliche Thema unserer Verhandlung war der Zeitrahmen. Am Ende einigten wir uns darauf, dass die Zahlung einen Monat nach der Ankunft von Alices Eltern an ihrem Bestimmungsort fällig sein sollte.

Danach war das Problem der Anzahlung und der Sicherheiten zu klären. Da es uns nicht möglich gewesen war, Einreisevisa in irgendein freies Land zu erhalten, hatten wir vor unserer Abreise aus Wien penibel darauf geachtet, dass unser legaler Status, soweit er die Ausreise betraf, bis ins kleinste Detail korrekt war. Wir wollten unsere Chance, über die Grenze zu kommen, nicht aufs Spiel setzen. Daher hatten wir an Wertsachen nur mitgenommen, was gesetzlich erlaubt war. Dabei handelte es sich um unsere Eheringe und einen Scheck auf eine Londoner Bank, der sich auf, ich glaube, sechsunddreißig britische Pfund belief.

Als Anzahlung gab ich alles Bargeld, das ich bei mir trug. Den Scheck auf die Londoner Bank akzeptierte er als Sicherheit und wir vereinbarten, ich würde ihn sofort unterzeichnen, sobald ich von Alices Eltern Post mit einer nichtdeutschen Briefmarke erhalten hätte.

Vor mir schrieb und verschickte er einen Luftpostbrief an seinen Vater und ich schrieb danach an Alices Vater, dass sich ein Freund mit Nachrichten von uns bei ihm melden würde.

Von da an konnten wir nur noch warten und hoffen.

Wenige Tage darauf erhielt ich eine Karte von Herrn A., auf der um weitere Informationen gebeten wurde, die sein Vater verlangt hätte. Ich antwortete umgehend an die auswärtige Adresse, die angegeben war. Ich war zufrieden, dass die Dinge sich derart schnell entwickelten und glaubte schon ein bisschen mehr an den bevorstehenden Erfolg. Ich war mir aber immer noch nicht sicher genug, um es Alice zu erzählen. Ich dachte, der Vorteil, ihr Gemüt zu beruhigen, hätte keineswegs das mögliche Risiko einer späteren Enttäuschung aufwiegen können. So entschloss ich mich, meine Hoffnungen für mich zu behalten und Alice erst einzuweihen, sobald sich diese erfüllt haben würden.

*

Inzwischen zogen wir in ein anderes Hotel, das näher zu unserem Restaurant lag. Wir erhielten ein größeres bequemes Zimmer mit anständiger Möblierung und normalen Fenstern. Sobald wir uns mehr oder weniger sesshaft fühlten, entschlossen wir uns, unser Gepäck zu holen, das immer noch am *Gare de l'Est* deponiert war. Als ich meinen Gepäcksschein vorlegte, erfuhr ich zu meiner großen Überraschung, dass Kosten um die 500 Francs aufgelaufen waren. Das lag an der sehr effektiven Methode des Bahnhofs, seinen Lagerumschlag zu beschleunigen. Am ersten Tag kostete die Aufbewahrung einen Franc per Stück, am nächsten Tag zwei, am dritten drei und so weiter. Da die nun verlangte Summe ungefähr dem entsprach, wovon unsere Familie zwei Wochen leben musste, weigerte ich mich rundheraus, zu zahlen. Der Schalterbeamte zuckte die Achseln und gab mir meinen Gepäcksschein zurück. Auf mein Verlangen gab er mir den Namen des Bahnhofsvorstands, den ich danach aufsuchte. Da ich warten musste, bis er vom Mittagessen kam, ging ich inzwischen in die große Bahnhofshalle zurück und nahm auf einer Bank Platz.

Dort fiel mein Blick auf ein riesiges Gemälde, das sich hoch oben über die ganze Halle erstreckte. Mit eindrucksvollem Realismus zeigte es dieselbe Wartehalle im August 1914. Soldaten fuhren an die Front und nahmen Abschied von ihren Frauen, Kindern, Eltern. Das Bild machte einen derart tiefen Eindruck auf mich, dass ich es gar nicht als Kunstwerk wahrnahm. Ich sah nur die Wirklichkeit, die es darstellte. Die grimmigen Gesichter der Soldaten, die die Züge bestiegen und den verzweifelten Ausdruck der sich an sie klammernden Frauen und Kinder, die noch kindlichen kleinen Gesichter viel zu junger Soldaten, die ihrer Mutter Lebewohl sagten. Welch gigantische Konzentration menschlicher Tragödien! Das also war der August 1914 für Paris. Ich fühlte mich von der Szenerie auf- und davongetragen und irgendwie war es, als ob all das, gerade jetzt, direkt vor meinen Augen geschähe.

Meine Augen starrten weiterhin auf das Gemälde, aber mein Blick verschwamm langsam und bald konnte ich die Tränen nicht mehr zurückhalten. Um meiner Gefühle Herr zu werden, versuchte ich, meine Gedanken zu sammeln. Aber die Gedanken, die mir kamen, waren sehr aufsässig. Wie und warum konnte das geschehen? Warum musste diese friedliebende Nation dem Wachstum des Aggressors so lange zusehen, bis die Verteidigung das Leben der eigenen Söhne kostete? Warum musste diese Welt es Aggressoren erlauben, ihre Streitkräfte hochzurüsten?

Nachdem ich meine Gefühle wieder halbwegs unter Kontrolle hatte, konnte ich auch das Gemälde wieder sehen und eine neue Gewissheit kam über mich: Das Bild vor mir ist das Bild von morgen! Nach gerade fünfundzwanzig Jahren fängt alles wieder von neuem an! Gerade genug Zeit, dass eine neue Generation heranwachsen konnte.

Armes Frankreich! Es wusste nicht, was das Schicksal bereithielt. Und selbst ich, der es doch gewusst hatte, hatte schon fast darauf vergessen. All die sorglosen Gespräche, die ich seit unserem Eintreffen hier geführt hatte, waren auch an mir nicht spurlos vorüber gegangen. Niemand hier in Paris schien daran zu glauben, dass Deutschland einen Krieg beginnen würde. Die allgemeine Ansicht bestand darin, dass Deutschland nur bluffe. Nun, da die Westmächte eindeutig Stellung bezogen hatten, würde Deutschland nichts wagen, was Krieg bedeuten könnte und da der Siegeszug Deutschlands auf einer Reihe spektakulärer Erfolge beruhte, würde das Ausbleiben von Erfolgen gleichbedeutend sein mit seinem Zusammenbruch. Es war verblüffend, ein und dieselbe Argumentation von derart verschiedenen Leuten zu hören, wie unserem Freund auf der *Préfecture*, beiden Hotelbesitzern, dem Briefträger, verschiedenen Ladenbesitzern und vielen anderen, darunter Dutzenden von Flüchtlingen.

*

Als die Essenszeit vorbei war, suchte ich wieder das Büro des Bahnhofsvorstands auf. Ich zeigte ihm meinen Gepäcksschein und die Zahl, die der Schalterbeamte darauf notiert hatte. Ich erklärte, dass es mir sehr schwer fallen würde, diesen Betrag zu bezahlen und fügte hinzu, dass es mich wie eine Strafe träfe, nicht wie die Bezahlung von Lagerkosten. Geduldig hörte er zu und fragte dann: „Sie kommen aus Wien. Sind Sie ein Flüchtling?“ Als ich bejahte, sagte er nur, „warten Sie einen Moment, ich muss das mit jemand im Büro klären“ und verschwand.

Wenige Minuten später war er wieder da und fragte: „Können Sie einen Franc bezahlen?“

Ich zahlte den Franc und er stempelte meinen Schein ab.

*

Wir richteten unser Hotelzimmer bequem ein und begannen uns wohlzufühlen. Die Hotelbesitzer waren ein belgisches Ehepaar und sprachen um einiges langsamer Französisch als die Pariser, so dass wir uns mit ihnen viel leichter unterhalten konnten. Ein Ehepaar aus Mittelfrankreich reinigte täglich die Zimmer. Die Frau machte es sich zur Angewohnheit, Mignon immer etwas mitzubringen, wenn sie unser Zimmer machte, meist ein Stück Schokolade. Und sie zog Mignon dabei immer in eine kleine Unterhaltung.

„He, Mignonne, c'est bon ça?“

„Oui, c'est bon“, Mignon hatte die Antwort schnell gelernt.

Oft zeigte die Frau auf ihren Gatten und sagte zu Mignon: „Regarde ce voyou, il est un voyou.“

Ich verstand, dass ein *voyou* so etwas Ähnliches wie ein Gauner sein musste. Aber für Mignon wurde *voyou* einfach zum Namen des Mannes. Wann immer die beiden kamen, zeigte Mignon begeistert auf ihn und rief „*voyou, voyou*“, worauf die beiden sich vor Lachen kaum noch halten konnten.

Das Hotel lag nur sechs oder acht Straßen vom Restaurant entfernt, in dem wir zu Mittag aßen. Wir genossen den Spaziergang dorthin ganz ungemein. Auf dem Weg war ein Straßenmarkt zu überqueren, ich glaube es war der *Boulevard St. Denis*, zwischen dem neunten und zehnten *Arrondissement*. Das war ein einzigartiger Anblick. Wenn wir gegen halb zwölf zum Mittagessen gingen, herrschte auf dem Markt Hochbetrieb. Hier fand sich auf der Länge mehrerer Häuserblocks in wahlloser farbenprächtiger Zusammenstellung alles, was es unter der Sonne an Essbarem gibt. Alltägliche und exotische Gemüse, Früchte, Bäckerei, Fisch, Fleisch, gekochte Mahlzeiten, Delikatessen, Milchprodukte, Eingelegtes, Brotstangen, gut einen Meter lang, Süßwaren und vieles, vieles andere.

Natürlich hatten wir auch in Wien Freiluftmärkte gesehen, aber niemals zuvor eine derartige Vielfalt und ein derart geschäftiges Treiben. Ganz besonders zeichnete sich dieser Markt durch seinen Lärm aus.

Unser Hotel war etwa eine Querstraße entfernt, aber sobald wir nur das Tor zur Straße öffneten, erfasste uns schon eine geräuschvolle Welle, die vom Markt herüberdrang. Es war eine kompakte Mischung menschlicher Stimmen in allen Tonlagen und Rhythmen, dazu kam ein Strom von Frauen mit ihren Einkaufstaschen und langen Brotstangen und wir genossen diese Symphonie aus Lebendigkeit und Wohlstand mit großem Vergnügen. Manchmal spazierten wir weiter als bis zum Restaurant und kamen zur *Rue Lafayette*, wo wir den dichten, gleichmäßigen Verkehr beobachteten, der durch diese Ader der Stadt floss, oder einen Schaufensterbummel machten.

Ich erinnere mich noch gut daran, wie wir das erste Mal in diese Straße kamen. Wir standen auf dem Gehsteig und freuten uns über Mignons lebhaftes Begeisterung, mit der sie die vorbeifahrenden Automobile betrachtete. Dann hielt ein Polizist den Verkehr an und bedeutete uns mit einladendem Lachen und eleganter, nahezu theatralischer Geste, die Straße zu überqueren. Dies wiederholte sich immer wieder, hier und auch in anderen belebten Straßen. Und immer kam die Einladung, die Straße zu überqueren, mit einem Lächeln und einer eleganten Geste. Der Grund dafür war Mignon in ihrem Wägelchen. Ein Baby in einem Wagen schien gegenüber praktisch allem Priorität zu haben. Selbst wenn wir ohne besonderen Grund auf dem Gehsteig stehen blieben, tauchte, bevor wir noch wussten, wie uns geschah, ein Polizist auf, der den Verkehr anhielt und wir fühlten uns verpflichtet, die Einladung zur Überquerung der Straße anzunehmen.

*

In unserem Zimmer gab es immer noch eine Kleinigkeit, die uns Sorgen machte: Mignon fiel nach wie vor aus dem Bett. Wenn nicht gerade einer von uns sie zu einem Spaziergang mitnahm, verbrachte Mignon den ganzen Tag auf ihrem Bett und aktiv wie sie war, sprang und rollte sie dort viel herum, fiel auf den Boden und tat sich weh, ehe wir noch etwas bemerkten.

In Wien hatte Mignon ein ganz normales Kinderbett auf Rädern gehabt und dieses Bettchen war Tag und Nacht ihr Refugium. An das Bettgitter hatte ich zuoberst einen speziellen Sitz aus Leinwand montiert, der zu ihrem Gips passte. Hier konnte sie bequem sitzen und sich an einem Tischchen aus Sperrholz, das vor ihrem Sitz ebenfalls ans Bettgitter montiert war, mit ihren Spielsachen beschäftigen. Sitz und Tischchen konnten entfernt werden, wenn sie nicht gebraucht wurden.

Das Bettchen war zusammenklappbar, wir hatten es gut verpackt und gemeinsam mit unseren anderen Sachen, hauptsächlich Büchern und Wintersachen, per Bahnexpress verschickt. Da ich annahm, dass die Sendung inzwischen in Paris eingetroffen sein müsste, ging ich zur Zollabteilung am *Gare de l'Est*, um Mignons Bettchen zu holen. Ich hatte nicht vor, all unsere Sachen mitzunehmen, denn in unserem Zimmer war für die beiden großen Kisten und diversen Koffer einfach kein Platz. Da aber alle Dinge zusammen auf einem einzigen Frachtschein vermerkt waren, wusste ich schon, dass es Probleme geben würde und so ging ich gleich direkt zum Chef der Zollabteilung. Er war sehr freundlich und hilfsbereit, aber offenbar war die Sendung schon vor einiger Zeit angekommen und inzwischen zum Hauptzollamt weitergeschickt worden.

Dort fand ich sie auch und dort fand ich auch das Gitterbett, immer noch perfekt verpackt. Kindliche Freude erfüllte mich, als ich es dort stehen sah und ich

stellte mir Mignons Glückseligkeit über das Wiedersehen vor. Aber der Beamte dort war gar nicht kooperativ. Er ließ sich nicht überreden, das Bettchen alleine herauszugeben. Ich konnte alles übernehmen, vorausgesetzt, ich bezahlte die Zollgebühr und alle anderen angefallenen Kosten – oder ich konnte alles dort lassen.

Ich hatte mich schon so darauf gefreut, Mignon ihr Bettchen zurückgeben zu können, dass dieses Thema für mich von ganz besonderer Wichtigkeit war. Alles Gepäck mitzunehmen, kam aber nicht in Frage, denn zum Platzmangel kam noch hinzu, dass ich die Zollgebühren unmöglich hätte bezahlen können. So begab ich mich zur Zollabteilung am *Gare de l'Est* zurück, um vielleicht vom dortigen Beamten einen Rat zu bekommen. Ich schilderte ihm mein Problem, er schüttelte den Kopf und meinte:

„Ach, dieser Bürokrat dort. Ich kenne ihn. Passen Sie auf, ich werde ihn in Kürze treffen und werde versuchen, ihm die Sache klar zu machen. Er ist kein schlechter Kerl, nur ein bisschen einfältig. Lassen Sie mir Ihre Adresse da und melden Sie sich in fünf, sechs Tagen.“

Drei Tage später, um halb acht Uhr morgens, klopfte der Hotelpage an unsere Türe, um mitzuteilen, dass unten ein Herr auf mich warte. Ich hatte keine Ahnung, wer das sein könnte, aber als ich, noch im Pyjama, unten ankam, erkannte ich den Zollbeamten vom *Gare de l'Est*.

„Ich war gerade auf dem Weg ins Büro und dachte, ich komme gleich vorbei, um Sie zu informieren. Ich habe mit meinem *copin* vom Hauptzollamt gesprochen, aber der ließ sich nicht überreden. Er ist wirklich ein Idiot. Aber mir ist etwas anderes eingefallen.“

Stolz fuhr er fort: „Da Sie so nahe beim *Gare de l'Est* wohnen, habe ich veranlasst, dass die ganze Ladung wieder an uns zurückgestellt wird. Und nun befindet sie sich in meiner Gewalt.“

Inzwischen war auch Alice heruntergekommen und ich stellte die beiden einander vor. An Alice gewandt sagte er:

„*Madame*, das kleine Bettchen *pour la petite fille* wartet bereits auf Sie. Nun müssen Sie es nur noch abholen.“

Alice ging gleich mit ihm mit und zwei Stunden später war Mignon von unübersehbarer Freude erfüllt: Sie hatte ihr Gitterbett, den Sitz und das Tischchen.

Erlebnisse wie dieses machten auf Alice und mich tiefen Eindruck. Da gab es im riesigen und stets beschäftigten Paris einen Beamten, der sicher eine ganze Menge Verpflichtungen hatte, nebenbei aber in der Lage war, sich eines kleinen Problems einer unbekanntenen ausländischen Familie anzunehmen und der dies mit aufrichtigem Gefühl, großem Takt und unübersehbarer Freude tat.

Nach drei Wochen in Paris hatten wir uns unserer Umgebung einigermaßen angepasst und genug eingewöhnt, um ein ziemlich normales Leben zu führen. Damit war die erste Hälfte meiner Aufgabe erfolgreich abgeschlossen. Meine Familie war in Sicherheit und Wohlauf.

Die Eltern von Alice aber waren immer noch in Wien. Weder uns noch den anderen Kindern war es gelungen, einen Fortschritt dabei zu erzielen, sie in Sicherheit zu bringen.

Nach meinem Geschäft mit Herrn A. hatte Alices Vater in zwei Briefen angedeutet, dass sich der angekündigte Besucher (der Vater von A.) bei ihm noch nicht gemeldet hatte und er schon sehr dringend auf ihn warte.

Da ich mir nicht vorstellen konnte, dass aus dem früheren Widerwillen von Alices Eltern plötzlich ein dringende Bedürfnis geworden war, das Land zu verlassen, hegte ich langsam den Verdacht, dass die bisherige ablehnende Haltung nur vorgetäuscht war, um dadurch unsere Flucht zu erleichtern. Nun, da wir in Sicherheit waren, gab es keinen Grund mehr, ihren Wunsch, aus Österreich herauszukommen, länger zu verbergen.

Angesichts der Bemerkungen ihres Vaters musste ich gegenüber Alice nun natürlich aufdecken, was ich versucht hatte zu tun. Ich war inzwischen soweit, mein Vertrauen in die Transaktion zu verlieren, aber Alice hegte sofort große Hoffnungen und war nicht zu überreden, eine etwas skeptischere Haltung einzunehmen. Sie schien zu glauben, dass, was ich einmal geplant hatte, auch immer funktionieren würde.

In dieser Zeit gelang es mir zwei Mal, mit Herrn A. und seinem Freund zusammenzutreffen, aber ich konnte nicht herausfinden, wie glaubhaft ihr Vorhaben war.

Beim dritten Mal bestand ich darauf, dass mir A. den Scheck zeige, den er als Sicherheit genommen hatte. Da er mir erklärte, der Scheck befinde sich in seinem Bankschließfach, suchten wir, gemeinsam mit seinem Freund, die Bank auf. Er nahm uns ein Taxi und ließ es einige Häuser von der Bank entfernt auf uns warten. Sein Freund blieb im Fahrzeug, während wir beide die Bank aufsuchten. Seine Bereitwilligkeit, all diese Umstände auf sich zu nehmen, nur um mich zu beruhigen, beeindruckte mich sehr und ich begann zu bereuen, so argwöhnisch gewesen zu sein. Als ich aber seiner höflichen Geste, als erster die Bank zu betreten, Folge leistete, verschwand er, kaum dass ich mich in der Drehtür befand. Als ich wieder vor die Bank trat, konnte ich ihn gerade noch durch die überfüllte Straße zum Taxi laufen sehen und bevor ich meine sieben Sinne wieder beisammen hatte, waren beide weg.

Ich verbrachte Stunden damit, sie auszuforschen, aber erfolglos. Ich wollte den Scheck bei der Londoner Bank sperren lassen, aber er war schon Wochen

zuvor eingelöst worden und wies eine Anweisung von mir an Herrn A. und eine Anweisung von Herrn A. an seine Pariser Bank auf. Die Postkarte, die ich Herrn A. schicken musste, hatte wohl als Vorlage für das Fälschen meiner Unterschrift gedient.

So etwas hatte ich niemals zuvor erlebt. Es war mein erster Versuch auf dem Schwarzmarkt und das Ergebnis war so niederschmetternd, dass es gleichzeitig auch mein letzter war.

Am Abend, in unserem Hotelzimmer, musste ich die schlechte Nachricht gleich an Alice weitergeben. Es war ganz einfach zu viel, um es allein zu ertragen. Es wurde ein trauriger Abend. Drei Wochen wertvoller Zeit hatten wir durch falsche Hoffnungen verloren. Wie viel Hoffnung war noch übrig? Und wie viel Zeit war noch übrig, bevor der Krieg ausbrechen würde?

Aber ich war nie in der Lage, allzu lange zu grübeln. Da ich nichts tun konnte, um Alices Verzweiflung zu lindern, richtete ich meine Gedanken auf die Zukunft, darauf, was nun zu tun war. Ich sagte mir: Es muss einen Weg geben, die beiden alten Leute zu retten. Es *muss* einfach. Ich überlegte, wohin ich mich um Rat und Hilfe wenden konnte: Ans Komitee, die *Préfecture*, das amerikanische Konsulat... Irgendjemand musste doch in der Lage sein, diese beiden Visa zu bekommen. Und es musste schnell gehen.

Die ganze Nacht machte ich einen Plan nach dem anderen und suchte nach weiteren Möglichkeiten. Ich machte gute Fortschritte. Je mehr Pläne ich hatte, desto zuversichtlicher wurde ich. Am Ende ordnete ich die verschiedenen Schritte zu einer sinnvollen Reihenfolge und fiel in Schlaf. Das muss bereits knapp vor der Dämmerung gewesen sein.

Doch bis dahin hatte das Schicksal bereits seine eigene Entscheidung getroffen. Es war gegen uns. Und gegen Millionen anderer.

*

Als Alice mich am nächsten Tag weckte, war bereits Mittagszeit. Der Schlaf hatte uns beiden gut getan und der schöne Tag hob unsere Laune wieder ein bisschen. Mignon war immer vollkommen glücklich, wenn wir sie auf den Spaziergang zum Restaurant mitnahmen. Und wir waren stets sehr stolz, wenn Leute, die uns vom Markt entgegenkamen, stehen blieben, um auf Mignon zu blicken und auszurufen: „*Oh, qu'elle est mignonne, cette petite fille!*“ Üblicherweise querten wir die Marktstraße nicht bloß, sondern gingen den Markt ein oder zwei Straßen hin und her, weil Mignon die bunten Farben und den ohrenbetäubenden Lärm so liebte.

Als ich an diesem Morgen auf die Straße trat, merkte ich gleich, dass irgendetwas seltsam war, doch ich wusste nicht, was. Nachdem wir jedoch ein paar

Häuser weit gegangen waren, riefen Alice und ich nahezu gleichzeitig aus: „Es ist so still heute, was ist denn los?“

Die Frauen kamen wie immer mit ihren Einkaufstaschen vom Markt. Aber sie schwatzten nicht. Und keine blieb stehen, um Mignon die üblichen Komplimente zu machen. Wir kamen dem Markt näher und es war immer noch still. Es war so seltsam, so ungewöhnlich. Die Straße war voll mit Ware und Käufern und trotzdem war kaum ein Laut zu hören.

Diesmal gingen wir den Markt nicht auf und ab. Ohne besonderen Grund überquerten wir lediglich die Straße. Ein paar Häuser weiter trafen wir einen Mann, den wir von unserem Restaurant kannten. Er verrichtete dort irgendeine Arbeit und wir hatten ihn schon oft gesehen. Er war ein sympathischer Kerl, der gerne einen Schwatz hielt und immer etwas Neues oder Interessantes zu erzählen hatte. Als wir ihn diesmal trafen, blieb er bloß für einen Moment stehen. Ohne ein Wort zu sagen, faltete er seine Zeitung auseinander und zeigte uns die riesige Überschrift:

L'ALLEMAGNE ATTAQUE LA POLOGNE

Langsam gingen wir durch die enge Straße, die zum Restaurant führte. Die Gehsteige waren mit Menschen überfüllt, die in beide Richtungen strömten. Doch die Stille war absolut. Die Gesichter der Leute, egal ob Männer oder Frauen, jung oder alt, waren ernst, düster, grimmig. Viele Frauen hatten Tränen in den Augen, doch sie blickten zurückhaltend und gefasst. Die Augen anderer schienen abwesend und blickten ins Nirgendwo. Immer wieder sahen wir Leute, die einander zu kennen schienen und jedes Mal war es dasselbe: Keine der üblichen Begrüßungen, kein fröhliches Geplapper. Ein angedeutetes trauriges Nicken und man ging seiner Wege.

Aus dem Haus, wo unser Restaurant war, kamen aufgeregt sprechende Leute heraus. Gleich fiel mir ein, wie lärmend es im Restaurant stets war und ich hatte großen Widerwillen einzutreten. Alice dürfte sich dasselbe gedacht haben, denn ohne auch nur ein Wort zu wechseln, ließen wir den Eingang hinter uns und gingen weiter die Straße hinunter. Nach etlichen Querstraßen kamen wir zur Rue Lafayette. Der Verkehr strömte wie üblich dahin, die Gehsteige waren voll von Fußgängern, auch das wie üblich. Aber auch hier herrschte Stille. Die gleichen grimmigen Gesichter und dieselbe traurige Stummheit, wenn Bekannte einander grüßten.

Wir waren stehen geblieben, standen auf dem Gehsteig und betrachteten den vorbeifließenden Verkehr. In der Mitte der Straße tauchte ein Polizist auf,

hielt den Verkehr in beiden Richtungen an und bedeutete uns, die Straße zu überqueren. Er tat dies wie automatisch, fast teilnahmslos, ohne das übliche Lächeln und ohne die höflich-elegante Geste. Wir wollten eigentlich nicht hinüber, aber wir überquerten die Straße. Gegenüber kamen wir zu der Straßenecke mit dem Abgang zur *Métro*. An den Ständen wurden die Zeitungen in absoluter Stille verkauft. Ich hörte keinen der vertrauten Rufe wie „*Paris So-a-ar*, oder *Pa-a-a-ris Midi*“.

Grimmige, traurige Stille ringsumher. Das war Paris am ersten September 1939.

Armes tapferes Frankreich! Der August 1914 hat sich wiederholt. Die Stiefel der machthungrigen Barbaren marschieren schon wieder, um deine Kultur zu zertrampeln. Wirst du auch diesmal überleben, wie damals?

Der Begriff *La France Eternelle* kam mir in den Sinn, in seiner eigentlichen Bedeutung – als glühender Wunsch.

*

In den folgenden Wochen und Monaten veränderte Paris sich nach und nach. Es gab nächtliche Verdunkelung, aufgetürmte Sandsäcke vor öffentlichen Gebäuden, gelegentliche Luftschutzalarme, die Vorbereitung von Luftschutzunterkünften in *Métro*stationen oder Kellern. Das waren die äußeren Merkmale von Paris als verteidigungsbereiter Stadt.

Es war die Periode des *drôle de guerre*, in der „nichts geschah“.

Möglicherweise hatten die Behörden Informationen, aber die Öffentlichkeit hatte keine Ahnung, was dieser seltsame Krieg bedeuten sollte. Hatte Deutschland sich mit dem, was es bereits bekommen hatte, zufrieden gegeben? Oder ordnete es lediglich seine Truppen neu? Und wenn ja, in welche Richtung würde es marschieren? Ost oder West?

In zwei Dingen aber war man sich einig. Erstens war es augenscheinlich, dass die Initiative ganz bei den Deutschen lag. Das war bedrückend und entmutigend. Zweitens, und das war noch bedrückender, herrschte der Eindruck vor, Frankreich und seine nördlichen Verbündeten würden im Falle einer deutschen Offensive bloß ein Rückzugsgefecht liefern. Die schwachen, fast nur symbolischen Truppenkontingente, die Britannien auf den Kontinent geschickt hatte, legten dies nahe. Die offizielle Propaganda konnte gegen diese defätistische Haltung nichts ausrichten. Auch in diesem kalten Krieg, *la guerre des nerfs*, war die Initiative auf deutscher Seite.

Einige Zeit später gelang es uns, Briefkontakt zu Alices Eltern über Bekannte in der Schweiz herzustellen. Aber weitere Versuche, sie in Sicherheit zu bringen, scheiterten und mussten später als praktisch unmöglich aufgegeben werden. Es

gab zu dieser Zeit immer noch vereinzelt erfolgreiche Fluchtversuche, aber dabei handelte es sich um junge Leute, die geübte Bergsteiger waren und sich durch die Hochalpen in die Schweiz oder nach Italien durchschlugen.

*

Unser Leben in Paris ging ohne besondere Änderungen weiter. Von der *Préfecture* hatten wir Papiere bekommen, die monatlich zu erneuern waren. Dies war, nehme ich an, bloß eine höfliche Art, uns zur monatlichen Meldung bei der Polizei anzuhalten, denn die Erneuerung lief immer nahezu automatisch ab.

Meine Bewerbung als Freiwilliger der französischen Armee wurde angenommen, doch wurde mir bedeutet, man werde mich ausschließlich im Landesinneren einsetzen und erst bei gegebenem Anlass einberufen.

Meine Versuche, unseren Lebensunterhalt zu verdienen, waren alles andere als erfolgreich und ich war weiterhin von finanzieller Hilfe abhängig. Ich hatte mein wissenschaftliches Interesse wiederentdeckt und absolvierte einige Studien an der Sorbonne. Mein *permis de séjour*, mit dem offiziellen Status „Flüchtling auf der Durchreise“ erlaubte mir keine bezahlte Arbeit, aber ich genoss meine Studien und die Bedingungen, vor allem die Bibliothek und die Atmosphäre.

An einem Septemberabend unterhielt ich mich mit Professor X. in seiner Wohnung, die in der neuen Siedlung *Cité Universitaire* gelegen war. Nichts in der Diskussion ließ mich spüren, dass ich Angehöriger einer Nation war, die gegen seine Nation Krieg führte. Später, als er aus meinen Dokumenten die Daten zusammensuchte, die zur Einreichung eines Antrages nötig waren, trug er als Nationalität „*Ex-Autrichien*“ ein. Danach stutzte er und fragte: „Das Geburtsland, ist das ebenfalls Österreich?“

Ich nahm an, er hoffe auf etwas wie Tschechoslowakei oder Polen, die beide Verbündete von Frankreich waren. Meine Antwort verwunderte ihn, doch er war zufrieden.

„Oh, Türkei“, sagte er, „das ist gut“.

Und dann, als verfolgte er noch eine andere Idee, fuhr er fort: „Aber die Türkei war damals ein riesiges Reich. In welcher Provinz wurden Sie denn geboren?“

Ich nannte ihm die Provinz und er war sehr zufrieden. „Gut, gut. Dann schreibe ich einfach ‚Syrien‘. Das ist Französisch.“

Ich berichte deshalb über diese Unterhaltung, weil sie, wie der Leser später selbst sehen wird, zumindest in zwei Fällen eine entscheidende Rolle bei der Rettung meiner Familie gespielt hat.

*

Später, im Herbst oder Winter, wurde durch eine sehr aktive Gruppe tschechischer Flüchtlinge eine Organisation geschaffen, welche die verschiedenen Flüchtlinge auf die Arbeit in der französischen Verteidigungsindustrie vorbereiten sollte. An der Schule für die Metallindustrie in Suresnes wurden mit Hilfe der Regierung und der Stadt Paris umfangreiche Laborstudien als Abendkurse organisiert. Ich lehrte dort grundlegende Arithmetik und Geometrie, hatte aber auch Gelegenheit, meine Fertigkeiten auf verschiedenen metallverarbeitenden Maschinen zu erproben.

An einige der Leute dort erinnere ich mich immer noch. Ein riesiger Bursche namens Tolstoi erlernte den Umgang mit einer Feile. Ein schwarzhaariger junger Pole stand an der Drehbank, ebenso ein Dentist aus Wien. Alle waren begierig, bald zu den Verteidigungsanstrengungen Frankreichs beizutragen, aber hinsichtlich der Zeit, die bis dahin noch blieb, war ich nicht sehr optimistisch.

Mit dem jungen Polen kam ich näher in Kontakt. Untertags arbeitete er bei einem Radiosender und er sprach fließend Französisch.

Ich kümmerte mich in der Zwischenzeit weiterhin um unsere Auswanderung nach Übersee und konzentrierte mich dabei auf die Erlangung von Einreisevisa in die USA. Ich kann mir nicht erklären, warum ich dabei nicht auch an andere Überseestaaten dachte. Denkt man an das Schicksal, das uns im Falle einer deutschen Invasion erwartet hätte, wäre es ja nur logisch erschienen, jede einzelne Möglichkeit, sich weiter von Deutschland zu entfernen, in Betracht zu ziehen und wir hatten in Frankreich ja viel mehr Möglichkeiten, als wir in Wien gehabt hatten.

Wahrscheinlich lag es an verschiedenen psychologischen Faktoren. Zum Teil könnte einfach Mangel an Energie eine Rolle gespielt haben, denn in Wien hatten wir uns wegen unserer Visabewerbungen schon derart bemüht, dass wir dieser Aktivitäten langsam müde geworden waren. Es mag auch daran gelegen haben, dass die Bedrohung, wie groß sie auch schien, nicht unmittelbar war, denn vorläufig waren wir sicher und frei. Es lag auch an Paris. Von den vielen Städten, die ich in meinem Leben, von Damaskus bis Amsterdam, schon gesehen hatte, war Paris ein ganz eigenes Erlebnis. Unter den anderen Städten hatte ich manche interessant gefunden, manche schön, manche angenehm, aber Paris war eine Stadt, in die wir ganz einfach verliebt waren. Es waren nicht nur die Straßen, Boulevards, öffentlichen Gebäude und Museen. Es waren auch nicht nur die Leute. Paris war die lebendige Verwirklichung einer auf Würde und Freiheit basierenden Philosophie. Unsere kleinen täglichen Sorgen, unsere angespannte wirtschaftliche Lage waren bedeutungslos, solange wir diese Stadt um uns hatten. Um die *Métro*kosten zu sparen, ging ich die 45 Minuten zur *Sorbonne* immer

zu Fuß, oft auch die drei Stunden nach Suresnes, aber ich erinnere mich an diese Fußmärsche als die allerschönsten, die ich in großen Städten jemals gemacht habe.

Ich erinnere mich an viele Besuche beim Konsulat der USA. Ich liebte die ruhige, entspannte und freundliche Atmosphäre im großen Saal, in dem die Besucher an einem offenen Schalter empfangen wurden, zu dessen beiden Seiten sich die Büros befanden. Die Lage schien hier weitaus ermutigender als beim Konsulat in Wien. Der Besucher erhielt hier persönliche Aufmerksamkeit, Beratung und Unterstützung. Quoten oder Wartezeiten waren kaum ein Thema.

Unser Akt war aus Wien geholt worden und man beriet mich, welche zusätzlichen Papiere ich vorzulegen hatte und welche meiner älteren Erklärungen zu erneuern waren.

An die Details der einzelnen Besuche kann ich mich nicht mehr erinnern, aber in zwei Fällen, soviel weiß ich noch, dürfte ich gute Fortschritte gemacht haben. Im einen Fall verbrachte ich Tage mit dem Versuch, bei verschiedenen Dampfschiffgesellschaften die Schiffspassagen vorzubereiten. An den anderen Fall erinnere ich mich nur noch dunkel: ein Konsulatsbeamter tippte in Windeseile auf der Schreibmaschine unsere Papiere, damit sie innerhalb einer bestimmten Frist noch rechtzeitig zur Post kamen. Ein Gespräch, das ich mithörte, beeindruckte mich gewaltig. Ein Mann, offensichtlich ein Amerikaner, verabschiedete sich von seinem Sohn, der wohl gerade zur Heimreise aufbrach, mit den Worten: „*So long, my boy. Kiss Ann for me. And I'll see you Saturday evening in New York.*“

Ich war so beeindruckt, dass ich es Alice erzählen musste.

„Stell dir vor, Alice“, sagte ich, „genau so sagte er es: *I'll see you Saturday evening in New York.* Als ob es gleich hier, jenseits der Seine wäre.“

Und voll Hoffnung warteten wir auf „unseren“ Samstagabend in New York.

Ich weiß nicht mehr, warum dieser ersehnte Samstagabend für uns damals nicht kam. Ich denke, all dies geschah, wenn es nicht nur ein Traum war, irgendwann im April oder Mai 1940 und die Ereignisse, die der deutschen Westoffensive folgten, haben unsere Chancen ganz einfach zunichte gemacht.

*

Mignons Gips habe ich bereits erwähnt. Da er ein Problem darstellte, das eine Menge Zeit und Aufmerksamkeit verlangte, möchte ich seine Geschichte hier nun vollständig erzählen.

In dem Wiener Spital, in dem Mignon im Sommer 1937 geboren wurde, führte die Schwester die Besucher, die das Baby sehen wollten, zum Eingang eines großen Saales, wo zwei oder drei Dutzend Babys wie aufgefädelt in ihren

Krippen lagen und verließ sie mit den Worten: „Sie können sie ganz einfach finden. Sie ist die, die so ruhig ist.“

Und das charakterisierte Mignon ganz genau. Sie war ein ruhiges, aber sehr glückliches Baby.

Als sie drei Monate alt war, stellte unser Arzt eine Luxation der beiden Hüftgelenke fest. Das bedeutet, dass der Teil des Gelenks, der konkav sein soll, flach ist, so dass das Gegenstück herausrutscht. Einer der beiden Spezialisten, die die Diagnose bestätigten, schlug als die übliche konservative Therapie einen Gips vor, der bei der Ausbildung des konkaven Teils hilft, indem er die Gelenkteile zusammenhält. Der andere, ein weniger bekannter Spezialist, meinte, sie sei für einen Gips zu jung und schlug eine Behandlung vor, die seine eigene Spezialität war und aus einem komplizierten System aus Bandagen bestand. Ich gab keiner der beiden Methoden den Vorzug, Alice aber war für die zweite Alternative und so begannen wir mit den Bandagen.

Aber das stellte sich als eine eher grausame Behandlung heraus. Alle drei bis vier Wochen musste Mignon zum Arzt, der versuchte, die Gelenke einzurichten. Nach jeder Behandlung verweigerte Mignon zwei Tage lang die Nahrung und erlaubte niemand, ihr nahe zu kommen. Sie lag nur bewegungslos und stumm da, mit einem schmerzvoll leidenden Ausdruck im Gesicht. Wenn man ihr zu nahe kam, begann sie aus lauter Angst, jemand könnte sie berühren, verzweifelt zu weinen.

Der Arzt schickte uns vor und nach jeder Behandlung zu einem Röntgen-Institut. Nach drei Monaten erregte die Notwendigkeit fortgesetzter schmerzvoller Behandlungen meinen Argwohn und ich fragte den Radiologen um seine Meinung. Zuerst berief er sich darauf, kein Recht zu einer Beurteilung der Behandlung zu haben. Als ich aber darauf bestand, die Röntgenaufnahmen zu sehen, zeigte er sie mir und erklärte:

„Diese Gelenke waren niemals an ihrem Platz. Weder vor noch nach der Behandlung. Ich nehme an, Ihr Doktor B. richtet sie während der Behandlung ein, aber dabei bleibt es nicht. Es ist sinnlos. Ich würde vorschlagen, Sie wenden sich an einen anderen Spezialisten.“

Also beendeten wir die Behandlung bei Dr. B. und brachten Mignon zum anderen Spezialisten, Professor H., der zuvor den Gips empfohlen hatte. Er war als Experte, gerade auf dem Fachgebiet der Luxationsbehandlung, weit über Wien hinaus bekannt. Nachdem er Mignon untersucht und die Röntgenbilder studiert hatte, erklärte er:

„Die Spezialbehandlung mit Bandagen hat nur bei den leichten Fällen, die wir Sub-Luxationen nennen, einen Sinn. Ihr kleines Mädchen ist aber ein extrem schwerer Fall. Schauen Sie...“

Er zeigte mir die Röntgenbilder, erklärte mir, dass beide „Köpfe“ komplett außerhalb der Gelenkspfanne waren und nur durch die Muskeln fixiert wären. Dann fuhr er fort:

„So wie dieser Fall sich entwickelt hat, bin ich mir fast sicher, dass auch ein Gips nicht helfen wird. Sie wird wohl eine Operation brauchen. Wir machen solche Operationen oft, verpflanzen Stücke von Knochen, die die Bildung des Gelenks unterstützen sollen und die Natur erledigt dann den Rest.“

Er erklärte weiter, dass eine solche Operation nicht möglich sei, bevor Mignon ein Alter von wenigstens zehn Monaten erreicht habe und empfahl bis dahin einen Gips. Der Gips würde vielleicht nützen, auf jeden Fall aber nicht schaden.

So kam Mignon zu ihrem ersten Gips. Verglichen mit der vorigen Behandlung war das eine richtige Befreiung, denn ab dem dritten Tag hatte sie wenigstens keine Schmerzen mehr und gewann schnell ihre natürliche Fröhlichkeit zurück. Wir hatten mit Professor H. vereinbart, dass wir nach drei bis vier Monaten wieder zu ihm ins Spital kommen würden. Er würde dann den Gips entfernen und kontrollieren, ob es Zeit für die Operation sei oder für die nächsten drei Monate ein weiterer Gips angelegt werden sollte.

Als es soweit war, suchten wir wie vereinbart das Spital auf. Aber es war bereits nach dem März 1938. Professor H. war nicht mehr da. Er war gezwungen worden, das Spital zu verlassen und durch einen neuen, viel jüngeren Mann ersetzt worden. Da ich aber davon ausging, dass die Methoden der Klinik auch unter ihm fortgeführt würden, ließ ich den Gips abnehmen und die Untersuchung durchführen. Das Resultat war, dass man mir die Wahl überließ. Entweder gleich operieren oder mit neuem Gips weitere drei bis fünf Monate abwarten. Ich dachte, dass für eine Operation nur der allerbeste und erfahrenste Chirurg gut genug sein würde und Alice hoffte, die Operation könnte Mignon doch noch erspart bleiben. Also entschieden wir uns fürs Abwarten und Mignon bekam einen neuen Gips. Diesmal ging es ohne Schmerzen ab, denn es wurde ja nur der Gips gewechselt.

Inzwischen sammelte ich Informationen darüber, wer nach Professor H. der nächste führende Mann auf diesem Gebiet sei und dabei wurde mir immer wieder der Name von Professor Y. genannt. Ich suchte mit Mignon also nach vier oder fünf Monaten diesen Professor Y. auf. Da ich eine schnelle Abfertigung vermeiden wollte, gingen wir in seine Stadtpraxis statt ins Spital.

Nachdem er die Röntgenbilder studiert und die Daten des Falles aufgenommen hatte, kam er hinter seinem Schreibtisch hervor, legte seine Hand auf meine Schulter und sprach: „Sagen Sie, junger Mann“ – es war ein heißer Sommer-

tag und ich trug kurze Hosen – „wie konnten Sie mit ihr zu Professor H. gehen? Wussten Sie nicht, dass er ein *Judenstämmling* ist?“

Bis dahin hatte er mich als ernsthafter und kultivierter Mann beeindruckt, als richtiger Professor eben, mit Kompetenz und Geschick, doch nun war ich geschockt von seinen Worten und fühlte, wie mein Innerstes rebellierte. Ich versuchte eine objektive und unaufgeregte Antwort:

„Nach meinem Verständnis ist Professor H. eine führende Autorität in der Orthopädie und für seine Arbeit an Luxationen international bekannt. Ich habe sogar sein Buch über dieses Thema gelesen. Ich bin ein medizinischer Laie, aber sein Buch machte den besten Eindruck auf mich.“

Professor Y. nahm seine Hand von meiner Schulter und antwortete sichtlich irritiert: „Ich rede doch gar nicht von seinen beruflichen Fähigkeiten. Ich rede einzig und allein davon, dass Sie ihr Mädchen in die Hände eines Mannes von jüdischer Abstammung gegeben haben.“

Es war klar, dass er in mir einen politischen Sympathisanten zu sehen glaubte, aber da ich keinen Grund sah, mich unnötigerweise in Gefahr zu bringen, zuckte ich bloß mit den Schultern.

Aber das reichte ihm nicht. Er war schon ziemlich erregt und setzte fort: „Und warum sind Sie zu Dr. B. gegangen? Der ist ja sogar *Volljude!*“

Damit hatte er mich nun in ein echtes Dilemma gestürzt. Auf Dr. B. war ich ziemlich schlecht zu sprechen, seit ich herausgefunden hatte, wie sinnlos seine Behandlung gewesen war. Aber dieser Anhänger des rasenden Irren war sicher niemand, dem gegenüber ich das zeigen wollte. So blieb ich stumm, während er mich, auf eine Antwort wartend, musterte. Seine herausfordernde Art, mich anzustarren, machte mich wütend und ich suchte fieberhaft nach einem Ausweg, die Sache abzubrechen und zu gehen. Dann aber versuchte ich, mich weiterhin in der Hand zu behalten und sprach: „Schauen Sie, Professor Y., bedenken Sie doch bitte, dass ich Sie wegen Ihrer medizinischen Meinung aufgesucht habe.“

Er wirkte nun äußerst irritiert und wandte sich einer Seitentür zu, um den Raum zu verlassen. Dabei sagte er: „Ich dachte, meine Meinung hätte ich Ihnen schon mitgeteilt. Das Kind braucht eine Operation und wenn Sie morgen mit ihr ins Spital kommen, werde ich sie eingehend untersuchen.“

Ich war froh, dass es vorüber war und verließ die Ordination so schnell wie möglich.

Dann gab ich es auf, nach führenden Spezialisten zu suchen und entschied, dass die Operation nicht in Wien stattfinden sollte. Ich hoffte, wir würden bald Visa nach irgendwo bekommen und dort eine normale Situation vorfinden. In-

zwischen ließen wir den Gips einfach alle paar Monate durch einen Orthopäden wechseln.

Etwa einen Monat, bevor wir Wien verließen, fand sich doch noch ein anderer Spezialist, Professor St., der für seine besondere Geschicklichkeit bei Knochenoperationen bekannt war. Er untersuchte Mignon gründlich und kam unter Berücksichtigung der alten und der neuen Röntgenbilder zum Ergebnis, dass eine Operation unvermeidbar sei. Als ich ihm unseren Plan verriet, in Kürze das Land zu verlassen, verstand er sofort und schlug vor, Mignon einen speziellen Gips zu verpassen, der die Gelenke zu stärkerer Drehung zwingen würde, um ihr eine letzte Chance zu geben, auf die konservative Behandlung anzusprechen. Er fertigte den Gips persönlich an. Dieser Gips zwang Mignon in eine sehr unangenehme Position und er reichte von der Brust bis fast zu den Knöcheln. Aber wenigstens wir waren glücklich, denn der Gips war ja dazu da, den Gelenken besseren Halt zu geben und so hatten wir ein wenig Hoffnung auf Besserung. Er sollte auf keinen Fall länger als drei Monate getragen werden und Professor St. gab uns einen vollständigen Bericht mit, so dass den auswärtigen Ärzten die komplette Fallgeschichte zur Verfügung stehen würde.

Nachdem wir uns in Paris eingewöhnt und ich einen guten Spezialisten gefunden hatte, entschloss ich mich, mit Mignon zu Professor O. zu gehen. Ich glaube, es war September oder Oktober 1939, als wir das Spital aufsuchten. Es stellte sich aber heraus, dass das Spital mit all seinen leitenden Ärzten evakuiert worden war. Nur Assistenten und jüngere Ärzte waren in Paris geblieben, um für ganz dringende oder kleine Fälle da zu sein. Sie boten mir an, den Gips zu wechseln, aber da ich zu Professor O. wollte, fuhren wir mit dem Bus in den kleinen Ort außerhalb der Stadt, der während des Krieges die orthopädische Abteilung des Spitals beherbergen sollte.

Ich war beeindruckt, dass die Schwester den Professor mit *Monsieur O.* ansprach. Er studierte die mitgebrachten Röntgenbilder, ließ neue anfertigen und meinte, der Fall zeige in den letzten drei Monaten eine leichte Besserung. Auch er meinte, dass eine Operation immer noch nötig, aber nicht dringend sei. Somit gebe es keine andere Wahl, als erst einmal nur den Gips zu wechseln, da Operationen während des Krieges nur in dringenden Fällen erlaubt würden. Der Gips solle darum von seinen Assistenten in Paris erneuert werden.

Wir aber suchten erst noch einen anderen Spezialisten auf, denn wir wollten sicher sein, das Richtige zu tun. Da wir aber auch von ihm keine andere Meinung zu hören bekamen, wurde ein neuer Gips angefertigt.

Im beginnenden Frühjahr 1940 war es Zeit, den Gips wieder zu erneuern und ich wählte, ich weiß nicht mehr warum, wieder einen anderen Arzt. Viel-

leicht weil ich vor allem seinen Namen, *Docteur Lamy*, mochte, der sich anhörte, wie *l'ami*. Seine Ordination lag an der Strecke, die ich nach Suresnes ging. Wie die meisten Ärzte war auch Dr. Lamy einberufen worden, hatte aber einmal wöchentlich Ordinationsstunden.

Das erste Mal ging ich alleine hin. Dr. Lamy war ein kleingewachsener, schmaler, schwarzhaariger Mann. Er war sehr sympathisch und sagte, kaum hatte er meine Geschichte gehört: „Ich betrachte es als Auszeichnung, wenn ich Ihnen helfen darf. Bitte bringen Sie *la petite* in einer Woche mit und ich werde mich um alles kümmern, was medizinisch geboten ist.“

Eine Woche darauf untersuchte er Mignon und stellte fest, es hätte einen weiteren leichten, jedoch ungenügenden Fortschritt bei der Entwicklung der Gelenke gegeben. Er schlug etwas Neues vor: Eine Kombination aus Gips mit einem speziellen Apparat aus Leder und Stahl. Dies würde die Gelenke in derselben Position halten wie momentan der Gips, aber eine bessere Beweglichkeit der Gelenke erlauben und derart ihre weitere Entwicklung anregen. Das Ausmaß der Bewegungsfreiheit würde sich adjustieren lassen.

Dies schien mir einen Versuch wert und so fragte ich nach den Kosten.

„Für den Apparat“, sagte er, „müssen Sie sich im Geschäft erkundigen. Vielleicht wird man Ihnen den auf Mietbasis überlassen.“

Nun wollte ich wissen, wie hoch sein Honorar sein würde. Da ich hier in einer Privatpraxis war und nicht in einem Spital, befürchtete ich, es würde weit jenseits meiner Möglichkeiten liegen. Während ich mir überlegte, wie ich ihm diese peinliche Frage stellen könnte, schien er meine Gedanken erraten zu haben und fuhr mit einem Lächeln fort:

„Was die unbedeutende Arbeit betrifft, die nötig sein wird, den Apparat mit dem Gips, der ihn halten soll, zusammenzuführen, hoffe ich, dass sie mir erlauben werden, diese als mein Vergnügen zu betrachten.“

Wir bekamen den Apparat und er machte den Gips. Er nahm keinen Sou, weder für die Röntgenbilder noch für das Material, auch nicht für seine Arbeit bei dieser und den darauffolgenden Visiten, bei denen es um Kontrolle und Adjustierung ging.

Für Mignon war diese neue Apparatur ein Riesenerlebnis. Erstmals konnte sie kurz auf ihren Beinen stehen und später sogar ein paar Schritte gehen. Sie war glücklich und sehr stolz.

Aber die wahre Bedeutung dieser Apparatur war eine ganz andere, wie sich ein oder zwei Monate danach herausstellen sollte.

TRENNUNG

Wir genossen den Frühling. Dunkel erinnere ich mich an unsere Spaziergänge mit Mignon: Entlang der Seine und anderer Gewässer, zum Zoo mit seinen künstlichen Bergen und zu einem anderen außerordentlich malerischen Stadtpark mit Hügeln und Teichen. Doch alle Erinnerungen an diesen Frühling sind von dem überschattet, was folgte: Von der deutschen Offensive im Mai.

An den Tagen nach dem 10. Mai 1940 war die Atmosphäre in Paris in vielerlei Hinsicht anders, als sie am 1. September 1939 gewesen war. Die Bevölkerung war von der Plötzlichkeit und Geschwindigkeit wie betäubt und voll des Abscheus über die Gräueltaten. Diesmal wurde eine ganze Menge geredet. Überall, auf den Straßen, in den Hauseingängen, in Cafés tauschten entsetzte und verzweifelte Menschen Nachrichten aus. Die Nachrichten über die Bombardierung und Zerstörung Rotterdams verbreiteten sich wie ein Lauffeuer. „*C'est affreux! C'est affreux!*“, war der meistgehörte Ausruf. Später wurden die offiziellen Regierungsberichte durch Mundpropaganda ergänzt, die noch schlimmer war. Hauptsächlich erfuhr man diese Gerüchte aber nur indirekt: durch offizielle Dementis. Ich erinnere mich noch, wie die Zeitungen eines Tages dementierten, dass die Deutschen Reims erreicht hätten.

Die konfuse Situation machte klar, dass Frankreich bald von deutschen Truppen besetzt sein würde, es sei denn, die Deutschen entschlössen sich, erst Großbritannien anzugreifen. Die Menschen aus dem Norden flohen Richtung Paris und weiter in den Süden. Es war der Anfang vom Ende.

Eines Tages, es muss um den 20. Mai gewesen sein, befand ich mich mit Mignon allein in unserem Hotelzimmer. Es war früh am Nachmittag. Alice war soeben fortgegangen, um ein paar Lederhandschuhe abzuliefern, die sie für einen Laden genäht hatte und vor dem Abend erwartete ich sie nicht zurück. Mignon war in ihrem Bettchen, stand ab und zu auf, spielte mit mir „Französisch sprechen“ und erfreute sich auf ihre fröhliche Art des Lebens.

Es klopfte an der Türe, ich öffnete und zwei junge Männer in Zivilkleidung kamen herein. Einer wies sich als Polizeibeamter aus und fragte, ob es mir etwas ausmachen würde, sie zu einer Kontrolle auf die Polizeiwache zu begleiten. Ich fragte, worum es ging und erhielt als Antwort „Wahrscheinlich um gar nichts. Nur um eine Kontrolle der Papiere.“

Ich dachte, im Hotel hätte es vielleicht irgendeinen Diebstahl oder eine andere Straftat gegeben, die eine Überprüfung der Gäste erforderte und war gewillt, es schnell hinter mich zu bringen. Da ich aber Mignon nicht zu lange alleine lassen wollte, fragte ich noch: „Wo ist die Polizeiwache, zu der ich gehen soll?“

„Zwei Gassen weiter.“

„Und was glauben Sie, wie lange es dauern wird?“

„Nicht länger als es dauert, Ihre Papiere zu kontrollieren. Ich würde sagen, zwei bis drei Minuten.“

„Wenn Sie sicher sind, dass es nicht länger dauert, gehe ich mit. Andernfalls könnte ich das Kind nicht alleine lassen.“

„Ich bin sicher, es dauert nicht länger als ein paar Minuten.“

Ich versprach Mignon, gleich wieder zurück zu sein und ging mit ihnen mit. Die Polizeiwache war wirklich zwei Gassen weiter, sie war mir noch nie aufgefallen. Ich wurde zum Schalter geführt, wo mir ein Polizist meine Papiere abnahm. Er verglich sie mit einer Liste, die er vor sich liegen hatte, hakte meinen Namen in der Liste ab und gab einem neben ihm wartenden Polizisten ein Zeichen. Bevor ich wusste, was mir geschah, wurde ich an der Schulter gepackt, ein paar Stufen abwärts gezerrt, wo mich ein dritter Polizist übernahm, mich in ein kleines Kellerverlies stieß und die Türe hinter mir zuknallte.

Als mir bewusst wurde, was soeben geschehen war, versuchte ich die Türe zu öffnen, doch an der Innenseite befand sich keine Schnalle. Ich schlug gegen die Tür, aber nichts geschah. Dann rief ich:

„Hören Sie! Ich muss ins Hotel zurück! Ich werde in zehn Minuten wieder zurück sein. Sie müssen mir zehn Minuten geben! Ein kleines Kind ist dort ganz alleine. Ich muss sie wenigstens zum Hotelbesitzer bringen. Hört mich jemand?“

Die Türe öffnete sich und der Polizist von zuvor steckte seinen Kopf herein.

„Dreckiger *boche*“, sagte er. „Noch ein Wort und ich schlag dir den Schädel ein.“

Bevor er die Türe neuerlich zuschlagen konnte, sagte ich schnell:

„Dort ist ein kleines Kind. – Es ist ganz allein.“

Er schleuderte die Türe zurück, pflanzte sich ganz nah vor mir auf und brüllte: „Ein kleines Kind? Du meinst ein kleiner *boche*!“

Dann kam er mir so nah, dass unsere Nasen sich fast berührten und explodierte nahezu vor Wut.

„Du dreckiger *boche*! In Rotterdam waren es tausend Kinder! Verstehst du? Tausend! Zehntausend! Zehntausend Kinder und Babys! Ihr habt sie alle verbrannt! Ihr habt sie verbrannt oder lebendig begraben!“

Er schloss seine Anklage mit einem Haufen von Worten, die ich hier nicht wiedergeben kann, endete abrupt, als seine Kollegen ihn riefen und knallte die Türe neuerlich zu.

Langsam wurde mir bewusst, dass der Keller, in dem ich mich befand, gut zur Hälfte mit Menschen gefüllt war. Jemand legte mir beruhigend die Hand auf die Schulter und sagte: „Es hat keinen Sinn. Die haben völlig den Kopf verloren.“

Ich war ein bisschen beruhigt, als ich sah, dass es sich bei den Leuten im Keller ausschließlich um Männer handelte, da ich nun davon ausging, dass man Alice nicht festnehmen und sie sicher nach Hause kommen würde.

Der Keller war teilweise mit Kohlen gefüllt und viele Leute hatten sich auf ihnen niedergelassen. Ich setzte mich dazu.

In diesem Moment ging die Türe wieder auf und der nächste Mann flog herein. Instinktiv sprang ich auf, lief zur Tür und es gelang mir, einen Fuß in den Türspalt zu stellen. Ich war entschlossen, mir Gehör zu verschaffen. Ich dachte, es müsse irgendeine Möglichkeit für mich geben und versuchte meine Worte zu ordnen, während der Polizist vergeblich versuchte, die Türe zuzuwerfen. Ich wollte ihn ersuchen, einen Boten zu meinem Hotel zu schicken, ich wollte ihm klarmachen, dass ich ihm damit eine Verantwortung übertrug. Doch bevor ich noch ein Wort herausgebracht hatte, packte er mich an der Brust und warf mich rückwärts auf den Kohlehaufen.

Das nächste, woran ich mich erinnere, muss bereits zwei oder drei Minuten später geschehen sein. Einer meiner Mitgefangenen, ein unrasierter junger Mann mit sympathischem Gesicht, band Handtücher um meinen Kopf.

„Sie haben eine kleine Wunde am Hinterkopf“, sagte er, „wir sollten versuchen, sie zu säubern, wenn wir ein bisschen Wasser bekommen können.“

Mir fiel wieder Mignon ein, allein in unserem Zimmer. Mit ihrem neuen Apparat hatte sie schon ein oder zweimal versucht, am Gitter aus dem Bettchen zu klettern und wäre einmal fast damit umgefallen. Und außerdem konnte es ja jederzeit Luftalarm geben.

Aber irgendwie waren all meine Sorgen mit einem seltsamen Gefühl der Befriedigung vermischt. Es war erfreulich zu sehen, dass diese Polizisten über die deutsche Aggression so wütend waren. Es war bloß eine Ironie, dass sich ihr Zorn nun ausgerechnet an den Opfern des deutschen Regimes entlud. Während ich noch darüber grübelte, brachte der junge unrasierte Mann, als hätte er meine Gedanken erraten, seine eigenen Gefühle in folgenden Worten zum Ausdruck: „Ich genieße jeden Fußtritt, den sie mir geben. Aber meine Freude wäre weitaus größer, wenn ich diese Tritte an jene weitergeben könnte, für die sie be-

stimmt sind. Und ich kann ihnen versichern, ich wüsste, was ich zu tun hätte, damit sie auch richtig sitzen.“

Danach fragte er: „Was ist das für eine Geschichte mit Ihrem kleinen Kind?“

Ich erzählte ihm alles und er lachte und sagte: „Aber dafür brauchen wir doch keine Polizei. Das geht doch viel einfacher mit der ganz normalen Post.“ Dabei deutete er auf ein kleines Fenster, das mir noch gar nicht aufgefallen war, obwohl es die einzige Lichtquelle im Raum war. Er sprach fließend Französisch, obwohl er, wie er mir später erzählte, erst vor fünf Jahren aus Frankfurt gekommen war.

Ich hatte einen Bleistift, jemand steuerte Papier bei und schnell war ein kleiner Brief an den Hotelbesitzer geschrieben.

„Jetzt müssen wir nur noch den Briefträger holen“, sagte mein neuer Freund und wandte sich dem Fenster zu. Er tippte den Fuß einer vorbeigehenden Frau an, aber sie reagierte nicht. Aber beim zweiten Versuch war er erfolgreich. Die Person bückte sich zu uns herunter und das Gesicht eines jungen Mädchens blickte uns durch die Gitterstäbe an.

„Nimm das, *cherie*“, sagte er, „und liefere es sofort ab. Es ist nur zwei Straßen weiter. Überbringe es dem Hotelbesitzer persönlich. Mach schnell! Nein, warte! Lies’ es, während du gehst und du wirst wissen, dass du etwas äußerst Wichtiges tust.“

Er kam zurück, setzte sich neben mich und während ein neuer Leidensgefährte durch die Türe geworfen wurde, sagte er, „Nun *mon vieux*, sind Sie nun zufrieden?“

„Wenn ich nur sicher wäre, dass sie den Brief auch wirklich abgibt.“

„Ja, natürlich“, sagte er, „Briefe gehen dann und wann verloren. Sie könnte ja zum Beispiel von einem Polizisten beobachtet worden sein und der könnte ihr den Brief weggenommen haben.“

„Und?“, fragte ich.

„Nun“, fuhr er fort, „das ist doch kein Problem. Als ordentlicher Geschäftsmann schicke ich immer einen Durchschlag mit der nächsten Post.“

Ich schrieb also ein weiteres Briefchen und er wiederholte die Briefaufgabe mit großem Vergnügen und vollendeter Eleganz.

Da nun Grund zur Annahme bestand, dass der Hotelbesitzer meine Nachricht erhalten musste und sich bis zu Alices Rückkehr um Mignon kümmern würde, entspannte ich mich und beschloss, die kommenden Ereignisse zu nehmen wie sie kämen.

Nach etwa zwei Stunden verlud man uns in einen recht bequemen Mannschaftswagen der Polizei und brachte uns ins Stadion eines Pariser Vorortes. Bei

der Aufnahme-prozedur wurde ich von meiner Gruppe getrennt und zur medizinischen Untersuchung in einen kleinen Schuppen geführt.

Der Arzt, in Uniform gekleidet, nahm die Handtücher von meinem Kopf und fragte: „Sie sind ein *boche*, stimmt’s?“

„Ich bin Österreicher“, sagte ich.

Er rief einen Helfer und sagte ihm: „Reinige die Wunde und mach ihm einen neuen Verband.“

Nach einer Weile fügte er hinzu: „Sie haben ihn zu sanft behandelt und nun müssen wir uns herumärgern. Sie hätten ihre Arbeit besser machen können, dann gäbe es jetzt einen *boche* weniger.“

Und, mir zugewandt, setzte er mit übertriebener Höflichkeit fort: „Verzeihen Sie, Monsieur, ich hätte natürlich sagen müssen, ein *boche autrichien* weniger.“

Sein Benehmen regte mich nicht im Geringsten auf und seine Weigerung, zwischen Österreichern und Deutschen zu unterscheiden, der er mit seiner letzten Bemerkung so sarkastisch Ausdruck verliehen hatte, gefiel mir sogar. Während sie mir den Verband machten, gingen meine Gedanken noch weiter. Wenn es einen Unterschied gab, so dachte ich, dann zum Nachteil der Österreicher. Während es bei den Deutschen viele Jahre gedauert hatte, sie mit den Parolen des Irren einzufangen, so hatte dies bei den Österreichern bloß einen einzigen Tag benötigt: Den 11. März 1938. Meine Gedanken gingen weiter zurück, in die 1920er Jahre, als die österreichische Jugend bei zahllosen Anlässen unter großen Transparenten mit *NIE WIEDER KRIEG* demonstriert hatte. Und nun nahm dieselbe Jugend aktiv an Großdeutschlands Krieg teil. Dieselbe Jugend brachte nun über ganze Völker Zerstörung, Terror und Tod vom Himmel. Meine Gedanken kreisten lange um den Vergleich, bis ich zu dem Schluss kam, dass *NIE WIEDER KRIEG* lediglich den Unwillen, erschossen zu werden, zum Ausdruck brachte, während das Erschießen anderer ganz offensichtlich Freude bereitete.

Als ich fertig war, wurde ich wieder zum Eingang gebracht und reihte mich in die Schlange der Neuankömmlinge ein, die ununterbrochen aus Polizeiautos herausströmten. Einer hinter dem anderen passierten wir einen Militärposten, wo wir gezählt wurden. Jeder zwanzigste Mann wurde den vorigen neunzehn als Gruppenführer zugewiesen und erhielt ein Papier, das den Platz bezeichnete, an dem seine Gruppe sich niederzulassen hatte.

Es war ein gewaltiges Stadion. Viele Reihen von gepolsterten Holzbänken umrahmten ein riesiges ovales Spielfeld. Wir ließen uns an der zugewiesenen Stelle unterhalb der Tribüne nieder. Es war reichlich Platz und es gab sauberes Stroh.

Es war eine vollkommen neue und seltsame Umgebung. Am Rasen, in der Mitte der Anlage, gingen gut tausend Internierte in allen Richtungen hin und her. Das waren jene, hauptsächlich Deutsche, die man bereits viele Wochen zuvor hergebracht hatte. Manche von ihnen saßen auch auf den Holzbänken und schauten zum Spielfeld hinunter, manche schrieben oder lasen. Es fiel mir schwer, mich an die neue Situation zu gewöhnen. Mein Kopf war wie leer, ich saß da und betrachtete die Szenerie, die so absurd und völlig sinnlos schien.

Wenig später blies ein Horn zum Abendappell. Jede Gruppe trat mit Blick zum Mittelkreis in zehn Zweierreihen an. Französische Offiziere bildeten einen inneren Kreis. Jeder von ihnen war für etwa ein Dutzend unserer Gruppen zuständig. Die Gruppenführer erstatteten ihren Bericht beim zuständigen französischen Offizier und dieser verifizierte die Zahl jeder Gruppe. Danach gab er sie an den Kommandanten weiter, der in der Mitte des Kreises an einem Tisch saß. Dann wurde uns mitgeteilt, dass man uns als feindliche Subjekte in Verwahrung behalten und gemäß den französischen Militärregeln und internationalem Recht behandeln würde. Unterbringung und Verpflegung würde jener der französischen Soldaten entsprechen. Der ganze Appell war in zehn Minuten vorüber.

Mit Einbruch der Dunkelheit hatte jeder seinen Platz aufzusuchen. Es war verboten, im Freien zu bleiben oder im Inneren umherzugehen. Wegen der allgemeinen Verdunkelung waren auch Feuer und Licht jeglicher Art verboten.

Ich lag auf dem Stroh und deckte mich mit meiner Jacke zu. Angenehme Dunkelheit und Stille umgaben mich und ich begann meine Situation zu analysieren. Ist Alice rechtzeitig nach Hause gekommen? Hat sich jemand um Mignon gekümmert? Wie wird Alice sich fühlen? Was wird sie nun tun? Warum habe ich die Möglichkeit dieser Trennung nicht vorhergesehen und Alice darauf vorbereitet? Warum habe ich nicht versucht, Entscheidungen im Voraus zu treffen, statt nach vollendeten Tatsachen?

Natürlich wird Paris bald in deutscher Hand sein. Warum habe ich Alice dies nicht energischer klargemacht? Wird es ihr klar sein, bevor es zu spät ist? Nein, sicher nicht. Sie wird es vorziehen zu hoffen.

Alice muss Paris verlassen. So schnell wie möglich. Aber wie? Sie wird eine Reiseerlaubnis von der Polizei brauchen. Wird die in diesem Durcheinander rechtzeitig zu bekommen sein? Soll sie ohne Erlaubnis gehen? Und wenn man sie dann erwischt und für eine feindliche Agentin hält? Nein, undenkbar, sie würden auf den ersten Blick erkennen, dass Alice niemals eine Agentin sein kann. Aber wer werden „sie“ sein? Und wie weit werden sie sich in ihrer Raserei und Verwirrung überhaupt darum kümmern, die Wahrheit herauszufinden?

Aber, halt, sie wird ja Mignon bei sich haben. Eine Frau mit Kind kann man einfach nicht für eine Agentin halten. Und höchstwahrscheinlich wird es ohnehin keine Kontrollen geben. Die Menge wird viel zu groß sein, um Kontrollen zu erlauben. Zehntausende Leute werden die Stadt in alle Richtungen verlassen. Aber wie wird Alice es bei all diesen panischen, drängelnden Massen schaffen, in einen Zug zu kommen? Wie soll sie es bei solchen Massen, mit Mignon auf dem Arm, überhaupt schaffen, auf den Beinen zu bleiben?

Und wohin sollten sie gehen? Natürlich in den Süden. Und dann? Sind die Deutschen erst einmal in Paris, brauchen sie länger als eine Woche, um im Rest des Landes einzumarschieren? Was dann? Nein, ich sollte mich jetzt nicht um das „dann“ kümmern. Zuerst muss ich das „nun“ lösen. Was also nun?

Soll ich Alice raten, sofort zu gehen? Ohne Reiseerlaubnis? Oder soll ich ihr raten, auf der Polizeiwache schnell eine Reiseerlaubnis durchzufechten? Ist es überhaupt eine gute Idee, sie zu einer Polizeiwache zu schicken?

Meine Gedanken gingen immer wieder im Kreis, es war sinnlos. Ich stand auf, um draußen ein bisschen auf und ab zu gehen. Der Posten hielt mich an.

„Was machen Sie hier?“

„Ich versuche nachzudenken.“

„Oh, das ist sinnlos“, sagte er, „ich hab’s schon lange aufgegeben.“

„Ich möchte es gerne weiter versuchen.“, sagte ich, „Ich hoffe, es ist nicht verboten.“

„Nein, das Denken nicht. Aber das Herumgehen. Sie dürfen zehn Minuten lang hier bleiben. Aber nicht länger, sonst werden wir beide Ärger haben.“

Ich bedankte mich und der Wachposten fügte hinzu: „Aber bleiben Sie hier unter der Tribünenkante. Wenn Sie später noch einmal frische Luft schnappen wollen, können Sie ja auf die Tribüne gehen und sich auf eine der Bänke setzen.“

Der zehnmütige Spaziergang half mir, meine Gedanken zu ordnen und ich kam zu einigen vagen Entschlüssen. Dann setzte ich mich auf die Tribüne und war teilweise damit beschäftigt, einige Schritte zu überlegen, die es auszuprobieren galt, teilweise betrachtete ich auch nur den Rasen und die Ränder des Stadions und lauschte der Stille, die über uns hing.

Am Ende entspannte ich mich, ließ meinen Gedanken freien Lauf und wurde davon überwältigt, wie schwerwiegend und gleichzeitig rätselhaft jener Abschnitt unserer Existenz ist, den wir Zukunft nennen. Als mir bewusst wurde, dass es mich vor Kälte schauderte, ging ich an meinen Platz zurück, wo ich mich tief im Stroh vergrub und bald einschliefe.

Am nächsten Morgen stand ich bereits in der Dämmerung auf. Kurz darauf begann das ganze Stadion zum Leben zu erwachen. Menschen gingen in alle

Richtungen herum, die improvisierten kalten Duschen an einem Ende des Spielfeldes wurden aufgedreht, die Stille schwand. Ein neuer Tag im Lagerleben hatte begonnen. Eigentlich liebte ich das Leben im Freien. Es erinnerte mich an „die gute alte Zeit“ vor dem März 38, als wir jede Gelegenheit ergriffen, von einem Tag bis zu einem Monat, in die Berge zu gehen. Aber nach etwa einer Stunde hatte der Rasen sich mit Menschen gefüllt und der Platz begann wieder eher einem geschäftigen Markt zu ähneln, als einem Gebirgsort.

Ich fragte herum und es gelang mir, zwei Postkarten, ein Briefkuvert und ein paar Bogen Papier zu ergattern.

Darauf hoffend, es würde sich eine Gelegenheit ergeben, Post zu schicken, schrieb ich erst die beiden Postkarten. Eine an Alice, eine an den netten jungen Mann, den ich beim Metallarbeiterkurs in Suresnes kennengelernt hatte. Als polnischer Staatsbürger war er ein Verbündeter und ich ging davon aus, dass er sich in Freiheit befinden musste. In kurzen Worten beschrieb ich, was geschehen war und bat ihn und seine Frau um Rat und Hilfe für Alice.

Danach schrieb ich einen kurzen Brief:

*Mon Commandant,
da ich ohne vorherige Ankündigung inhaftiert wurde, fordere ich vier Stunden
Urlaub, um meine Familienangelegenheiten regeln zu können.*

Auf den Briefumschlag schrieb ich:

*Pour Monsieur le Commandant
Personnellement*

Um mir jegliche Diskussion mit meinem Gruppenführer zu ersparen, ob er meinen Brief an die Franzosen weitergeben würde oder nicht, wartete ich bis zum Morgenappell. Sobald wir alle unsere Plätze eingenommen hatten, gab ich den Brief mit den Worten „bitte nach vorne weitergeben“ einfach meinem Vordermann.

Ich beobachtete unseren Gruppenführer genau. Als der Umschlag zu ihm kam, drehte er ihn einige Male unentschlossen hin und her. Aber als der französische Offizier zu ihm kam, gab er den Umschlag weiter. Der Offizier hielt ihn gegen das Licht, versuchte durchzuschauen und schien ebenfalls unentschlossen. Aber als er sich zur Meldung begab, nahm er ihn mit.

Schon fünf Minuten später wurde ich zum Lagerkommandanten in der Mitte des Stadions geholt. Er hielt meinen Brief in Händen und schien ziemlich

irritiert. Ich erwartete eine Art Bestrafung, hoffte aber, dass ich die Chance bekommen würde, mit ihm zu sprechen und war entschlossen, fest zu meiner Forderung zu stehen. Ich näherte mich langsam, um besser vorbereitet zu sein. Der Kommandant, ein dünner Mann mit grauem Haar, schaute fast wütend aus. Als ich vor ihm stehen blieb, blickte er auf mich, ohne ein Wort zu verlieren. Dann erhob er sich von seinem Stuhl, ging auf und ab, rund um den Tisch, warf dann und wann einen Blick auf mich, immer noch den Brief in der Hand. Danach nahm er wieder Platz und fixierte mich lange Zeit. Sein Gesicht wirkte nun gelassener und am Ende fast schon entspannt, als er sagte: „Ihre Forderung ist berechtigt. Ich fürchte aber, wir können ihr nicht nachkommen.“

Seine sachliche Stellungnahme und sein ruhiger Ton ermutigten mich, meine Sache zu verfolgen.

„Darf ich fragen, warum nicht?“

Er fixierte mich neuerlich, als ob er versuchte, in mein Innerstes zu blicken. Dann antwortete er im selben gelassenen Ton: „Weil schon tausend andere darauf warten, Ihrem Beispiel zu folgen.“

Ich war äußerst angenehm überrascht, dass er bereit war, sich auf eine Diskussion einzulassen und entschloss mich daher, so lange nicht aufzugeben, als die Logik auf meiner Seite war. Also setzte ich nach.

„Was wäre falsch daran, tausende Urlaubsanträge zu gewähren, so lange Sie sie als berechtigt empfinden?“

Er dachte eine Weile nach, bevor er antwortete.

„Nichts. Gar nichts wäre falsch. Außer, dass wir nicht tausende Wachen haben, um sie zu begleiten.“

Dieser Wechsel ins Sarkastische irritierte mich.

„Was gibt Ihnen Grund anzunehmen, die Leute würden sich bei ihrem Urlaub begleiten lassen wollen?“ war meine Erwiderung. „Ich weiß, dass ich um keine Begleitung bitten würde. Ich bin sicher, dass ich den Weg alleine fände.“

„Und wenn Sie nicht mehr zurückkommen?“

„Wenn ich nicht zurückkomme, habe ich verloren.“

„Was hätten Sie verloren?“

„Ich hätte mein Wort gebrochen und Sie würden sich im Recht fühlen, das Experiment nicht zu wiederholen.“

„Sie schlagen vor, ich solle Ihren Fall als ein Experiment betrachten?“

„Ich hatte es eigentlich nicht beabsichtigt. Aber da es das Problem gibt, könnte dies ein guter Weg sein, zu einer angemessenen Lösung zu kommen.“

„Also gut“, sagte er. „Sie dürfen gehen. Alleine. Und wir werden sehen. Wann sind Sie bereit?“

Ich konnte kaum meine Gefühle unter Kontrolle halten. Binnen weniger Stunden würde ich Alice und Mignon sehen. Ich war so glücklich, dass ich am liebsten gleichzeitig gelacht und geweint hätte. Aber irgendwie schaffte ich es, meine Fassung zu bewahren und so sagte ich nur:

„Ich bin bereit.“

„Also gut“, sagte er. „Dann viel Glück. Bis zum Abendappell sind Sie zurück.“

Ich erhielt eine schriftliche Vollmacht und machte mich sofort auf den Weg. Erst als ich das Stadion verließ, wurde mir klar, dass die gewährte Zeit mehr als doppelt so lang war, als die, um die ich gebeten hatte.

*

Es war ein seltsames Gefühl, wieder als freier Mann auf der Straße zu spazieren. Mir war, als ob mir dieses Privileg schon seit langer, langer Zeit vorenthalten worden wäre. Dabei war ich gerade erst gestern Nachmittag verhaftet worden. Aber nun war nicht die Zeit, sich Gefühlen hinzugeben oder seinen Gedanken den Luxus philosophischer Mutmaßungen zu erlauben. Daher kehrten meine Gedanken schnell wieder zum Zweck des Tages zurück und ich rekapitulierte kritisch, einen nach dem anderen, meine Entschlüsse, zu denen ich in der Nacht gekommen war.

Ich weiß nicht mehr, wie ich zu unserem Hotel zurückkam und wie lange es dauerte.

Aber ich weiß noch, wie ich in unser Zimmer trat.

Mignon stand in ihrem Bettchen. Als sie mich sah, machte sie springende Bewegungen, ohne aber ihre Füße von der Matratze zu heben und rief voll Freude: „Papa! Papa! Mama, Papa ist da! Papa ist da!“

Alice saß am Boden und war über einen offenen Koffer gebeugt, in dem sie offensichtlich nach irgendwelchen Papieren suchte. Das Zimmer bot den Anblick eines normalen Lebens, das abrupt unterbrochen worden war. Es machte nicht den ordentlichen Eindruck, der um diese Tageszeit üblich war. Hunderte Dinge lagen herum – auf dem Tisch, dem Bett, den Stühlen, auf dem Boden. Es war genau, wie ich befürchtet hatte. Ich hatte die plötzliche Trennung von meiner Familie nicht geplant und Alice war darauf nicht vorbereitet gewesen. Ich war für die Chance dankbar, nun nachzuholen, was ich zuvor versäumt hatte. Mit einem Brief wäre es niemals möglich gewesen.

Alice blickte nun auf. Offensichtlich hatte sie Mignons Rufen keine Beachtung geschenkt und nahm an, es handle sich bloß um einen kindlichen Spaß oder Wunsch. Ihr Gesicht zeigte all die Sorgen, die ihr Herz bedrückten. Ihre Augen verrieten den Kampf, den ihre Gedanken fochten, um das verwirrende

Chaos dieser Welt zu begreifen und sie schien durch die Bürde, die ihr so plötzlich und unter so schwierigen Umständen auferlegt worden war, geradezu zerschmettert.

Als sie mich erblickte, veränderte ihr Gesicht sich schlagartig. Sie strahlte vor Erleichterung und Freude. Sie sprang auf und lief auf mich zu, als ob ich seit zehn Jahren verschwunden gewesen wäre und nun die Lösung für alle Probleme dieser Welt mitbrächte.

„Oh, du bist zurück. Du bist zurück“, war alles, was sie herausbrachte, während ich versuchte, sie zu beruhigen. Dann drehte sie sich zu Mignon.

„Ja, Mignon, Papa ist da. Papa ist zurück. Nun sind wir wieder alle zusammen. Und nun bleiben wir zusammen. Für immer.“

Beim letzten Satz drehte Alice sich wieder mir zu. Ich konnte es nicht bestätigen, aber ich brachte es nicht übers Herz, so schnell all ihre Hoffnungen zu zerstören. Arme Alice, dachte ich. Warum ist die Welt, wie sie ist?

Nach einiger Zeit hatten wir uns alle beruhigt und ich kam zum Zweck meines Besuchs.

„Alice“, sagte ich, „wir müssen nun besprechen, was zu tun ist.“

„Nein, nicht jetzt“, unterbrach Alice mich, „nicht heute. Wir haben Zeit, zumindest bis morgen.“

„Hör zu“, sagte ich, „Es gibt einige Entscheidungen, die sofort getroffen werden müssen und ich möchte, dass du dir dessen bewusst bist. Denk daran, nicht die Gegenwart, sondern die Zukunft ist es, die zählt.“

An den Veränderungen in Alices Gesicht konnte ich erkennen, dass sie begann, zu verstehen. Darum fuhr ich fort.

„Das Schicksal hat entschieden, die Zukunft unserer Familie in deine Hände zu legen und ich zweifle nicht daran, dass wir darauf alle noch stolz sein werden.“

„Ich verstehe, Paul. Du musst uns wieder verlassen. Du bist nur auf Besuch hier.“

„Ja, ich muss in wenigen Stunden wieder im Lager zurück sein und diese Stunden müssen wir dafür nützen, alles zu diskutieren.“

„Gut, ich bin bereit. Fangen wir gleich an.“

Als erstes sammelte ich all die Punkte zusammen, die zu diskutieren ich mir vorgenommen hatte und nahm dann einen nach dem anderen durch.

„Als erstes, Alice, müssen wir jede weitere Trennung verhindern. Ich meine, du darfst nie wieder von Mignon getrennt sein. Ich weiß nicht, ob sie jemals auch Frauen verhaften werden, aber es wäre möglich. Wir müssen es als reelle Möglichkeit ansehen, dass du ebenso verhaftet wirst wie ich. Wenn das ge-

schiebt, musst du Mignon dabei haben. In diesen verworrenen Zeiten wird sich niemand um das Kind von jemand anders kümmern, schon gar nicht, wenn das Kind nicht einmal gehen kann. Die Leute werden genug Schwierigkeiten haben, sich um sich selbst und um ihre eigenen Kinder zu kümmern.“

Ich machte eine Pause, damit Alice das verdauen konnte, bevor ich fortfuhr.

„Ich glaube, es gibt nur einen einzigen Weg sicherzustellen, dass Mignon immer bei dir ist und der besteht darin, dass du sie einfach immer mitnimmst, wohin auch immer du gehst.“

„Das tue ich sowieso“, sagte Alice, „da ich sie ja nicht einfach allein lassen kann.“

„Gut“, sagte ich, „und von nun an musst du dies ohne jegliche Ausnahme tun. Wenn du für eine Minute hinuntergehst, um Zeitungen zu holen, musst du Mignon mitnehmen. Wenn du gehst, die Hotelrechnung zu bezahlen, musst du sie mitnehmen. Wenn dich irgendein Fremder, egal ob Polizist oder Militär, aus dem Zimmer ruft, darfst du nicht ohne Mignon durch diese Türe gehen. Es läuft darauf hinaus, dass es niemals auch nur eine einzige Ausnahme geben darf. Denn gerade während dieser einzigen Ausnahme könnten sie dich holen kommen. Und glaube nicht, dass du eine Chance hast, mit den Leuten zu diskutieren. Gut, es sind Franzosen, aber nun sind sie andere Menschen. Sie befinden sich in einem abnormalen Geisteszustand. Es sind Leute, deren Brüder oder Söhne an der Front deutschem Terror ausgesetzt sind. Diese Leute sind nicht in der Lage, unseren Argumenten zu folgen.“

Um sicherzustellen, dass Alice die Veränderungen begriff, die stattgefunden hatten, gab ich ihr einen kurzen Bericht darüber, was mir widerfahren war. Das half zwar, aber wenn es darum ging Dinge zu begreifen, die ihrem starken Glauben an die positive Seite der menschlichen Natur zuwiderliefen, brauchte Alice immer sehr lange. Sie gab mir aber das Versprechen, sich ohne Wenn und Aber an meinen Rat zu halten. Unter allen Umständen.

„Dann sag mir, wie du das machen wirst“, insistierte ich.

„Ich nehme Mignon einfach überall hin mit, wohin immer ich gehe. Ich werde sie keine Minute alleine lassen. Ich werde keine Ausnahme machen, auch wenn es nicht einmal das geringste Anzeichen von Gefahr gibt.“

„Und wie wirst du sie ins Bett heben? Und heraus?“

Sofort war Alice beim Bett, um mir zu zeigen, dass das absolut kein Problem darstellte. Schnell versuchte sie, Mignon übers Gitter zu heben, doch es gelang ihr nicht.

„Schau Alice“, sagte ich, „du kannst diese Dinge nicht in Eile tun. Du musst dir Zeit nehmen. Zuerst musst du das Gitter auf einer Seite herunterklappen.“

Wir gingen alle Details durch, wie mit Mignon zu verfahren war. Wir prüften und probierten, wie es beim Treppensteigen, beim Hinuntergehen, beim Hin-
aufgehen, funktionieren würde.

Was für ein Segen, dass Mignon jetzt ihren Apparat hatte, so dass sie bereits fest auf ihren Füßen stehen konnte. Mit jedem der früheren Gipsbehelfe wäre das vollkommen unmöglich gewesen. Sogar jetzt ging Alice die Luft aus, nachdem sie Mignon zwei- oder dreimal von einer Stufe zur nächsten gehoben hatte. Und da sie mir unbedingt zeigen wollte, wie leicht es ihr fiel, war sie noch schneller außer Atem als sonst.

Nachdem wir mit unseren Versuchen fertig waren, stand der zweite Punkt zur Diskussion.

„Wir müssen davon ausgehen“, begann ich, „dass die Deutschen in Paris einmarschieren werden, und zwar ziemlich bald. Es könnte in einem Monat sein, es könnte in einer Woche sein.“

Ich sah den Schrecken in Alices Gesicht und genau das wollte ich auch. Unrealistischer Optimismus würde die notwendigen Schritte nur behindern. Gleich setzte ich nach.

„Daher musst du Paris mit Mignon so schnell wie möglich verlassen. Und du musst sofort mit den Vorbereitungen beginnen.“

Zuerst musst du dein *permis de séjour* erneuern“, fuhr ich fort. „Die Erneuerung ist erst nächste Woche fällig, aber du gehst schon morgen zur *Préfecture* und bestehst darauf, dass sie es sofort verlängern.“

„Soll ich versuchen“, fragte Alice, „diesen netten Herrn zu finden, mit dem wir bei den ersten beiden Besuchen auf der *Préfecture* zu tun hatten?“

„Nein, da wir ihn schon bisher nicht wiedergefunden haben, würdest du damit wahrscheinlich nur Zeit verlieren. Außerdem solltest du dort nicht zu viel herumfragen. Auch er könnte über Österreicher inzwischen anders denken. Was, wenn sein Sohn von österreichischen Fliegern beschossen wird?“

„Ich gehe also einfach dorthin, wo wir immer hingehen?“

„Ja und während du dort bist, füllst du gleich einen dringenden Antrag auf eine Reiseerlaubnis aus. Möglicherweise werden sie dich deshalb an die örtliche Polizeiwache verweisen. In diesem Fall bestehst du darauf, dass du die Sache lieber gleich mit den zentralen Stellen der *Préfecture* erledigen willst, falls das auch nur irgendwie möglich ist. Um die örtliche Polizeiwache machst du besser einen großen Bogen.“

„Ich verstehe“, sagte Alice, „und ich werde es genauso machen, wie du sagst.“

„Du musst dort morgen Früh hingehen. Und von da an jeden Tag, bis du beides erledigt hast: Die Erneuerung der Papiere und die Reiseerlaubnis.“

„Dann“, fuhr ich fort, „wenn du die Reiseerlaubnis rechtzeitig bekommen hast, müsst ihr Paris noch am selben Tag verlassen. Das heißt, du musst in der Zwischenzeit all jene unverzichtbaren Dinge gepackt und transportbereit haben, die du unbedingt mitnehmen willst. Du kannst auch den Rest unserer Sachen inzwischen verpacken und eventuell versenden. Aber das machst du nur, wenn es sich schon in den kommenden Tagen erledigen lässt. Später solltest du dich darum gar nicht mehr kümmern. Die Hauptsache ist die Reiseerlaubnis und die wird nicht so einfach zu bekommen sein.“

„Was meinst du mit rechtzeitig?“

„Wenn ich das nur wüsste. Sagen wir, es bedeutet, immer noch reichlich Zeit zur Abreise zu haben, dass die Züge noch fahren und dass die Bahnhöfe noch nicht so überfüllt sind, dass man gar nicht mehr zum Zug durchkommt.“

„Und wenn ich die Erlaubnis nicht rechtzeitig bekomme?“

„Dann fahrt ihr ohne. Irgendwann einmal hören die Kontrollen ohnehin auf. Die Menge wird für organisierte Kontrollen zu groß sein. Am schwierigsten wird die Entscheidung sein, ob es schon so weit ist, lieber ohne Reiseerlaubnis abzufahren. Ich werde versuchen, dir zu schreiben. Aber darauf sollst du dich nicht verlassen. Ich fürchte, diese wichtige Entscheidung wirst du ganz alleine treffen müssen.“

„Gibt es irgendetwas, wonach ich beurteilen kann, ob es Zeit ist?“

„Du kannst ab und zu zum Bahnhof gehen und schauen, wie es dort aussieht: Ob die Dinge ihren normalen Gang nehmen oder mehr oder weniger unkontrollierbar werden. Ich habe heute auch an den netten jungen Polen geschrieben, von dem ich dir erzählt habe. Er hat in diesen Sachen ein gutes Urteilsvermögen und könnte dir eine große Hilfe sein. Vielleicht kann er dir sogar helfen, die Reiseerlaubnis zu erwirken.“

Alice war über diese Ungewissheit gar nicht glücklich, doch ich musste weitermachen.

„Die nächste Frage ist: Wohin? Ich habe viel darüber nachgedacht und alles, was mir einfiel ist, ihr fahrt in den Süden, in Richtung der spanischen Grenze. Versuche, so weit wie möglich zu kommen. Wenn Spanien neutral bleibt, solltest du versuchen, über die Grenze nach Spanien und von dort nach Portugal zu kommen.“

„Und du?“

„Ich habe immer noch genug Zeit, über alles nachzudenken. Es wird alles von den Umständen abhängen und ich werde sicher versuchen, das Beste draus zu machen.“

„Ich werde alles tun, was du sagst. Ich werde Paris mit Mignon verlassen, aber ohne dich will ich die Grenze nicht überschreiten.“

Ich brauchte einiges an Überzeugungskraft, Alice davon zu überzeugen, dass sie die Sache als Ganzes akzeptieren müsse und dass wir nur dann eine Chance haben würden, vielleicht wieder zusammenzukommen. Am Ende aber verstand sie es.

„Also Alice, sag mir, wirst du das alles schaffen?“

„Ja, ich werde es schaffen. Ich bin sicher, ich schaffe das.“

„Warum bist du dir jetzt so sicher?“

„Weil ich es will und weil ich es muss. Weil ich weiß, alles wird so sein, wie du es gesagt hast. Und bald werden wir wieder zusammen sein. Zusammen und sicher. Wir drei.“

Ich war erleichtert, glücklich und stolz. Ich war mir nun sicher, dass Alice begriffen hatte, welche gewaltige Aufgabe ihr dabei zufiel, die Zukunft unserer Familie zu sichern. Eine Zukunft, die noch schwer und dunkel über uns hing.

Nun kam ich zum letzten Punkt unseres Programms, das ich mir während der vergangenen Nacht im Stadion zurecht gelegt hatte und das war die Methode, wie wir beide miteinander in Kontakt kommen würden, sobald, nach dem zu erwartenden Zusammenbruch sämtlicher Kommunikation, die Post wieder normal funktionieren würde.

Ich wies Alice an, postlagernde Karten auf meinen Namen an die folgenden Städte zu senden: Bordeaux, Toulouse, Marseille, Barcelona, Madrid, Lissabon, Bern und Rom. Ich würde dasselbe tun.

Und dann fasste ich alle Punkte nochmals in der richtigen Reihenfolge zusammen:

1. Mignon darf keine Minute alleine sein
2. Erneuerung der Papiere
3. Reiseerlaubnis
4. Paris in Richtung Süden verlassen
5. Weiterreise nach Spanien und Portugal
6. Postkarten an die vereinbarten Städte schreiben

Als wir damit fertig waren, hatten wir gerade noch eine halbe Stunde für uns. Mignon, die wir während unseres Gesprächs vollständig ignoriert hatten, war fast schon eingeschlafen. Wir machten noch Tee und versuchten, nun, wo „das Geschäftliche“ vorbei war, uns zu entspannen und Mut zu fassen.

„Also Alice, nur Mut! Alles in allem ist es gar nicht so schlimm, oder?“

„Nein“, sagte Alice und lachte durch ihre Tränen hindurch.

„Nein, wirklich, alles was wir zu tun haben, ist, einen schönen, bequemen Platz zu suchen, wo wir bleiben können. Wenn wir ihn gefunden haben, schreiben wir eine Postkarte mit dem Text ‚Ich hab’ ihn‘. Dann schauen wir, wer von

uns den besseren Platz gefunden hat und dort bleiben wir. Ist das nicht einfach?“

Wir lachten und auch Mignon lachte. Und bald danach sagte ich den beiden Lebewohl. Ich versuchte, den Abschied kurz zu machen. In der Türe sagte ich „*A tout à l'heure, mes filles*“. Dann verbesserte ich mich rasch und sagte auf Englisch: „*See you both Saturday evening in Lisbon.*“

Ich schloss die Türe hinter mir und rannte die Stufen hinunter, so schnell ich konnte.

Als ich in der *Métro* saß, konnte ich mich wieder meinen wahren Gedanken hingeben. Ich hatte das dumpfe Gefühl, meine Familie zum letzten Mal gesehen zu haben. Und ich hatte das fast sichere Gefühl, dass meine Existenz an ihrem Ende angekommen war und es für mich keine Zukunft mehr gab. Ich hatte die Vision von einem ganzen Kontinent, der vom deutschen Terror niedergetrampelt worden war. So wie meine Familie auch.

Aber ich zwang mich wieder dazu, nach dem Prinzip zu handeln, niemals die Hoffnung aufzugeben, solange wir nur am Leben waren und mich stets davon leiten zu lassen, dass die Zukunft gewiss unser sein würde.

*

Eine Stunde bevor meine Zeit um war, kehrte ich ins Stadion zurück. In meinem Kopf war es dumpf und leer und ich wusste mit dem restlichen Tag nichts anzufangen. Immer wieder dachte ich daran, wie miserabel Alice sich nun, ganz alleine mit Mignon und einer schrecklichen Bürde, fühlen musste. Ich fühlte mich wie gelähmt, weil ich nicht wusste, was nun zu tun war und ich versuchte erst gar nicht, den Sinn in all dem zu finden. Die Bilder von Alice, über den Koffer gebeugt, mit sorgenvollem Herzen und an den bevorstehenden Aufgaben fast zerbrochen, kamen mir immer wieder in den Sinn.

Eine Zeitlang versuchte ich zu schreiben, denn ich hoffte, es würde möglich sein, Post aus dem Lager zu schicken. Aber meine Gedanken waren zu trübe und ich fürchtete, dies würde sich in meinem Brief niederschlagen. Ich gab es auf. Was Alice jetzt brauchte, war Ermutigung, Hoffnung und Zuversicht und damit konnte ich an diesem Abend nicht mehr dienen.

Viele Leute sprachen mich auf meinen „Ausflug“ an. Mir war nicht nach Unterhaltung zumute und sie dürften das auch begriffen haben, denn am Ende ließ man mich allein. Ich saß auf einer Bank und blickte über den Rasen, der vollständig mit Menschen bedeckt war. Was ich sah, war ein sich ständig bewegender Schwarm.

Ich versuchte, mich auf irgendetwas zu konzentrieren, das meine Aufmerksamkeit aufrechterhalten konnte. Aber es ging nicht. Immer und immer wieder

sah ich Alice vor mir, einmal über den Koffer gebeugt, einmal, wie sie versuchte, Mignon aus dem Bettchen zu heben, dann wieder, wie sie sie über die Treppen hinaufzog und verzweifelt auf die drei Stockwerke hinaufschaute, die noch zu erklimmen waren. Dann wiederum versuchte ich in die Zukunft zu blicken, aber ohne Erfolg. Was immer ich versuchte, führte zu nichts als Leere, zu nichts als Raum und Zeit ohne Sinn und ohne Inhalt.

*

Am nächsten Tag gab es beim Morgenappell zwei Verlautbarungen. Erstens erlaubte man uns nun, Post zu senden und zu empfangen. Es mussten Postkarten in französischer Sprache sein. Zweitens durfte jeder Gruppenführer aus seiner Gruppe drei Leute für einen achtstündigen Urlaub vorschlagen. Die Erlaubnis dazu würde gelten, so lange alle wieder rechtzeitig zurückkehrten, so dass jeder eine Chance erhalten würde. Ich weiß noch, dass ich Alice sofort eine Karte schickte, auf der etwa Folgendes stand:

Liebe Alice, liebe Mignon, meine beiden lieben Mädchen!

Ich bin wieder sicher zurückgekommen und genieße hier vollkommene Erholung. Es ist kaum anders als bei einem Sommerurlaub. Derzeit wird gerade Frühstück serviert und alle sind äußerst beschäftigt.

Ich bin froh und gefasst, Alice, denn ich weiß, du wirst alles erledigen. Schreib mir bitte täglich – es sind aber nur französisch beschriebene Postkarten erlaubt.

Wenige Tage später schrieb Alice mir, dass sie die Reiseerlaubnis bei irgend-einer zentralen Behörde beantragt habe, dass es noch einige Schwierigkeiten bei der Verlängerung des *permis de séjour* gäbe, dass alles bereits gepackt und sie zur Abreise bereit sei, sobald alle Papiere beisammen wären.

Am nächsten Tag schrieb sie, das *permis de séjour* wäre nun erneuert und dass es mit der Reiseerlaubnis lange dauern dürfte. Mein polnischer Freund hatte sie begleitet, um die Sache zu beschleunigen, doch leider ohne Erfolg. Die Behörden mussten vor der Ausstellung eines solchen Dokumentes bestimmte Erhebungen abwarten.

Ich schrieb eine Karte an diese Behörde, gab die Nummer an, die ich bei meiner Meldung als Freiwilliger für die französische Armee erhalten hatte und ersuchte, man möge meiner Familie die Reiseerlaubnis erteilen, damit sie nicht in die Hände der Deutschen fiele.

Am nächsten oder übernächsten Tag wurde Paris bombardiert. Seit dem 1. September 1939 hatte es immer wieder Luftalarm gegeben, aber niemals Bombardierungen. Die meisten Alarme waren durch vereinzelte deutsche Flug-

zeuge ausgelöst worden und die Detonationen, die zu hören waren, stammten von den französischen Fliegerabwehrkanonen. Diesmal aber hörten wir eine Menge von Flugzeugen, die in Wellen hereinfliegen und ihre Bombenlast abwarfen. Der darauffolgende Explosionsdonner schien nicht von weit weg zu kommen.

Am folgenden Tag erhielten wir beim Morgenappell den Befehl, uns zur Verlegung in andere Lager fertig zu machen.

Am selben Tag kam eine Karte von Alice, datiert vom Vortag, welche besagte, es sei alles gepackt, sie sei fertig für die Abreise und warte nur noch auf die Reise genehmigung.

Immer noch am selben Tag mussten die vier- oder fünftausend Gefangenen im Stadion antreten und wurden neuerlich in Gruppen eingeteilt. Mich steckte man in jene Gruppe von Leuten, die sich zu Kriegsbeginn als Freiwillige gemeldet hatten.

*

Meine Gruppe von etwa dreihundert Mann verließ das Lager am Abend in westlicher Richtung mit dem Zug. Am nächsten Morgen erreichten wir den Bestimmungsort und brachen von dort zu einem vier- oder fünfstündigen Marsch in unser neues Lager auf.

Ich war geistig vollkommen erschöpft und verzweifelt. Für mich war die Bombardierung von Paris ein Zeichen dafür, dass der deutsche Einmarsch in die Hauptstadt nun unmittelbar bevorstand. Aus Alices Nachricht konnte ich nur schließen, dass sie noch nicht die Entscheidung getroffen hatte, die Stadt ohne Reiseerlaubnis zu verlassen und folglich immer noch in Paris war. Weiters ging ich davon aus, dass die Kommunikation inzwischen zusammengebrochen sein musste. War das nun der Anfang vom Ende? Würden die beiden in Paris in der Falle sitzen? Würden sie dem deutschen Terror zum Opfer fallen?

An den Marsch erinnere ich mich als nicht enden wollende Tortur. Zum Zustand meines Geistes kam noch, dass sich mein körperlicher Zustand in letzter Zeit verschlechtert hatte. Ich hatte große Schmerzen und jeder Schritt erforderte fast schon eine Art Heldentum. Ich weiß noch, dass ich die Lippen fest zusammenpresste, um nicht zu stöhnen und dass all meine Willenskraft kaum ausreichte, mich zusammenzunehmen. Jedenfalls konnte ich nicht so schnell marschieren wie der Rest der Kolonne, deren Schritt gleichmäßig, fast automatisch war. Ich aber benötigte geistige Anstrengung für jeden einzelnen Schritt und das kostete Zeit.

Schließlich war ich am Ende der langen Kolonne, hinter mir nur noch drei Wachen. Dann fiel ich noch weiter zurück und während der Abstand zu den

Vorderleuten größer wurde, wurden die Wachen ungeduldiger. Ich war mit meinem Latein am Ende und wusste nicht mehr, was tun. Mir war klar, dass jetzt nicht die Zeit für Diskussionen war. Für unsere große Kolonne gab es nur ein paar Dutzend Bewacher und sie waren mit ihrer Geduld längst am Ende. Ich wusste, ich musste schneller werden, wenn ich weiterleben wollte. Und ich wusste, ich musste weiterleben, wenn Alice und Mignon in Gefahr waren. Ich wusste, sie hatten niemand zur Hilfe, niemand außer mir. Ich wusste, dass sich Alice sogar in größter Bedrängnis auf meine Unterstützung verließ. All das wusste ich – aber ich fand kein Mittel, den mentalen Vorgang zu beschleunigen, der meine Beine trotz der Schmerzen bewegen konnte.

Nachdem die Wachleute etliche Befehle von den an der Spitze marschierenden Offizieren erhalten hatten und ihre drohenden Bajonette immer näher kamen, fiel ein weiterer Mann, fast schon demonstrativ, hinter die Kolonne zurück. Aus meiner Sicht sah es fast so aus, als sei er stehen geblieben. Das zog die Aufmerksamkeit der Bewacher auf sich und wir kamen langsam näher, bis wir ihn eingeholt hatten. Ohne sich um die Wächter zu kümmern und ohne ein Wort zu verlieren, ging er nun an meiner Seite und passte seine Schritte den meinen an. Nach wenigen Schritten sagte er: „Kümmere dich nicht um sie. Gehe einfach deine eigene Geschwindigkeit.“

Ich sah ihn an, brachte aber kein einziges Wort heraus.

„Sag nichts“, fuhr er fort, „mir ist alles klar. Ich sah dich weiter und weiter zurückfallen, bis ans Ende. Als ich an dir vorbeikam, sah ich dass du Schwierigkeiten hast.“

„Danke“, stieß ich heraus.

„Du musst dir keine Sorgen mehr machen“, sagte er, „ich könnte ohne Probleme doppelt so schnell gehen, aber ich bin berechtigt, so langsam zu gehen, wie es mir Spaß macht. Mein Zustand ist gar nicht so schlimm, aber er ist unübersehbar und wird daher auch als Behinderung anerkannt.“

Er hinkte und von einem seiner Beine hörte ich, wie von metallischer Reibung, ein kreischendes Geräusch.

„Du trägst eine orthopädische Hilfe?“

„Ja, mein Knie ist kaputt. Und ein Bein ist ein ganzes Stück kürzer als das andere.“

„Und das tut nicht weh?“

„Nein, nicht im mindesten. Wenn es sein muss, kann ich ohne Probleme auch laufen, nur werde ich nach langen Märschen sehr müde.“

Die Kolonne war schon weit vor uns. Die Wächter hatten sich offensichtlich damit abgefunden. Zwei von ihnen gingen voran, der dritte hinter uns.

„Was ist dein Problem?“, fragte mein neuer Freund.

„Meine Frau und meine Tochter sind in Paris geblieben“ sagte ich.

„Und?“

„Genügt das nicht?“

„Aber du scheinst auch schreckliche Schmerzen zu haben.“

„Ja, das auch. Und sicher zur falschen Zeit.“

„Können wir etwas tun?“

„Ich wüsste nicht, was.“

„Was ist es? Der Magen?“

„Nein, ich habe Nierenprobleme.“

Die Kolonne vor uns war inzwischen stehengeblieben und hatte sich auf einer Wiese nahe der Straße niedergelassen.

„Willst du dich setzen?“ fragte mein Freund, als wir dort waren.

„Auf keinen Fall“, sagte ich. „Sobald ich einmal sitze, werde ich nicht mehr aufstehen können.“

„Auch ich würde lieber langsam weitermarschieren, um voran zu kommen. Ich werde versuchen sie zu überreden, uns voraus gehen zu lassen.“

Er sprach mit der Wache, danach mit dem kommandierenden Offizier und sie waren einverstanden, dass wir weitergingen.

Bald begann ich meinen Gefährten zu mögen. Er war nicht größer als ich und sein schwarzes Haar begann schon grau zu werden. Er war als Kind nach Frankreich gekommen, jedoch österreichischer Staatsbürger geblieben. Seine Frau war Französin, seine Kinder ebenso. Er hatte nichts Österreichisches an sich und hatte eine waschechte französische Mentalität mit westlicher Denkweise ausgebildet.

„Zwei Mal war ich in Österreich zu Besuch“, beantwortete er eine Frage von mir, „aber dort zu leben hätte ich nicht ausgehalten.“

*

Wir erreichten das Lager am späten Nachmittag. Es war eine alte Landwirtschaft, die militärischer Nutzung zugeführt worden war. Eine Menge Baracken waren gruppenweise übers Anwesen verstreut. Als unsere Kolonne einmarschierte, liefen die Insassen scharweise links und rechts von uns und bettelten uns um *une cigarette* an.

Den Rest des Tages verbrachten wir damit, einen Stall zu säubern, der für einige Tage unsere Unterkunft sein sollte.

Vor dem Schlafengehen mussten wir vor dem Verwaltungsgebäude antreten, wo ein Radiolautsprecher die neuesten Nachrichten verkündete. Wie schlimm diese Nachrichten mit all ihren Einzelheiten über die Lage an der Front auch

waren, ich entnahm ihnen eine einzige wichtige Schlussfolgerung, an die ich mich klammerte: Die Deutschen waren noch nicht in Paris.

Das war alles, was ich wissen wollte und das war auch alles, was zählte, jedenfalls für mich. Ich konnte immer noch darauf hoffen, dass Alice und Mignon flüchten würden, bevor die Stadt eingenommen war. So gute Nachrichten hätte ich kaum zu träumen gewagt und nun war es Realität: Paris immer noch frei!

Als die Nachrichten vorbei waren und die Menge sich zerstreut hatte, legte ich mich ins Gras. Im Lager war es stockdunkel. Auf dem Rücken liegend starrte ich himmelwärts auf die Masse der Sterne. Dieses Universum schien so still, in seiner Existenz derart ungestört, so fest umrissen und gleichmütig... Ich fühlte mich gefasst und dankbar. Ich befand mich in Einklang mit dem Jetzt, wie es eben nun war. Aus ihm leuchtete Hoffnung und Zuversicht.

Später schickte mich ein Wächter an meinen Platz im Stall, wo ich in Schlaf gesunken sein muss, sobald ich mich niederlegte.

Am folgenden Tag wurden wir ins Lagerleben eingebunden. Die alten Insassen rückten tagsüber aus, um auf benachbarten Höfen zu helfen. Unsere Gruppe wurde der Lagerverwaltung zugeteilt. Am Abend gab es einen großen Sack Post zu verteilen. Für mich war nichts dabei, aber ich hatte so schnell auch gar nichts erwartet.

Am nächsten Tag übersiedelten wir ins Obergeschoß eines zweistöckigen Gebäudes. Es war ein langer Saal mit zwei Reihen von Stockbetten, die mit guten Strohmattentzen und Decken ausgestattet waren. Ich hegte leise Hoffnung, bereits an diesem Tag Post zu erhalten, doch sie erfüllte sich nicht. Die Nachrichten ließen vermuten, dass die Deutschen auf Paris vorrückten, aber vorläufig keine Anstalten erkennen ließen, die Stadt einzunehmen.

Auch während der folgenden Tage bekam ich keine Post. Um Alice zu ermutigen, schrieb ich täglich drei bis fünf Karten und beschwor sie jedes Mal, nun sofort abzufahren, ohne die Reiseerlaubnis abzuwarten. Natürlich hatte ich keinerlei Grund zur Annahme, dass meine Karten überhaupt ankommen würden.

Eines Tages wurden die Nachrichten ernster. Die Deutschen befanden sich bereits auf Schussdistanz zu den Pariser Vororten. Das bedeutete, dass die deutsche Besetzung von Paris nun unmittelbar bevorstand.

Das ganze Lager wurde von Panik erfasst.

Ich hatte noch immer keine Nachricht von Alice. Dabei kam die Post immer noch durch, denn andere Leute hatten an diesem Tag noch welche aus Paris empfangen. Ich hatte mir die Poststempel angeschaut. Eine Karte war erst am Vortag aufgegeben worden.

Meine Hoffnungen begannen sich aufzulösen. Dass Alice nicht geschrieben hatte – hieß es, sie war bis gestern nicht abgefahren? Gab es denn noch eine Möglichkeit, die Stadt zu verlassen? Hatten sie ihre Chance verpasst und saßen nun in der Falle? Wie konnte das geschehen sein? Hatte Alice zu lange auf die Reiseerlaubnis gewartet und so die letzte Chance verpasst? Nein, unmöglich, selbst aufgrund der offiziellen Nachrichten hätte Alice die Lage richtig beurteilen können. Hatte es vielleicht irgendwelche anderen Schwierigkeiten gegeben? War sie womöglich aus Hast und Eile mit Mignon die Treppen hinuntergeköllert? Oder hatte sie den Mut verloren? Nein, auch unmöglich. Aber warum schrieb sie dann nicht? Aber vielleicht würde ich noch Post bekommen. Vielleicht morgen.

Aber ich bekam weder am folgenden Tag Post, noch am Tag darauf. Die Nachrichten besagten, dass Paris zur „offenen“ Stadt erklärt worden war. Das bedeutete, es würde keine Verteidigung geben und dass die Stadt praktisch den Deutschen überlassen worden war.

*

Die üblichen Lageraktivitäten waren fast schon eingestellt. Die alten Insassen waren in ein Lager im Süden Frankreichs abgefahren. Unsere Gruppe bereitete sich auf die Flucht vor. Decken wurden halbiert und zu Ranzen umgeschneidert, die man am Rücken tragen konnte. Jedermann nähte oder war mit dem Packen beschäftigt.

Unsere Hoffnung war, dass der Lagerkommandant die Tore öffnen würde. Hitzige Diskussionen beschäftigten sich mit der Frage, was zu tun wäre, sollte der Kommandant nicht wie erhofft handeln. Allgemein herrschte Übereinstimmung, dass es am besten wäre auszubrechen, vielleicht in der Nacht, nachdem man die Wachen überwältigt hatte.

Die heiße Kontroverse über die verschiedenen Möglichkeiten fand dadurch ein Ende, dass ein Grüppchen von drei Leuten dem Rest des Saales seine Entscheidung aufzwang. Zuerst hatten sie es nur angeboten, dann aber darauf bestanden, es auch wirklich zu tun – um Mitternacht mit eigener Hand die Wachen zu töten.

Ich hatte an all dem nicht teilgenommen. Weder an der Vorbereitung der Rucksäcke, noch an den Diskussionen. Ich war zu sehr mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt und zu unglücklich, mich um etwas anderes zu kümmern. Ich war nicht einmal sicher, ob ich das Lager überhaupt verlassen oder sonst etwas tun wollte. Wenn Alice und Mignon die Flucht nicht gelungen war, was würde es nützen? Sollte ich mein Leben retten, um zu leiden? Wofür sollte ich weiterleben? Ich war vollständig verwirrt und verzweifelt und an einem Punkt angelangt, wo ich mich der Teilnahmslosigkeit und Gleichgültigkeit hingab.

Doch die Entscheidung über das Schicksal der Wachen traf mich wie ein Schock und weckte unverzüglich all meine Sinne. Ich sprang auf und fühlte, wie mir das Blut in den Kopf stieg. Ich marschierte durch den Saal, auf die drei künftigen Mörder zu.

Einige Männer vor mir sprangen auf und stellten sich mir in den Weg.
„Sei kein Narr, die bringen dich um.“

So viel war mir auch klar. Mit den dreien war ich schon aneinander geraten, als sie erstmals in unserem Saal auftauchten, gleich nachdem wir angekommen waren und uns niedergelassen hatten. Sie waren nicht aus unserer Gruppe und wir hatten sie zuvor noch nie gesehen. Sie waren bis ans Ende des Saales gegangen und hatten sich die drei Betten nächst der Rückwand ausgesucht. Diese waren aber schon besetzt. Eines davon war mit Medikamenten für unsere Gruppe bedeckt. Im Nebbett war ein Arzt, der für die Gruppe verantwortlich war und im Bett daneben ein kranker Mann. Die Eindringlinge verlangten, dass die Betten geräumt würden. Der Arzt protestierte, er brauche die Medikamente auf dem Nebbett. Ohne weitere Worte warfen sie die Medikamente zu Boden. Wieder protestierte der Arzt und nun warfen sie auch ihn zu Boden. Der Kranke war inzwischen aus eigener Kraft aus dem Bett gekrochen. Ich versuchte, mich einzumischen, aber einer von ihnen schlug mich nieder. Als ich aufstand und es noch einmal versuchte, bedrohte mich ein anderer mit einem Messer und der Erste schlug mich neuerlich nieder. Danach bestiegen sie ihre drei Betten und begannen Karten zu spielen.

Diese drei Männer, Mitte Dreißig, waren Österreicher, die seit zwei oder drei Jahren in Paris lebten. Sie waren eine kleine, stramme Bande, echte Unterweltler und, erst in Wien, danach in Paris, in Sachen Prostitution tätig. Sie spielten Tag und Nacht Karten, hatten etliche Flaschen Whiskey auf ihren Betten und schienen von Skrupeln jeglicher Art vollkommen unbelastet. Sie waren äußerst schnell beim Ziehen ihrer Messer und niemand wagte sich in ihre Nähe.

Ich war in meinem Leben schon ganz schön herum gekommen und hatte alle möglichen Arten von Leuten getroffen. Niemals aber hatte ich jemand gesehen, der diesen Männern auch nur ähnlich gewesen wäre. Sie waren der wahrhafte Abschaum der Gesellschaft und ich war komplett ahnungslos, wie mit ihnen umzugehen war.

Als ich nun mit den Worten „Sei kein Narr, die bringen dich um“, zurückgehalten wurde, wusste ich, dass es die Wahrheit war und sie nicht zögern würden.

Also ging ich zu meinem Bett zurück, doch ich war aufgeregt und verzweifelt. Was sollte ich tun? Sollte ich den Lagerkommandanten informieren? Das hätte

strenge Strafen für jeden Einzelnen von uns nach sich gezogen. Der Kommandant hätte kaum zwischen jenen zu unterscheiden gewusst, die bloß fliehen wollten und jenen, die zum Mord entschlossen waren. Außerdem hätte es unsere Flucht unmöglich gemacht und am Ende wären wir alle noch den Deutschen in die Hände gefallen.

Etwas musste geschehen. Wenn ich nur gewusst hätte, was. Aber ich wusste es nicht. Den ganzen Tag konnte ich an nichts anderes mehr denken. Selbst Alice und das Fehlen jeglicher Nachricht kamen mir nicht in den Sinn. Zu einem Schluss kam ich trotzdem nicht. Der Tag ging vorbei und ich war der Lösung, wie die Banditen von ihrer Tat abzuhalten waren, um nichts näher gekommen.

*

Die Radionachrichten warfen meine Gedanken aber abrupt wieder auf meine eigenen Probleme zurück. Die Deutschen hatten Paris eingenommen, wurde verlautbart.

Wenn Alice nicht bereits weg war, war dies das Ende aller Hoffnung. Meine Gedanken kämpften und revoltierten dagegen, dieser Nachricht Glauben zu schenken. Doch ich musste mir eingestehen, dass die Tatsache zu akzeptieren war: Die Deutschen waren in Paris. Alice und Mignon hatten keine Chance mehr. Das Schicksal hatte wieder einmal seinen Weg genommen.

Wieder lag ich im Gras, sobald die Menge sich zerstreut hatte. Wieder starrte ich zum sternenklaren Himmel hinauf. Alles sah aus wie immer. Nichts da oben gab Grund zur Annahme, dass etwas sich geändert hatte. Die Sterne sahen aus, als ob nichts geschehen wäre. Sie schienen unbeteiligt, gleichgültig und kalt – grausam kalt. Ich hielt den Anblick nicht mehr aus und wendete mich ab. Wieder kam die Wache und schickte mich ins Schlafquartier.

Langsam ging ich die Stufen zum zweiten Stock hoch. Ich war mit meiner Philosophie am Ende und auch mit meiner Hoffnung. Ich hatte mich dem Schicksal ergeben und fühlte nichts mehr als rasenden Schmerz.

*

Der Saal war noch beleuchtet. Die Leute waren beschäftigt, manche nähten noch, andere packten. Die Betten waren mit ihren Habseligkeiten bedeckt. Was war hier los? Langsam wurde mir wieder klar, wie aus weiter Entfernung und undeutlich: Es war die Nacht der geplanten Flucht aus dem Lager.

Es berührte mich kaum. Teilnahmslos legte ich mich auf mein Bett und versuchte zu schlafen.

Von draußen befahl uns ein Wächter, das Licht zu löschen und jemand tat es. Aber auch im Dunkeln waren die Leute damit beschäftigt, sich weiterhin um ihre Angelegenheiten zu kümmern und zu packen. Manche unterhielten sich

mit gesenkter Stimme, manchen fielen Dinge zu Boden, manche standen einander im Weg. Man spürte Ungeduld, Nervosität und Spannung.

Dann sagte jemand mit widerstrebender, aber lauter Stimme, als ob er sich an den ganzen Saal wende: „Ich sehe nicht ein, warum wir die Wachen nicht entwaffnen können, ohne sie zu ermorden.“

„Halt's Maul oder wir stopfen dir's“, kam als Antwort vom anderen Ende des Saales. Das war einer der Gangster.

Dann war alles still, aber ich spürte die Spannung in jedem Rascheln, jedem Räuspern, jeder Bewegung. Ich begann die Schwere dieser geladenen Atmosphäre zu spüren. Sie erfüllte mich und gegen meinen Willen kamen mir Gedanken. Ich wollte diese Gedanken nicht. Ich wollte überhaupt nicht denken. Ich versuchte mich selbst zu beschwören: „Es ist alles egal. Es macht keinen Unterschied. Ich gehe nirgendwo hin. Es ist nicht meine Angelegenheit. Ich möchte nur schlafen. Einfach schlafen, nicht denken.“

Aber vor meinen Gedanken konnte ich nicht fliehen. Ich war überzeugt davon, dass mit Ausnahme der drei Banditen jeder Mann im Saal über das Schicksal der Wächter genau so dachte wie ich. Aber es gab einen Unterschied: Während ich weder für Verbleib noch für Flucht war, waren sie alle begierig zu fliehen, denn für sie bedeutete Flucht die Rettung ihres Lebens. Aber wollten sie ihr Leben auf Kosten anderer retten? Betrachteten sie diese Flucht wirklich als den einzigen Ausweg zur Rettung? Und waren sie auch sicher, dass dieser Weg ihnen wirklich die Rettung bringen würde? Oder durfte ich annehmen, dass sie nicht sicher genug waren, dafür jeden Preis zu zahlen? Durfte ich annehmen, dass sie lieber bleiben würden, als ihre Flucht auf Mord zu bauen? Ich wusste es nicht.

Hatte ich das Recht, für sie zu entscheiden? Hatten sie das nicht schon selbst getan? Durfte ich ihre Entscheidung einfach ändern? Sollte ich den Plan gegenüber dem Lagerkommandanten aufdecken und damit die ganze Flucht gefährden? Wenn es damit endete, dass alle in die Hände der Deutschen fielen, konnte ich das auf mich nehmen? Würde ich damit nicht das Leben hunderter Menschen opfern, statt von drei oder vier? Aber lässt sich der Wert von Menschenleben in Zahlen ausdrücken?

Während das Gefühl gegen den zahlenmäßigen Vergleich revoltierte, gingen meine Gedanken in die entgegengesetzte Richtung und versuchten es mit Vernunft: Die Gegenwart lässt sich nicht mit der Zukunft vergleichen. Die Gegenwart ist so gut wie sicher, die Zukunft ist es nicht. Gegenwärtig sind nur die Wachen bedroht und das ist es, wogegen etwas getan werden muss.

Damit hatte ich mich fast schon entschieden. Ich wollte nur noch eine Weile ins Freie, um dort meine Schlussfolgerungen abzuklären.

Ich ging ins Treppenhaus hinaus, das den einzigen Zugang zu unserem Saal darstellte und setzte mich auf eine der Stufen. Die Luft war erfrischend, aber ich hatte keine Lust, noch mal von vorne über das Problem nachzudenken. Ich bestärkte lediglich meinen Beschluss, die geplanten Ereignisse zu verhindern und konzentrierte mich darauf, wie das anzustellen sei. Ich entschied, nichts zu über-eilen und bis knapp vor Mitternacht zu warten.

Jenseits des Treppenhauses war ein anderes Gebäude, ähnlich dem unseren. Es war bereits am Vortag geräumt worden, die Leute waren in ein Lager im Süden verlegt worden. Im zweiten Stock war ein leerer Fensterrahmen, direkt gegenüber von unserem Treppenhaus. Hier schien mir ein guter Beobachtungspunkt zu sein. Ich begab mich zum Eingang des Nachbargebäudes, stieg die Treppen hoch und tastete mich durch das lange Bodengeschoß bis hin zum Fenster, das ich gesehen hatte. Hier bezog ich im Dunkeln Position, ein paar Meter vom Fenster entfernt. Wenn nichts geschehen sollte, würde auch ich nichts tun. Sollte ich die Banditen aber die Treppe hinunterschleichen sehen, würde ich so viel Lärm machen wie möglich, sie so die Treppe hinauf zurückscheuchen und die Wachen alarmieren. Ich sammelte alte Konservendosen und anderes Gerümpel, um zusätzlich Lärm zu erzeugen, sollte meine Stimme nicht ausreichen. Und dann begann ich meine Beobachtung.

Während ich voll Spannung dort stand und den Treppenaufgang gegenüber fixierte, spürte ich plötzlich eine Hand auf meiner Schulter.

„Nicht erschrecken, ich bin es, Charles.“

Ich war erleichtert und freudig überrascht, als ich die Stimme erkannte.

„Wieso bist du immer noch hier?“ fragte ich und drehte mich um. „Ich dachte, deine Gruppe wäre gestern verlegt worden.“

„Es war nicht wirklich ‚meine‘ Gruppe. Sie sind abgerückt, aber ich bin hiergeblieben, mit diesem ganzen Gebäude nur für mich. Ich wollte immer schon ein Schloss besitzen und nun habe ich es.“

Charles war eine sehr außergewöhnliche Person mit eher fragwürdiger Vergangenheit, aber bemerkenswert starker Persönlichkeit.

Ich hatte ihn hier im Lager kennengelernt. Nachts ging ich oft in den Hof hinunter, wo mich der diensthabende Wächter dann und wann aus Einsamkeit in ein Gespräch verwickelte. Eines Tages, als ich mit ihm vor dem Treppenhaus saß, gesellte Charles sich zu uns. Seit damals hatte ich ihn jede Nacht getroffen und zwei, drei Mal hatten wir uns länger als eine Stunde unterhalten. Ich hatte den Eindruck, er sprach gerne mit mir. Nach und nach hatte er mir schon fast seine ganze Lebensgeschichte erzählt. Als Jugendlicher war er „in die falsche Richtung gestartet“, wie er es nannte. Er hatte sich in alle möglichen Arten von

Schwierigkeiten gebracht und war schließlich in der französischen Fremdenlegion gelandet. Dort hatte er viele Jahre lang gedient und war durch die ganze Welt gekommen. Kaum war er frei, befand er sich auch schon wieder in Schwierigkeiten und so blieb ihm die französische Staatsbürgerschaft verwehrt. Am Ende hatte er zwar wieder zu einem ehrbaren Leben gefunden, aber nun war er hier als deutscher Staatsangehöriger in Gewahrsam. Ich mochte seine Offenherzigkeit und empfand Respekt für seine Stärke, die ihn die Vergangenheit hatte überwinden lassen. Im Lager genoss er aufgrund seines Dienstes in der Legion spezielle, wenngleich inoffizielle, Privilegien. Praktisch war er der Vorgesetzte jener Gruppe gewesen, die in den Süden abgerückt war. Fast schien mir, als ob der Lagerkommandant ihn absichtlich zurückbehalten hatte, für den Fall, dass seine Dienste gebraucht würden.

„Was hat dich hier herauf geführt?“ fragte er.

Da ich mich schon wieder umgedreht hatte, um das Treppenhaus zu beobachten, fragte er weiter: „Wolltest du alleine sein?“

„Nein“, sagte ich. „Ich kam aus einem ganz speziellen und ungewöhnlichen Grund herauf.“

Ich scheute mich nicht, ihm die ganze Geschichte zu erzählen und auch mein Dilemma. Hätte ich gewusst, dass er noch da war, wäre ich ohnehin gleich zu ihm gegangen.

Als ich fertig war, sagte er: „Überlass' die Sache einfach mir. Das ist kein Geschäft für einen Lehrer.“

„Was wirst du tun?“, fragte ich.

„Was immer du willst. Du sagst mir, was du willst und ich finde einen Weg, es zu tun.“

„Ich weiß nicht, was ich will. Oder besser, was ich wirklich will, ist unmöglich.“

„Nun komm, Paul. Was meinst du mit ‚unmöglich‘? Vergiss nicht, ich bin in eine andere Schule gegangen.“

Fast fürchtete ich, dass er mich nicht verstand. Aber schnell fuhr er fort:

„Ich weiß genau, was du willst. Du willst, dass deine Gruppe flieht und sich rettet, aber ohne den Wachen oder sonst jemand Leid anzutun. Warum sollte das nicht möglich sein?“

„Schau Charles“, sagte ich, „du kennst diese Gangster nicht. Das sind keine Leute, mit denen man reden kann. Ich bin mir nicht einmal sicher, dass das Leute sind. Punkt.“

Er brach in Gelächter aus.

„Ich kenne diese Bande nicht? Was meinst du, warum diese Zuhälter in eure Gruppe gekommen sind? Sie kamen zu euch, weil sie bei mir rausgeflogen sind.“

Hätten sie sich nur halbwegs normal benommen, wären sie mit meiner Gruppe seit gestern auf dem direkten Weg Richtung Süden.“

Ich war beeindruckt.

„Also, meinst du, du kannst es mir überlassen?“ Seine Miene verriet zurückhaltenden Stolz.

„Gut, du hast mich überzeugt. Aber wie willst du es anstellen? Vergiss nicht, du hast selbst gesagt, dass niemand wird leiden müssen. Und ich meine wirklich ‚niemand‘. Sind wir uns einig?“

„Ich habe es gesagt und du hast mein Wort. Die Details muss ich aber erst ausknobeln.“

Ich wartete und gab ihm Zeit zum Nachdenken, während ich das Treppenhaus beobachtete. Eine der Wachen saß auf der untersten Stufe und lehnte sich gegen die Wand. Beim Gedanken, dass er vielleicht schlief, schauderte ich.

Nach einiger Zeit sagte Charles: „Ich sehe verschiedene Möglichkeiten. Ich werde erst eine versuchen, dann die nächste – bis eine von ihnen funktioniert. Du aber gehst nun zurück ins Bett, ich komme ein bisschen später und dann werden wir sehen.“

„Gut, ich werde mich auf dein Versprechen verlassen. In der Zwischenzeit pass bitte gut auf.“

Ich ging zurück und passierte den Posten, der immer noch auf der Treppe saß. Er schlief nicht und ich blieb ein paar Minuten, um Grüße zu tauschen. Ich hatte mich schon oft mit ihm unterhalten. Er war ein Bauer und versah seinen Dienst hier im Lager, da man ihn für einen Fronteinsatz als zu alt erachtete.

In unserem Saal war es still. Es war zu dunkel, um etwas zu sehen, aber ich hatte den Eindruck, die Leute auf den Betten ruhten sich bloß aus, vollkommen bekleidet und fertig zum Aufbruch. Ich legte mich auf mein Bett und fühlte mich wenigstens teilweise erleichtert, da die Sache sich nun in den Händen von Charles befand, wenngleich ich immer noch angespannt und hellwach war, weil ich fürchtete, er würde etwas Falsches tun.

Ich lag noch nicht lange, als Charles in den Saal kam. Trotz der Verdunkelung drehte er das Licht auf und kommandierte mit fester Stimme: *garde à vous!* Alle sprangen auf die Beine, auch ich, um nicht Verdacht zu erregen und damit den Erfolg, von was auch immer er vorhatte, zu gefährden.

Es war das normale Bild einer Inspektion. Die Leute waren vor ihren Betten aufgestellt – eine Reihe auf jeder Seite – und formten so einen langen Gang. Nächst dem Eingang stand Charles in all seiner beeindruckenden Länge.

Aber da war noch etwas, das mich augenblicklich alarmierte: Charles trug ein Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett über der Schulter. Das hatte er sich si-

cher vom Wächter unten auf den Stufen ausgeborgt. Aber warum hatte er mir von diesem Plan nichts gesagt? Ich war besorgt und suchte nach einem Weg, ihn das wissen zu lassen, während er regungslos in meiner Nähe stand. Er zwinkerte mir schnell und kaum wahrnehmbar zu, während ich als Antwort eindringlich und konzentriert das Bajonett an seiner Schulter fixierte und mich bemühte, so meine Besorgtheit und Ablehnung zu zeigen.

Nachdem sein Blick über die beiden Reihen der Gruppe gestreift war, fiel er am Ende auf mich und da ich immer noch auf das Bajonett blickte, gab er mir ein Zeichen, dass er meine Sorgen verstanden hatte.

Er entspannte sich und setzte zu einer Ansprache an die angetretene Gruppe an. Auf lässige Art nahm er zuvor das Gewehr von der Schulter, stellte den Kolben zu Boden, hielt es mir hin und fragte: „Würde das bitte jemand für mich halten?“

Ich verneinte und sagte „Du kannst es gegen die Mauer lehnen, ich hätte Angst vor dem scharfen Bajonett.“

Er lehnte das Gewehr in den Winkel zwischen meinem Bett und der Mauer, nahm eine entspannte Haltung ein und sprach. „Bitte setzt euch alle nieder. Ich habe etwas mit euch zu diskutieren.“

Alle setzten sich, so dass es vier Reihen sitzender Männer gab, je zwei auf den unteren, je zwei Reihen auf den oberen Betten. Als er fortfuhr, herrschte völlige Stille.

„Mitgefangene! Wie ihr vielleicht wisst, durfte ich das Lager gestern nicht mit meiner Gruppe verlassen. Ich weiß nicht, ob es eine weitere offizielle Verlegung geben wird oder nicht. Falls das Lager nicht offiziell evakuiert wird, werde ich ausbrechen, da ich keinen Wert darauf lege, von den Deutschen gefangen zu werden. Ich möchte nun von euch wissen, ob es vielleicht jemand gibt, der sich mir anschließen will. Versteht mich nicht falsch, natürlich wäre ich alleine besser dran, aber nachdem wir alle im selben Boot sitzen, möchte ich mich einmal wie ein guter Kamerad benehmen.“

Er wartete auf Antwort und es gab Scharren und Räuspern. Dann kam eine Frage von irgendwo aus der Mitte des Saales: „Und wie stellst du dir das vor?“

Ein anderer fiel ein: „Und wie kommen wir an den Wachen vorbei?“

Und gleich folgten einige weitere: „Ja, wie kommen wir an den Wachen vorbei?“

„Ach, die Wachen“, sagte er in verharmlosendem Ton, als wäre das alles andere als ein Problem.

„Ja, die Wachen... Das wollen wir wissen.“

„Nun“, sagte er, „es gäbe viele Möglichkeiten für dieses kleine Problem. Ich könnte sie zum Beispiel überreden, mit uns zu kommen. Sie wären äußerst nütz-

lich unterwegs. Sie könnten uns beim Requirieren von Transport, Verpflegung und Quartier helfen.“

„Und wenn du sie nicht überreden kannst? Wenn sie dich an den Kommandanten verraten?“

„Ich habe noch nicht entschieden, dass Überredung die beste Methode ist. Es ist nur eine von vielen. Ich könnte sie zum Beispiel auch in eine der Baracken sperren. Ich könnte sie betrunken machen und einsperren, wenn sie fest schlafen. Wir finden schon einen Weg. Meine Frage lautet jetzt nur: Wer will sich mir anschließen?“

Alle wollten mit ihm. Aber einige hatten immer noch Fragen: „Wann werden wir gehen?“

„Ich plane, nicht zu früh und nicht zu spät zu gehen“, war die lakonische Antwort.

„Sag uns eine Zeit.“

„Ich weiß noch nicht. Ich möchte auf jeden Fall einen oder zwei Tage warten, um zu sehen, ob eine offizielle Evakuierung geplant ist, oder nicht.“

„Wozu warten?“

„Weil wir bei einer offiziellen Evakuierung Transport und Verpflegung haben. Im anderen Fall müssen wir marschieren. Von hier nach Marseille wäre das kein lustiger Spaziergang, sondern ein Marsch von mehreren Monaten.“

„Wir wollen heute Nacht schon gehen“, rief jemand vom hinteren Ende des Saales.

„Was? Heute Nacht?“, fragte Charles und täuschte völlige Überraschung vor.

„Ja, heute Nacht. Wieso nicht?“

„Weil heute Nacht nicht in Frage kommt. Nicht einmal, wenn es die allerletzte Möglichkeit wäre.“

„Warum?“

„Weil einige meiner Freunde sich sehr dumm benommen haben. Sie sind wie ein Haufen Spione den ganzen Nachmittag im Lager herumgeschlichen und haben den Kommandanten in allerhöchste Alarmbereitschaft versetzt.“

„Welche deiner Freunde?“

„Nun, ich habe ja nur drei enge Freunde hier. Sie sind da hinten, am Ende des Saales und ich wäre nicht im Geringsten verwundert, wenn einer von ihnen längst den Kommandanten persönlich über alle eure Pläne informiert hätte.“

Das wirkte unverzüglich. Nicht eine Frage wurde mehr gestellt. Völlige Ruhe kehrte ein. Es war klar, dass jeder wusste, von wem die Rede war. Charles schien zufrieden. Danach fasste er zusammen:

„Sind wir uns einig, dass wir den richtigen Zeitpunkt abwarten wollen?“

Das Murmeln, das durch den Saal ging, signalisierte allgemeine Zustimmung.

„Also gut“, sagte er, „ihr überlasst sämtliche Vorbereitungen mir. Was die Wachen betrifft – sollte es nötig sein, sie betrunken zu machen, werde ich etwas Flüssigkeit brauchen. Zum Glück kam heute eine neue Ladung herein und ich weiß, wo ich sie finde.“

Während der letzten Worte war er lässig zum hinteren Ende des Saales geschlendert, wo die Banditen ihr Quartier aufgeschlagen hatte. Im Saal war es immer noch völlig ruhig, aber als in den unteren Reihen einige aufstanden, um besser zu sehen, befahl Charles: „Bitte sitzen bleiben.“

Von meinem Platz aus konnte man das Hintere des Saales nicht so gut sehen. Ich war beunruhigt. Ich war mir fast sicher, er würde sich gehen lassen und irgendetwas Unüberlegtes tun. Ich folgte ihm automatisch, obwohl ich nicht gewusst hätte, was zu tun wäre, sollte die Sache schief gehen.

Als er ganz hinten war, pflanzte er sich vor den dreien auf. Sie saßen auf den oberen Betten, mit baumelnden Beinen.

„Hier seid ihr also“, sagte er. „Ich muss schon sagen, da habt ihr euch aber ein bequemes Plätzchen gefunden. Also, hört zu! Wenn ihr aus diesem Lager herauswollt, werdet ihr genau das tun, was ich euch sage.“

Es gab keine Antwort. Einer der Männer zündete sich eine Zigarette an.

„Zuerst“, fuhr Charles fort, „möchte ich eure Messer.“

Da es keine Antwort gab, sagte Charles in festerem Ton: „Ihr wisst, dass ich einen Befehl nur ein einziges Mal wiederhole. Die Messer!“

„Gebt ihm die Messer“, sagte einer neben der Wand.

Die beiden anderen holten je ein Messer heraus. Da eines davon geöffnet war, kommandierte Charles „Erst schließen! Damit ich mich nicht aufrege. Ich werde sowieso immer gleich böse, wenn ich eure Gesichter sehe.“

„Mach's Messer zu“, sagte der bei der Wand.

Das Messer wurde geschlossen, die beiden Messer wanderten in die Hände von Charles und von da in seine Tasche.

„Und nun... Vergesst bitte nicht, dass ich für mein Benehmen nicht verantwortlich bin, wenn jemand versucht, mich zum Narren zu halten“, fuhr Charles fort. „Als ich zuletzt das Vergnügen einer freundlichen Konversation mit euch hatte, gab ich euch vier Messer und ein Spiel Karten zurück. Die Karten könnt ihr behalten, um uns im Lager nicht allzu sehr auf die Nerven zu gehen. Aber zwei Messer bekomme ich noch.“

„Aber wir können doch nicht ohne Messer sein“, brauste einer von ihnen auf. „Jeder braucht ein Messer!“

„Ich werde mich schon darum kümmern, dass man euch das Brot geschnitten serviert. Mir ist klar, dass zivilisierte Menschen wie ihr das Brot anders nicht essen können. Und nun die beiden Messer!“

Charles streckte die Hand aus. Der an der Wand gab ihm zwei weitere Messer.

„Und nun den Sprit!“, ging es weiter. „Und versucht nicht noch einmal, mich zu verarschen. Ich weiß, ihr habt drei Flaschen.“

Mit großem Widerstreben gaben sie ihm zuerst eine Flasche, dann eine weitere und am Ende auch noch eine dritte. Bevor er die Banditen verließ, sagte er:

„Also, Jungs... Und kommt mir ja nicht auf die Idee, auf eigene Faust abzuhaue, denn die Wache, auf die ihr dann trefft, werde ich sein.“

Als er sie zwei, drei Meter hinter sich gelassen hatte, drehte er sich um und warf ihnen mit den Worten „Da, besauft euch!“ eine Flasche zu.

Dann nahm er sein Gewehr mit dem aufgefplanten Bajonett, löschte das Licht und war verschwunden. Im Saal war es weiterhin still. Niemand sagte ein Wort, aber ich konnte die Erleichterung und Dankbarkeit förmlich spüren.

Als ich eine Stunde später ins andere Gebäude hinüberging, schlief Charles fest und ich wollte ihn nicht wecken. Später in der Nacht sah ich ihn im Hof spazieren. Wir hatten ein nettes Gespräch über alles und am Ende sagte er: „Weißt du, ich komme oft in solche Situationen. Ich bin es gewohnt und es bedeutet mir nicht viel. Aber diesmal hat es mich richtiggehend glücklich gemacht. Ich glaube vor allem deshalb, weil ich zeigen konnte, dass ich nicht vollkommen wertlos, sondern immer noch zu etwas gut bin.“

Später lag ich auf meinem Bett und dachte über den zweiten Teil seiner Äußerung noch lange nach. Was für eine Offenbarung! Die ganze Tragödie einer menschlichen Existenz lag in diesen beiden Sätzen. Da gab es einen Mann, der irgendwann einmal, vielleicht noch als Kind, unter bestimmten Umständen einen Fehler gemacht hatte und dies hatte die Richtung seines gesamten Lebens vorherbestimmt. Wegen eines einzigen Fehlers hatte die Gesellschaft ihn ausgestoßen. Da sie ihm die Wiederaufnahme verwehrte, zwang sie ihn direkt dazu, seine Fehler fortzusetzen. Obwohl es ihm später gelungen war, sich aus diesem unseligen Zwang zu befreien, konnte er ein respektables Leben nur noch für sich alleine führen.

Was würde es helfen, wenn ich ihm auf die Schulter klopfte? Was würde sich ändern? Was hätte es für eine Bedeutung gehabt, wo er doch für ein kleines bisschen Anerkennung gleich eine Großtat, bis hin zum Einsatz seines Lebens, leisten hatte müssen?

Wie anders war sein Problem gegenüber meinem. Und noch viel absurder. Und grausamer. Eine einzelnes Wesen, zurückgewiesen und ausgestoßen von der gesamten Gesellschaft.

*

Beim nächsten Morgenappell standen wir mit den Wachen eine Stunde im Hof und warteten auf den Kommandanten. Schon gingen Gerüchte um, er sei vielleicht gar nicht mehr da. Als er aber dann endlich mit seinen Offizieren auftauchte, war klar, dass die Verspätung nicht grundlos erfolgt war.

Während des Appells erklärte der Kommandant mit feierlicher Stimme, dass das Lager aufgrund der unglücklichen und tragischen Umstände nach dem Süden evakuiert werden müsse. Wir sollten uns darauf vorbereiten, am Nachmittag abzuziehen.

Doch am Nachmittag gab es einen weiteren Appell und nun wurde verlautbart, dass die Evakuierung auf den folgenden Morgen verschoben worden sei und die nächste funktionierende Bahnstation einen Viertagesmarsch entfernt liege.

In den Abendnachrichten wurde verlautbart, dass die Deutschen Paris eingenommen hatten.

Untertags war Post verteilt worden, doch für mich war wieder nichts dabei.

Die Ankündigung des Kommandanten über die geplante Evakuierung freute mich für das Lager als Ganzes und ich schätzte die allgemeine Atmosphäre der Gelassenheit und der Dankbarkeit gegenüber den Behörden. Ich selbst aber fühlte mich apathisch und elend. Die deutsche Besetzung von Paris, wo sich immer noch Alice und Mignon aufhielten, erschien mir als das letzte Siegel, das das Schicksal auf unsere Bestimmung gedrückt hatte.

Am nächsten Morgen waren wir bereits fertig zum Abmarsch angetreten, doch wurde verlautbart, dass die Evakuierung nun definitiv für ein Uhr nachmittags angesetzt sei. Wir erhielten detaillierte Instruktionen, was wir mitnehmen durften und was nicht. Es würde Eilmärsche erfordern, um noch einen Zug zu erreichen und folglich sollte nichts mitgetragen werden, das nicht unbedingt notwendig war. Als Schutz vor Luftangriffen durfte ausschließlich dunkle Kleidung getragen werden.

Nach dem Appell waren alle beschäftigt, ihr Gepäck neu zu ordnen, sortierten Unnötiges aus, wechselten die Kleidung und taten, was immer in letzter Minute noch zu erledigen war. Mich irritierte das geschäftige Treiben und ich verließ den Saal. Aber auch im Hof war es nicht anders. Leute kamen und gingen in alle Richtungen, schleppten Dinge von einem Platz zum anderen, riefen und brüllten über den ganzen Hof. Ich ertrug den Lärm und die Geschäftigkeit nicht. Ich wollte allein sein.

Endlich fand ich hinter den Gebäuden eine ruhige Ecke, legte mich ins Gras und benutzte als Kissen einen Rucksack, den mir jemand geschenkt hatte. Wenn ich nicht irre, war dies ein Lagerinsasse mit ungarischem Akzent gewesen, der den Rucksack für sich selbst angefertigt hatte. Es stellte sich aber heraus, dass ihm der Sack zu klein war und so gab er ihn mir und machte sich einen neuen.

Es waren noch vier, fünf Stunden Zeit bis zum Abmarsch und ich versuchte zu schlafen. Während ich vor mich hindöste, hörte ich etliche Male irgendwo meinen Namen rufen. Schon halb träumend ignorierte ich es und konzentrierte mich aufs Einschlafen und aufs Bedecken meiner Augen zum Schutz vor der Sonne.

Aber wenig später riss mich, direkt über mir, eine laute Stimme aus dem Schlaf.

„Hier bist du also, sie suchen dich schon überall im Lager.“

„Wer sucht mich?“

„T. sucht wie ein Verrückter nach dir. Seit gut einer halben Stunde.“

„T. war mein Bettnachbar. Aufgrund irgendeiner Fehlfunktion, die durch eine im Weltkrieg erlittenen Wunde hervorgerufen worden war, litt er an schwerem Übergewicht. Er war doppelt so schwer wie normal und konnte beim Gehen kaum die Balance halten. Ich respektierte ihn sehr und unterhielt mich gerne mit ihm. Er war ein außergewöhnlich gutmütiger und herzlicher Bursche und stets eine angenehme Gesellschaft.

„Stimmt irgendetwas nicht mit ihm?“ , fragte ich.

„Nein. Er hat etwas für dich. Ich glaube, Post.“

Ich sprang auf.

„Post? Wo ist er?“

In diesem Moment aber sah ich T. bereits vom anderen Ende der Wiese auf mich zukommen. Er lief so schnell er konnte, kämpfte damit, die Balance zu halten und fuchtelte mit irgendetwas in der Luft herum. Post?

Ich lief ihm entgegen, er fiel, rappelte sich auf, lief und fuchtelte weiter. Sobald er in Hörweite war, rief er: „Eine Postkarte... Aus Paris... Sie sind fort... Deine Familie ist fort aus Paris...“

Ich griff nach der Karte und musste mich zusammen nehmen, um von meiner Aufregung nicht überwältigt zu werden. Es war nur eine kurze Botschaft, geschrieben in Alices Handschrift: *Wir fahren gerade ab.*

Das war klar und deutlich. Nun wusste ich mit Sicherheit, dass Alice und Mignon abgefahren waren. Ich hatte mit Alice ausdrücklich vereinbart, dass sie die Botschaft erst senden dürfe, wenn sie im Zug saßen. Nicht beim Verlassen des Hotels, nicht beim Warten auf den Zug, erst wenn sie beide im Zug wären und

der Zug fertig zur Abfahrt sei, erst dann und nur dann sollte sie die Botschaft absenden.

Was ich durch diese plötzliche Wendung fühlte, ist in keiner Sprache zu beschreiben. In einem einzigen Moment war meine ganze Welt eine andere geworden. Ihre Leere war verschwunden. Nun hatte sie Inhalt, hatte Sinn und es gab ein Ziel. Eine Sache war zu vollenden. Es gab eine Zukunft.

Es war fast zu viel für mich. Ich hatte Probleme, nicht von meinen Gefühlen überwältigt zu werden. Ich musste mich zurückhalten, nicht alles auf einmal begreifen zu wollen, denn es war nur Stück für Stück möglich. Ich kehrte zu meinem Platz in der Wiese zurück und machte mich langsam mit meiner neugeborenen Welt vertraut. Was für eine schöne Welt das war! Alles war genauso, wie ich es erhofft hatte. Alice und Mignon waren sicher und auf dem Weg Richtung Süden. Und auch ich würde bald dorthin unterwegs sein. Was konnte ich mehr wünschen?

Etwa eine Stunde später rief man schon wieder nach mir. Diesmal war es der Mann mit dem kürzeren Bein, der mir so resolut geholfen hatte, als ich auf dem Marsch ins Lager zurückfiel. Seit damals hatten wir uns oft unterhalten. Ich glaube, er hatte mir erzählt, dass er in Paris ein Geschäft für Schneiderzubehör betrieb. Er war ein äußerst stiller Mensch, verträglich, zurückhaltend, mit einem tiefen Gefühl für menschliche Würde und einer logischen und sachlichen Denkweise. Seine beiden Söhne waren als Franzosen geboren worden, der ältere war an der Front. Er selbst war Österreicher geblieben.

Er kam in ziemlicher Eile auf mich zu und lachte fröhlich.

„Kommst du?“, fragte er. „Wir sind fertig zum Abfahren. Der Wagen wird gleich da sein.“

Wir gingen Richtung Hof.

„Fertig zur Abfahrt?“, fragte ich, „ich dachte, nicht vor ein Uhr Nachmittag.“

„Ja, das Lager allgemein. Aber wir fahren jetzt ab. Hat dir der Arzt nichts gesagt?“

„Nein, was denn?“

„Seltsam. Aber egal – du weißt, dass die paar Leute, die zum Marschieren nicht fit genug sind, mit einem Lastwagen fahren?“

„Nein, ich weiß von nichts.“

Er erzählte mir, der Arzt hätte schon am Vortag eine Liste all jener erstellt, die einen Viertagesmarsch nicht mitmachen konnten und den Lagerkommandanten genötigt, für diese Leute eine Transportmöglichkeit zur Verfügung zu stellen. Vier Fahrzeuge gab es, aber nur zwei von ihnen hatten genug Kraftstoff. Eines war für die Verwaltung reserviert, das andere würde die Personen transportieren, die auf der Krankenliste des Arztes standen.

„Das ist wirklich seltsam“, meinte er, „dass du nicht einmal informiert worden bist. Der Arzt hat uns gestern Abend informiert und heute Morgen nochmals. Jetzt wird mir erst klar, wie seltsam es ist, dass er solch ein Geheimnis daraus machte, denn er sprach mit jedem Betroffenen persönlich. Jedenfalls mit mir, mit T. und mit allen anderen, die ich kenne.“

„Ich kann mir schon vorstellen, warum er es nicht öffentlich bekannt geben wollte“, wandte ich ein. „Sonst hätte wahrscheinlich das halbe Lager darauf bestanden, krank zu sein.“

„Warum sollten gesunde Leute behaupten, krank zu sein? Ich habe es auch nicht getan. Der Arzt hat mich einfach auf die Liste gesetzt. Und auch diesmal habe ich das unverdiente Privileg nur bekommen, weil mein Zustand nun mal unübersehbar ist.“

„Ja, aber es gibt auch andere Leute. Vielleicht hatte der Arzt Angst, dass unser Bandentrio mitfahren will.“

„Aber die könnten doch unmöglich als krank gelten.“

„Das würde sie kaum stören. Sie können während des Marsches unmöglich Karten spielen, folglich steht ihnen ein Platz auf dem Lastwagen zu.“

Inzwischen hatten wir den Hof erreicht. Ein offener Lastwagen stand schon bereit, umringt von einem Spalier aus Wachen und Offizieren. Einige Leute saßen schon oben, darunter der Arzt, der Namen von einer Liste verlas. Einer nach dem anderen kletterte hinauf, sobald sein Name aufgerufen wurde.

„Ich hoffe, er war nicht so verantwortungslos, dich nicht auf die Liste zu setzen“, bemerkte mein Freund.

„Ich wüsste nicht, wie er dazu gekommen wäre, mich auf die Liste zu setzen“, sagte ich, „ich hatte ja noch nie Grund, mit ihm zu sprechen.“

„Aber wenn er die Verantwortung übernimmt, zu entscheiden, wer krank ist oder untauglich zu marschieren, müsste er jeden überprüfen.“

„Ich weiß nicht“, antwortete ich, „Ein Arzt könnte davon ausgehen, dass die Kranken von selbst zu ihm kommen.“

„Nicht jeder, der krank ist, geht zum Arzt. Es gibt Leute, die von Ärzten die Schnauze voll haben und es hassen, sie aufzusuchen.“

In diesem Moment wurde sein Name aufgerufen und mit der Hilfe eines Offiziers kletterte er auf den Wagen. Weitere Leute wurden aufgerufen und am Ende ging der Arzt die Liste nochmals durch um sicher zu sein, dass auch jeder da wäre.

Danach begann mein Freund ein Gespräch mit dem Arzt, das schnell in eine hitzige Kontroverse ausartete. Er und einige andere Leute schienen ganz offensichtlich mit dem Arzt zu streiten, eindringlich und mit erhobener Stimme und immer wieder fiel mein Name.

Der Arzt war der weitaus Größte der Gruppe. Er war mager, blond mit einem eher farblosen Gesicht. Auf mich hatte er den Eindruck eines eher schwachen Individuums gemacht, nicht sehr charakterstark und durch wenige Prinzipien belastet. Ich hatte ihn als jene Sorte Mensch eingeschätzt, die sich stets von den Wellen tragen lässt und daher niemals schwimmen gelernt hat. Daher hatte ich auch niemals Kontakt zu ihm aufgenommen.

Doch nun zeigte er gegenüber dem Druck, der auf ihn ausgeübt wurde, einen beeindruckend hohen Grad an Stärke. Um die Sache zu Ende zu bringen, bedeutete er einfach dem Offizier: „Erledigt. Alle sind da. Es kann losgehen.“

Der Motor startete und das Fahrzeug setzte sich in Bewegung. Mein behinderter Freund aber begann wieder abzusteigen und rief: „Halt, halt, ich muss wieder hinunter!“

Der Wagen blieb stehen und mein Freund sprang herunter.

„Wenn Burmetz nicht mitfährt, fahre ich auch nicht mit“, rief er zum Arzt. „Komm wieder herauf“, rief der Arzt. „Sei kein Narr, mach nicht alles kaputt.“

Ich hatte mich den ganzen Morgen wohlgeföhlt und war mit der Entscheidung des Arztes völlig einverstanden. Für das Privileg des Fahrens erachtete ich mich nicht als berechtigt und außerdem war der Wagen ohnehin schon überfüllt.

Also versuchte ich meinen Freund zu bewegen, wieder aufzusteigen, statt vor hunderten herumstehenden Leuten, von denen viele sicher gerne selbst mitfahren wären, einen unnötigen Aufenthalt zu riskieren.

Aber er hörte mir nicht einmal zu. Stattdessen rief er dem Arzt zu: „Wenn Burmetz marschieren muss, marschiere ich mit ihm.“

„Ich kann es nicht verantworten, dich mit diesem Bein marschieren zu lassen“, rief der Arzt zurück und wendete sich in gebrochenem Französisch an die Offiziere: „Bitte schaffen Sie ihn wieder auf den Wagen zurück!“

Zwei der Wachen versuchten es mit Gewalt, aber er widersetzte sich mit aller Macht.

„Nein, Leute, gegen meinen Willen kann mich auch Gewalt nicht bewegen“, sagte er.

Nun kam einer der Offiziere auf ihn zu.

„Was soll das? Seien Sie froh, dass Sie mitfahren dürfen. Es gibt hunderte andere, die gerne statt Ihnen da oben Platz nehmen würden. Also los, wieder hinauf!“

„Nicht mit Gewalt“, sagte mein Freund, „und nicht bevor ich die Chance bekommen habe, zu erklären.“

Von der Kontroverse zwischen ihm und dem Arzt, die auf Deutsch – der einzigen Sprache, die der Arzt verstand – geführt worden war, hatten die französischen Offiziere nichts verstanden.

„Gut, erklären Sie es“, sagte der Offizier.

Nun erklärte er alles, nahm sich ganz offensichtlich zusammen, um ruhig zu sein und deutete mehrmals auf mich.

Der Offizier hörte geduldig zu, dann rief er mich zu sich und sagte:

„Ich möchte Sie von unserem Militärarzt untersuchen lassen. Haben Sie etwas dagegen?“

Ich hatte nichts dagegen. Er befahl, dass der Wagen warten solle. Er brachte mich zum Militärarzt und ließ mich nach kurzem Zwiegespräch dort.

„Können Sie einen viertägigen Eilmarsch absolvieren?“, fragte der Arzt.

„Wenn ich davon ausgehe, wie ich mich derzeit fühle, würde ich sagen Ja.“

„Ich hörte, Sie hatten Nierenprobleme auf dem Weg hierher?“

„Richtig.“

„Warum sind Sie nie zur Arzneyausgabe angetreten?“

„Weil es mir seit damals immer gut gegangen ist.“

„Ziehen Sie sich bitte aus“, sagte er und verließ sein Büro.

Ich tat wie geheißen. Als er zurückkam, fiel sein Blick sofort auf eine Narbe.

„Aha, eine Nierenoperation. Sieht gut aus und ist hübsch gemacht. Warum?“

„Sie haben mir die Niere herausgenommen.“

„Also waren Ihre jüngsten Schmerzen von der anderen Niere.“

„Ich kann es nicht genau sagen, aber genauso fühlte es sich an.“

„Gut. Danke“, sagte er.

Als ich wieder angekleidet war, rief er den Offizier.

„Hören Sie“, sprach er, „wenn unser Transport nur einen einzigen Mann mitnehmen könnte, wäre dieser *Monsieur* derjenige, den ich bestimmen würde. Ich habe alle anderen gesehen, sie waren mit ihrem deutschen Arzt hier und manche von ihnen kamen ein bis zwei Mal pro Tag wegen irgendeiner Geschichte. Aber bis auf zwei Ausnahmen war das alles nichts Ernstes. Sie kamen wegen der Vergünstigungen, nicht wegen der Behandlung. Die Hälfte von ihnen würde mit weniger Schwierigkeiten marschieren als all die anderen. Richten Sie die Sache ein, wie Sie glauben, aber sorgen Sie dafür, dass dieser *Monsieur* mitfährt.“

Mein Freund wartete bei der Türe, als ich herauskam. Wir kletterten gemeinsam auf den Lastwagen und eine Minute später fuhren wir bereits die Landstraße hinunter.

Ich berichte von diesem auf den ersten Blick eher unbedeutenden Ereignis, weil ich denke, dass mein Schicksal sonst einen völlig anderen Verlauf genommen hätte.

Während der Fahrt kam heraus, dass „unser“ Arzt seine eigenen triftigen Gründe hatte, mich bei seiner Wahl auszuschließen. Nach meinem Freund lau-

tete die Geschichte folgendermaßen: Der Arzt, der die erste schmerzhaftige Begegnung mit den Banditen nicht vergessen hatte, hegte große Sorge, diese Leute würden seine Pläne durchkreuzen. Er befürchtete, sie würden die Abfahrt des Wagens verhindern, vielleicht indem sie die Reifen zerstachen oder den Kraftstoff abließen. Und da er annahm, das Trio wolle sich an mir rächen, wollte er sie nicht dadurch reizen, dass er mir „seine Gunst“ erwies.

*

Wir fuhren hauptsächlich in westlicher Richtung, der Verkehr war schwach. Die Fahrzeuge, die wir überholten, waren vollgepackt mit Menschen und ihrer Habe, Hausrat war mit Stricken und Drähten festgezurrt, darüber türmten sich Decken, Federbetten und Matratzen.

Gegen Mittag gab es ein kurzes Gewitter, das uns im offenen Lastwagen schauern ließ, doch die Sonne kam wieder heraus und trocknete gemeinsam mit dem Fahrtwind unsere Kleider.

Kurz vor unserem Ziel, dessen Namen ich vergessen habe, kamen wir an eine Nord-Süd-Verbindung, auf der wir Richtung Norden fahren sollten. Dies aber stellte sich als unmöglich heraus. Auf dieser Straße bewegte sich nämlich aller Verkehr Richtung Süden und nahm, Stoßstange an Stoßstange und Front an Heck, die gesamte Breite der Straße ein.

Aus der Höhe der Ladefläche hatte ich einen guten Überblick über die Straße und ihre Umgebung. Der Flüchtlingsstrom aus Nordfrankreich, Belgien und Holland, der in vier verschiedenen Geschwindigkeiten Richtung Süden floss, war ein einzigartiger und trauriger Anblick.

Da gab es die Spur für die Automobile. Sie waren am schnellsten unterwegs und bis zum Platzen gefüllt – wie jene, die wir auf unserem Ost-West-Weg gesehen hatten. Daneben war die Spur der langsameren Kraftfahrzeuge, der verbeulten Automobile und alten Lastwagen, die meist noch Anhänger zogen und ebenso überfüllt waren.

Dann gab es die Spur für hunderte verschiedene Arten von Wagen und Karren, die von Pferden, Maultieren, Eseln, Hunden, Fahrrädern, Ochsen und Traktoren gezogen wurden. Und dann gab es noch die Spur für Handwagen, die von einem Mann oder einer Frau geschoben wurden. Oben saßen oft ein oder zwei kleine Kinder, während die größeren Kinder daneben her wankten – schmutzig, abgerissen, müde und widerwillig.

Links und rechts der Straße, in den angrenzenden Wiesen, waren die gestrandeten Familien zerstreut. Hier war ein Auto von der Straße gedrängt worden, wahrscheinlich war das Benzin ausgegangen. Dort lag eine Frau im Gras und wurde von zwei Mädchen und einem Buben versorgt. Hier versuchten ein

alter Mann und seine Frau einen Reifen zu flicken. Ein umgestürzter Wagen lag quer und eine Familie mit Kindern lief rings um ihn herum.

Was für ein endloser Reigen aus Verzweiflung und Elend. Zehntausende flohen vor dem Terror eines grausamen, teuflischen Feindes. Sie hatten ihre Städte und Dörfer aufgegeben, wo sie seit Generationen gelebt hatten, um, verängstigt durch das Schicksal von Rotterdam und anderer Städte, Feuer und Tod zu entfliehen.

Ich fühlte mich zutiefst beschämt, weil ich mich wegen meiner eigenen Probleme so sehr gesorgt hatte. Vor meinen Augen erstreckte sich ein Ozean des Elends, so weit ich nur sehen konnte. Dagegen war mein Schicksal nur ein einzelner Tropfen und ich fühlte diesen Tropfen nun in den Ozean fallen, Teil davon werden, seine eigene Existenz und Bedeutung verlieren. Es war besser so zu fühlen, sinnvoller.

Meine Gedanken wurden unterbrochen, als unser Wagen wendete, um nach einer Ausweichroute zu suchen. Nach wenigen Kilometern fanden wir eine schmale Straße, die nach Norden abzweigte und der wir etwa eine Stunde folgten, bis wir wieder zur Hauptstraße zurückgelangten. Inzwischen waren wir nördlich unserer Zielstadt und konnten sie erreichen, indem wir mit dem südwärts strömenden Verkehr mitschwammen.

Am Rande der Stadt kam der Verkehr fast zum Erliegen. Unser Offizier entschied, dass wir den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen würden. Wir stiegen ab und schlängelten uns durch die kleine Stadt, bis wir zu einer großen Halle in einem südlichen Vorort gelangten. Sie sollte unser Quartier sein, bis, drei Tage später, der Rest unseres Lagers eintreffen würde. Vor der Halle wartete ein Offizier mit einer Wachmannschaft auf uns.

Es war eine gewaltige Halle. Die Ziegelwände waren gut zehn Meter hoch und mit Wellblech eingedeckt. Direkt unter dem Dach verlief eine Reihe kleiner Lüftungsschlitze. Es gab keine anderen Öffnungen oder Fenster, außer dem großen Einfahrtstor. Der Boden im Inneren bestand aus losem, tiefem, öligem Sand. Die Luft stank nach Öl und Benzin.

Das Tor wurde hinter uns geschlossen, der Offizier und die Wachen blieben draußen. Wir machten es uns im schmierigen Sand so bequem wie möglich. Von Zeit zu Zeit kamen andere Gruppen aus anderen Lagern herein und am zweiten Tag war die Halle bereits halbvoll. Das Hauptproblem war Wasser, das in dieser Stadt rar zu sein schien. Ich weiß noch, dass wir jeden Morgen pro zwölfköpfiger Gruppe eine Ein-Liter-Flasche mit Wasser erhielten. Ein bisschen davon wurde in eine Blechdose geleert und jeder durfte seine Finger eintauchen, um die Augen zu säubern. Der Rest wurde, genau bemessen, um die Mit-

tagszeit zum Brot ausgeteilt. Eine halbe Schale blieb als Notfallsration bis zum nächsten Morgen in der Flasche. All das, zusammen mit Dunkelheit und Schmutz, war unerträglich, aber wir waren trotzdem gut gestimmt. Unser Hiersein hatte ja einen Zweck, denn sobald unsere marschierende Gruppe einträte, würde es weiter in den Süden gehen.

Am dritten Tag änderte sich alles. Gegen Mittag gab es einen Luftangriff. Etliche Flieger kreisten in geringer Höhe über der Stadt. Der bedrohliche Lärm ihrer Maschinen brachte das Wellblechdach zum Vibrieren und die ganze Halle begann zu dröhnen. Dann explodierte eine Bombe ziemlich nahe von uns. Boden und Wände begannen wie bei einem Erdbeben zu wackeln. Das französische Luftabwehrfeuer schien die deutschen Piloten nicht besonders zu rühren, denn sie flogen weiterhin sehr niedrig. Es hörte sich an, als ob sie bereits fast das Dach berührten. Hatten sie vor, eine Bombe auf die Halle zu werfen? Wir rannten zu den Wänden, warfen uns in den Sand und zitterten. Zu denen, die in der Mitte der Halle blieben, riefen wir immer wieder: „Legt euch nieder! Neben die Wand!“ Die meisten taten es auch. Aber ein gutes Dutzend von ihnen rannte zum verschlossenen Tor und versuchte, es gewaltsam zu öffnen. Der Offizier vom Dienst kam herein und wies sie an, im Inneren zu bleiben, da dies sicherer sei. Einige befolgten dies, andere liefen davon. Andere wieder liefen wie verrückt in der Halle auf und ab. Der dröhnende Krach der Flieger kam und ging weiterhin direkt über unser Dach und vermischte sich mit den vereinzelt schwachen Geräuschen der französischen Luftabwehr. Die Explosion einer weiteren Bombe, ganz in der Nähe, ließ die Halle neuerlich wanken. Danach gab es drei noch stärkere Explosionen, die sich irgendwie anders anhörten als die bisherigen und dann waren die Flieger verschwunden.

Die erlittene Angst führte bei drei Leuten zu einem schweren Schock und sie waren durch nichts mehr zu beruhigen. Einer traf mit einer Flasche fast den Kopf des Arztes und ein anderer verletzte ernstlich einen der Wachmannschaft, indem er ihn gegen das Tor schleuderte. Alle drei wurden weggeholt, wahrscheinlich in ein Spital. Dieses traurige Ereignis machte großen Eindruck auf die anderen und eine Atmosphäre der Einkehr und Ruhe legte sich über die Halle.

In der Morgendämmerung des folgenden Tages kam der Rest unseres Lagers an, war jedoch ziemlich dezimiert. Beim Eilmarsch hatten viele zurückgelassen werden müssen, die nicht mehr in der Lage waren weiterzumarschieren. Unterwegs hatten sich alle auch des wenigen Gepäcks entledigt, mit dem sie losmarschiert waren. Alles in allem waren nun mehr als tausend Menschen in der Halle.

Meine Gedanken wurden während dieser drei Tage und Nächte von einer essentiellen Frage geplagt: Würde es überhaupt noch einen Zug geben? Als der

Kommandant verlaublich, dies sei die nächste noch funktionierende Bahnstation, war er sich dessen gewiss ziemlich sicher. Aber seit damals waren einige Tage vergangen und die deutschen Truppen waren vorgerückt. Ihr Vormarsch erfolgte nicht zu Fuß. Sie legten ein unerhörtes Tempo hin. Als wir noch im Lager waren und die Nachrichten des Tages hörten, nannten die Offiziere und einige der Wachen dies in trauriger und bitterer Ironie den „Bericht von der Tour de France“. Wie viel Hoffnung bestand unter diesen konfusen und sich ständig ändernden Umständen darauf, dass die Züge immer noch fuhren?

Durch das Bombardement wurden meine Hoffnungen noch mehr gedämpft. Welchen militärischen Zweck konnten die Deutschen in der Bombardierung dieser kleinen Stadt suchen, wenn nicht die Zerstörung der Bahnanlagen oder einer Brücke? Einige unserer „Experten“ waren sicher, dass die Explosionen, die wir nach der zweiten Bombe gehört hatten, von Öltanks, höchstwahrscheinlich in der Nähe Bahnhofs, herrührten.

Da der Rest der Gruppe nun hier war, würden wir die wirkliche Lage bald kennen. Ich war sicher, sie würden uns nicht einfach in der Halle festsetzen. Wenn die Bahnstation zerstört und die Deutschen nicht mehr weit waren, würden uns die französischen Behörden bestimmt freilassen, um uns die Chance zu geben, aus eigener Kraft zu fliehen. Sollten andererseits immer noch Züge verkehren, würden sie wohl jede Anstrengung unternehmen, sie sofort zu benützen, ehe es zu spät war. Das waren meine Überlegungen oder Spekulationen.

Doch die Stunden vergingen und nichts geschah. Immer wieder kontrollierten einige von uns durch die Risse in der Wand, ob die Wachen überhaupt noch da waren.

Endlich, gegen zehn Uhr morgens, wurde angeordnet, wir sollten uns zum Abmarsch fertig machen. Ziel wurde keines ausgegeben, doch kurz danach marschierten wir aus der Halle. Das grelle Sonnenlicht stach in unsere Augen. Nach dem tagelangen Dunkel in der Halle erschien draußen alles strahlend weiß und blendete wie Schnee.

Dann kam ein seltsames und überraschendes Erlebnis: Die Straße, die vor vier Tagen derart mit Fahrzeugen und Menschen verstopft gewesen war, sie war nun vollkommen leer. Nicht eine Menschenseele, nicht ein einziges Fahrzeug, nur unsere Marschkolonne.

Wir gingen durch die leeren Straßen der Vorstadt und kamen zur Hauptstraße im Stadtzentrum. Die Häuserreihen standen dort vollkommen unverändert und intakt, doch die Straße war menschenleer. Nichts bewegte sich, außer unserer Kolonne. Die Häuserfront zur Linken war in gleißendes Sonnenlicht getaucht, doch nicht ein einziges Gesicht zeigte sich in den Toren oder Fenstern.

Außer unseren Schritten war kein Geräusch zu hören. Es gab absolut nichts, was auf die Anwesenheit von Leben hinwies. Das Leben war fortgegangen. Der Himmel strahlte, die Sonne schien warm und die Luft stand still. Nur in weiter Ferne stieg geräuschlos eine dicke schwarze Rauchsäule senkrecht in den Himmel.

Unsere Kolonne marschierte weiter durch die helle, menschenleere und stille Straße. Ich hörte das dumpfe Echo unserer Schritte, meine Augen glitten über die geschlossenen Tore und Fenster zu beiden Seiten der Straße und blieben wieder an der schwarzen Rauchsäule, weit weg am Himmel, hängen.

Aber was war da zur Linken? Eine Statue? Eine Statue in einem Hauseingang? Nein, das konnte nicht sein. Während ich näher kam, sah ich, es war ein Mann – ein alter Mann, der in einem Hauseingang stand. Seine Knie waren leicht abgebogen, sein Rücken gekrümmt. Da stand er, regungslos und starrte auf unsere Marschkolonne, vielleicht aber auch auf gar nichts. Sein Gesicht war wie holzgeschnitzt, alt, starr. Seine Augen blickten ausdruckslos, sein Haar war weiß. Die Arme hingen vor ihm herab, die Brust hatte er nach vorne gebeugt. War das ein Mann, der zu alt gewesen war, um mit dem Rest seiner Familie davonzugehen? War er nun der einzige Mann in der Stadt? Der letzte? Was ging vor in ihm? War er glücklich, dass seine Familie rechtzeitig flüchten konnte? Oder war er traurig? Dachte er an seine Söhne und Töchter, an ihre Kinder? Oder an diese Stadt und ihre verödeten Straßen, an sich selbst? War er in Erwartung der feindlichen Okkupation mit Angst oder Bitterkeit erfüllt oder, weit darüber hinaus, einfach gleichgültig? Wusste er, wer wir waren? Kümmerte es ihn? In seinem Gesicht war nichts zu lesen. Es war unbewegt und ausdruckslos. Seine Augen waren leer.

Nachdem ich an ihm vorbeigegangen war, drehte ich mich noch mehrmals um. Er stand immer noch dort. Unbewegt.

Später sah ich eine Katze, die gerade die Straße überquerte. Als sie in der Straßenmitte war, hielt sie an und musterte uns für einen Augenblick. Danach setzte sie ungerührt ihren Weg zur anderen Straßenseite fort.

Wir hatten das Stadtzentrum bereits hinter uns gelassen und durchquerten einen Vorort. Die schwarze Rauchsäule stand immer noch vor uns in der Luft, war nun aber näher. Die Straßen waren leer wie zuvor und die Stille war dieselbe. Langsam ging es hügelaufwärts und ganz oben genossen wir eine überraschende Aussicht: Die Eisenbahnstation. Sie lag ein paar hundert Meter vor uns, mit ihrem weiten, kilometerlangen Schienennetz, das im Sonnenlicht glitzerte, während die aufgeheizte Luft flirrend über der ganzen Anlage lag. Alles schien intakt, keine Beschädigung, keine Störung war zu sehen. Aber auch der

ganze Bahnhof wirkte wie in Schlaf versunken. Absolute Ruhe, keine Menschen, keinerlei Bewegung außer dem Flirren der Luft in der heißen Sonne und dem schwarzen Rauch hinter dem Bahnhof, der immer noch steil in den Himmel stieg.

Ich konnte die vordere Hälfte unserer langen Kolonne sehen, wie sie den Hügel hinuntermarschierte. Sie wendeten sich leicht nach rechts in Richtung auf das eine Ende der Bahnstation. In dieser Richtung sah ich einen unglaublich langen Güterzug stehen. Ich konnte zwar keine Lokomotive sehen, aber es stand außer Frage, dass wir auf diesen Zug zumarschierten. Ein kompletter Zug, fertig zusammengestellt, stand dort auf dieser riesigen verlassenen Bahnanlage und wartete auf uns. In mir stieg Bewunderung und Dankbarkeit gegenüber unserem Lagerkommandanten auf, der – inmitten des tragischen Debakels der letzten Tage – all dies möglich gemacht hatte.

Nach nicht einmal einer halben Stunde, während wir still den Zug bestiegen, hörten wir die Lokomotive. Was für eine wunderbare Musik das war – der erste Pfiff. Ich fühlte, wie mehr als tausend Herzen vor Freude schneller schlugen. Als beim ersten Kontakt der Lok mit dem Zug Waggon an Waggon rumpelte und die rostigen Stahlfedern kreischend ächzten, erreichte unsere Aufregung den Höhepunkt.

In meinem Waggon waren wir vierzig Leute. Manche saßen auf ihren Rucksäcken, andere auf dem Boden. Nachdem die Schiebetüren von außen geschlossen waren und der Zug anfuhr, fragte jemand mit einem kleinen Notizbuch nach dem Datum und blickte auf die Uhr. Jeder schien die Bedeutung dieses Moments zu spüren. Der Mann mit der Uhr und dem Notizbuch wollte dies offensichtlich dadurch unterstreichen, dass er ihn schriftlich festhielt. Als ich hörte, wie ihm mehrere Leute das Datum sagten, löste es etwas in mir aus. Es klang irgendwie vertraut, so als ob ich es schon öfters gehört hätte, als irgendein beliebiges anderes Datum. Ich sagte die Worte zu mir selbst: „Der neunzehnte Juni...“ Was war so besonders am neunzehnten Juni? Aber dann zuckte es mir durch den Kopf – Mignons Geburtstag!

Mignons Geburtstag! Ich war so froh, so glücklich, so zufrieden. Nicht aus irgendwelchen bewussten Beweggründen, nicht wegen irgendwelcher Gedanken oder Träume, nein ich war einfach nur glücklich. Meine Gefühle begannen überzuschäumen. Ich wollte jedem erzählen: „Heute ist Mignons Geburtstag!“, doch ich musste mich zurückhalten. Die Leute hier hatten ihre eigenen Kinder mit ihren eigenen Geburtstagen. Was sollte Mignons Geburtstag ihnen bedeuten? So wünschte ich mir, allein zu sein, um wenigstens schreien oder singen zu können oder sonst etwas Närrisches zu tun, um meine grenzenlose Freude aus-

zudrücken. Aber ich musste rücksichtsvoll sein. Neben mir war irgendeine triviale Diskussion in Gang, an der auch ich mich dann und wann zu beteiligen hatte. Es ging darum, ob der Rauch, den wir gesehen hatten, von einem Öltank oder einem Getreidespeicher herrührte. Was ging mich die Ursache des Rauchs an? Es war Mignons Geburtstag! Ich wusste, Alice und Mignon hatten Paris verlassen und befanden sich außerhalb deutschen Zugriffs. Ich wusste, ich war auf dem Weg in dieselbe Richtung. Was konnte es noch zu wissen oder zu begehren geben? Nichts! Ich hatte absolut alles, worauf ich hätte hoffen können. Und alles war konkrete Realität in diesem speziellen Moment, an gerade diesem bedeutenden Tag, herausragend, einzigartig, anders – Mignons Geburtstag!

*

Wenn ich mich richtig erinnere, dauerte die Bahnfahrt vier Tage. Das meiste davon war erfreulich, vieles davon interessant. Die militärischen Kontrollen wurden schrittweise lockerer, wir konnten die Türen während der Fahrt offen lassen und während der häufigen Unterbrechungen herumspazieren oder neben den Gleisen im Gras sitzen. Ich genoss die liebliche und einladende Szenerie, durch die wir fuhren, gründlich: Die Wiesen, das Ackerland, geteilt durch Reihen hoher Bäume neben schmalen Bächen oder Wassergräben, die friedlichen stillen Täler und die sanften Hügel mit herrlicher Aussicht über die Landschaft.

Ich erinnere mich aber auch an einen Luftangriff durch zwei deutsche Flugzeuge, die tief über unseren Zug flogen, während wir uns in einiger Entfernung ins Gras warfen. Es geschah nichts, aber dieses Erlebnis machte viele von uns rastlos und ängstlich.

Ich erinnere mich auch noch an einen halbtägigen Aufenthalt, weil ein Zug vor uns von deutschen Fliegern mit Maschinengewehren beschossen worden war und die Leute alle Hände voll zu tun hatten, die Verwundeten zu versorgen.

Während der zweiten Hälfte unserer Fahrt, als der Zug in größeren Städten stoppte, brachten uns Leute oft Geschenke, meistens Wein und Früchte. Ich erinnere mich, wie die Wachen, als das erstmals geschah, erklärten:

„Für diese Leute sind Geschenke nicht erlaubt. Das sind keine französischen Flüchtlinge. Das sind Fremde. Sie befinden sich in Verwahrung.“

Aber die lokale Bevölkerung wollte diese Unterscheidung nicht gelten lassen. Für sie waren wir Flüchtlinge aus dem Norden und sie wollten uns ihre Sympathie zeigen. Später gaben die Wachen es auf sich einzumischen und die Kontrollen unserer Gruppe hörten gänzlich auf. Es hatte auch niemand den Wunsch „auszubrechen“. Jedes Mal, wenn der Zug nach einem verlängerten Aufenthalt wieder anfuhr, kamen die, die ausgestiegen waren, angerannt, um wieder in den Zug zu springen. Niemand wollte zurückgelassen werden.

Erst später, als wir in großen Städten Halt machten, verschwanden einige aus unserer Gruppe, um ihre Freiheit wiederzugewinnen. Als wir zum Beispiel einige Stunden lang in Bordeaux standen, mischten sich einige aus unserer Gruppe unter die Menschenmassen und waren einfach weg.

Am Ende der Reise wurden die Kontrollen wieder strenger. Wir verließen den Zug in Albi, im Département du Tarn, und bildeten eine Marschkolonne. Ich schloss daraus, dass wir bereits nahe am Ziel sein mussten und es zu Fuß oder mit dem Bus erreichen sollten. Wir standen etwa zwei Stunden lang auf dem Platz vor dem Bahnhof, umringt von einer Schar Neugieriger und Passanten, die uns Fragen stellten und ihre Dienste anboten. Ich benutzte den Aufenthalt, um ein Paket Postkarten zu bekommen und schrieb Alice postlagernd in alle Städte, die ich für sie beim letzten Zusammensein in Paris aufgelistet hatte.

Am frühen Nachmittag erreichten wir dann unser endgültiges Ziel, ein neu errichtetes Lager, etwa fünf Kilometer außerhalb von Albi. Es war ursprünglich als Lager für deutsche Kriegsgefangene errichtet worden.

Wir wussten zu dieser Zeit bereits, dass Frankreich um Waffenstillstand gebeten hatte und man nahm allgemein an, dass dieser südliche Teil Frankreichs vorläufig von deutscher Besetzung verschont bleiben würde. Daher schien mir das Lager als neue, zeitweilige Heimat in relativer Freiheit und Sicherheit.

Wir waren hier etwa tausend Menschen, unter ihnen nur noch eine kleine Gruppe aus unserem Lager im Norden.

Nachdem den ersten paar Tagen wurden die Leute ungeduldig und nervös. Der Krieg war „vorbei“ und allen ging es nun darum, ihre persönliche Freiheit wieder zu erlangen. Vor allem wollten sie aus dem Lager heraus und nach ihren Familien suchen.

Aber die Kontrollen waren sehr streng. Das Militärpersonal des Lagers behandelte uns wie Kriegsgefangene. Wir durften Post verschicken, aber die Leute wussten nicht, wohin sie schreiben sollten. Sie wussten nicht, wo ihre Familien waren. Mit jedem Tag, der vorbeiging, wurde die Atmosphäre im Lager bedrückter, gespannter und gehässiger.

Ich fuhr damit fort, meine tägliche einseitige Korrespondenz an meine Liste von Städten zu versenden. Vom dritten Tag an erwartete ich gespannt wenigstens ein paar Worte von Alice. Fünf Tage waren bereits vergangen, ohne dass ich Antwort erhalten hätte und ich war bereits so niedergeschlagen wie meine Mitgefangenen. Anders als sie hatte ich aber nicht den dringenden Wunsch, das Lager zu verlassen, denn das hätte mir gar nichts geholfen. Wenn Alice in der unbesetzten Zone Frankreichs, in Spanien oder in Portugal war, dann würde mein Postsystem auch funktionieren.

Ich begann mir ernsthaft Sorgen zu machen. Konnte es sein, dass Alices Zug nicht weit genug südlich kommen konnte? Oder dass deutsche Truppen schneller gewesen waren? Ich stellte mir dutzende Fragen, was alles mit Alices Zug geschehen sein konnte. Ich suchte nach anderen möglichen Gründen, die Alice vom Schreiben abgehalten haben konnten. Während die Tage vergingen, häufte sich eine phantastische Anzahl von Möglichkeiten in meinen Gedanken auf. Es war entmutigend und so verwirrend, dass ich am Ende mit meinen Spekulationen noch einmal von vorne begann, doch diesmal auf systematischerer Basis.

Als erstes stellte ich eines fest: Wenn Alice meine Karten erhalten hatte, dann hatte sie auch geantwortet und ich hätte von ihr gehört.

Folglich, so gingen meine Überlegungen weiter, hatte Alice meine Karten nicht erhalten.

Warum aber hatte sie sie nicht erhalten?

Eines war klar: Hätte sie sie angefordert, also schriftlich darum angesucht, dann hätte man sie ihr zugeschickt und sie hätte sie bekommen. Somit war klar, dass Alice ihre Post nicht angefordert hatte.

Welchen Grund aber hatte Alice haben, die Post nicht anzufordern?

An diesem Punkt durchfuhr es mich wie ein Stromschlag: Ich hatte meine Post ja selbst nicht angefordert!

Das also war passiert! Da hatte ich so präzise Pläne gemacht, aber einen entscheidenden Schritt ausgelassen. Ich hatte festgelegt, wohin wir die Post an den anderen schicken sollten, aber nicht daran gedacht, dass wir umgekehrt auch dafür sorgen mussten, dass unsere Post zu uns kam. Warum sollte ich erwarten, dass Alice ihre Post anforderte, wenn ich die meine auch nicht anforderte?

Meine Hoffnung stieg mit einem Mal himmelhoch an. Ich sandte Telegramme nach Marseille, Toulouse, Bordeaux. Ich schickte Karten in diese Städte und jene ringsum, dass meine postlagernde Post an meine gegenwärtige Adresse weitergeleitet werden möge.

Ich weiß nicht ob es schon am folgenden Tag oder erst am Tag darauf war, aber ich erhielt einen Packen Postkarten, die von Marseille und Toulouse weitergeleitet worden waren. Alice und Mignon waren beide sicher und wohlauf. Sie waren in einer kleinen Stadt, keine hundertfünfzig Kilometer entfernt.

Zwei Tage später verschaffte ich mir durch Übersteigen des Drahtzaunes in einem entlegenen Winkel inoffiziellen Urlaub und begab mich vom Lager auf die Straße Richtung Albi. Ich hatte mir ausgerechnet, dass dies der frühestmögliche Zeitpunkt sein würde, an dem Alice hier eintreffen könnte und war auf dem Weg zum Bahnhof. Die Straße war gepflastert, aber es gab keinen Verkehr.

Es war ein wunderschöner sonniger Tag. Ich war in beschwingter Ferienlaune, voll der Erwartung, ging bewusst langsam und genoss jeden Schritt, das helle Sonnenlicht, den blanken Himmel und die weite Landschaft.

Während ich in lässiger Manier vor mich hin schritt, traf ich auf einen Offizier und eine Wache, beide auf Fahrrädern. Ich erkannte sie als Angehörige des Lagerpersonals, hielt es aber für unwahrscheinlich, dass sie mich kannten, denn ich war ja bloß einer von Tausend. Wir grüßten einander, ohne stehen zu bleiben. Mein Französisch war inzwischen ziemlich gut und ich dachte, sie könnten mich leicht für einen Einheimischen halten. Doch nach einer Weile waren sie wieder da und stiegen ab.

„Als sie diese Straße entlang gingen“, begann der Offizier, „sind Sie da vielleicht an einem Gefangenenlager vorbeigekommen? Soviel ich weiß, gibt es eines an dieser Straße.“

„Ja, da gibt es ein Lager, aber ich glaube nicht, dass es ein Gefangenenlager ist.“

„Sind sie auf Ihrem Weg daran vorbeigekommen?“

„Nein, vorbeigekommen bin ich nicht“, sagte ich.

Und da er mich verwundert anschaute, ergänzte ich: „Ich komme aus dem Lager und ich weiß, dass auch Sie von dort sind.“

„Nun“, sagte der Offizier, „für den Fall, dass Sie nicht von dort sind, wollte ich Sie nicht beunruhigen, aber ich musste es herausfinden.“

„Und wie weit werden Sie mich beunruhigen, nun da Sie wissen, dass ich aus dem Lager komme?“

„Wir werden Sie überhaupt nicht beunruhigen, wenn Sie uns einfach Ihren Pass zeigen“, antwortete er im selben freundlichen Ton.

„Ich fürchte, da ersuchen Sie mich um etwas Unmögliches“, sagte ich.

„Wie sind Sie dann herausgekommen?“

„Das ist mein Geheimnis.“

„Ich fürchte, das werden Sie mit mir teilen müssen.“

„Ich werde Ihnen den geheimen Ausgang mit großem Vergnügen zeigen, sobald Sie ihn selbst benötigen.“

Er lachte herzlich und sagte dann: „Es tut mir leid, aber ich fürchte, wir werden Sie ins Lager zurückbringen müssen. Wohin wollten Sie?“

„Ich hatte geplant, zum Bahnhof zu gehen, um meine Familie zu treffen.“

„Wo? In Paris?“

„Nein, am Bahnhof, hier in Albi.“

„Ihre Familie ist hier am Bahnhof? Wie kommt das?“

Ich erzählte es ihm.

„Sie Glücklicher“, sagte er. Ich wollte, ich könnte meine Familie so bald sehen. Ich wäre schon glücklich, wenn ich nur wüsste, dass sie hier wäre.“

Er dachte kurz nach und fügte dann hinzu: „Gut, gehen Sie weiter, aber bis zum Abendappell sind Sie zurück. Und benützen Sie auf dem Rückweg nicht ihren geheimen Eingang, benützen Sie das Tor.“

„Ich werde tun, was Sie sagen.“

„Ich werde Sie danach auf irgendeine Art bestrafen müssen.“

„Ich werde darauf gefasst sein.“

Wir tauschten Grüße, wünschten uns alles Gute und ich ging meinen Weg weiter, während sie in die andere Richtung radelten.

Wenig später sah ich von weitem ein kleines Mädchen entgegenkommen. Als sie näher kam, sah ich, dass sie ein Wägelchen schob. Vage begann es mir zu dämmern. Konnte das sein? Ich ging schneller. Ja, das kleine Mädchen war Alice! Und da, im Kinderwagen, das war Mignon.

Alice war ganz schön dünn geworden, aber gesund, blühend und sie strahlte vor Aufregung und Glück. Die gewaltige Aufgabe, die sie vor vier oder fünf Wochen übernommen hatte, war nun erfüllt.

Mignon kletterte aus dem Wagen, um mir zu zeigen, wie sie ihn selbst schon einige Schritte weit schieben konnte.

Wir nahmen einen kleinen Weg neben der Straße und gingen über Wiesen bis zu einem Flüsschen. Im Schatten der Bäume setzten wir uns auf eine Bank, bei der das Wasser sich in einen stillen Teich ergoss.

Wie gut erinnere ich mich an diesen Platz! Es war ein kleines Paradies. Der Himmel strahlte, das Wasser war seicht und klar, das Flussbett und die Ufer zu beiden Seiten waren mit Kies bedeckt.

Nichts erinnerte hier an die Welt da draußen, nichts zeigte an, dass diese Welt voll Elend und Krieg war. Nur das Singen der Vögel unterbrach die friedliche Stille.

Da saßen wir, Alice und ich und sahen Mignon mit den Kieselsteinen spielen. Immer wieder warf sie einen Kiesel ins Wasser und dann warteten wir alle auf das „Platsch“ und verfolgten die kleinen Wellen, die über die Wasserfläche huschten...

ALBI

Nach meiner Rückkehr erhielt ich die Erlaubnis, das Lager während der nächsten drei Tage für täglich vier Stunden zu verlassen. Wir verbrachten die Zeit gemeinsam und freuten uns darüber, unsere Aufgabe erfolgreich zu Ende geführt zu haben. Unser Traum war Wirklichkeit geworden. Wir waren viel zu glücklich mit der Gegenwart, um uns wegen der Zukunft zu sorgen.

Alice erzählte mir, wie sie in Paris mindestens einmal täglich, manchmal sogar zweimal, auf die *Préfecture* gegangen war, um ihre Reiseerlaubnis zu bekommen. Wie sie Mignon immer mitgetragen hatte. Wie sie die Erlaubnis am Ende gerade noch rechtzeitig bekommen hatte, um am Abend des deutschen Einmarsches den letzten Zug aus Paris zu erreichen. Und wie schwer es gewesen war, in diesen letzten Zug hineinzukommen.

Einmal hatte es einen Luftangriff gegeben, während der Zug in einem Bahnhof halt machte. Mignons Kinderwagen war verloren gegangen, als sie im ärgsten Durcheinander in einen Schutzraum geflüchtet waren. Von da an musste sie Mignon auf ihren Armen tragen. Erst am Vortag unseres Wiedersehens war es ihr gelungen, einen neuen Kinderwagen aufzutreiben. An einem Tag war Alice krank gewesen, wahrscheinlich von all den Aufregungen und Anstrengungen, und im Zug hatten sich inzwischen andere Reisende um Mignon gekümmert.

Ihr Bericht beeindruckte mich durch zwei Besonderheiten, die ab dem Tag, da wir uns im Pariser Hotelzimmer verabschiedeten, all ihr Handeln bestimmt hatten. Die erste war, dass sie niemals überlegt hatte, ob eine bestimmte Aufgabe über die Grenzen ihrer physischen Kraft hinausginge. Sie tat einfach, was getan werden musste. Die zweite war, dass sie niemals ihre Zuversicht verloren oder auch nur daran gezweifelt hatte, dass unser Plan aufgehen würde. In all der Zeit war sie stets davon überzeugt gewesen, dass wir am Ende wieder in Sicherheit zusammen sein würden. Das war die Grundlage, auf der sie erreicht hatte, was wir nun gemeinsam feiern konnten.

*

Während der ersten Tage in Albi waren Alice und Mignon in einer der städtischen Schulen untergebracht, die als provisorische Notquartiere für die Flüchtlinge aus dem Norden eingerichtet worden waren. Die Schulbänke hatten Feld-

betten Platz gemacht, so dass jedes Klassenzimmer ein paar Dutzend Menschen aufnehmen konnte.

Später gelang es uns, von einer netten, sympathischen Vermieterin, die eine Studentenherberge betrieb, ein Privatzimmer zu bekommen. Dort konnten Alice und Mignon es sich gemütlich machen und sich von den Anstrengungen der vorangegangenen Wochen erholen.

Mein Status im Lager hatte inzwischen eine formale Änderung erfahren. Meine Meldung als Freiwilliger, die ich zu Beginn des Krieges abgegeben hatte, war inzwischen bearbeitet und ich war formell zur Armee eingezogen. Das brachte praktisch keinerlei Änderungen für mich, außer dass ich ab nun eine Uniform tragen musste und mir jeden Tag einige Stunden Urlaub zustanden.

In der Zeit zwischen meiner Dienstverpflichtung und der Zeit, als meine Uniform eintraf, gab es einige kleine Probleme. Ich erinnere mich, wie mich mein Kommandant einmal zurückholte, als ich gerade das Lager verließ.

„Wo gehen Sie in diesem Zustand hin?“, fragte er.

„In die Stadt, *mon Commandant*.“

„Ist Ihnen bewusst, dass Sie Angehöriger der französischen Armee sind?“

„Ja.“

„Daraus erwachsen Ihnen bestimmte Verpflichtungen.“

„Das ist mir klar, obwohl ich nichts sehe, wodurch ich nun, da der Krieg vorbei ist, von Nutzen sein könnte.“

„Aber in jedem Fall müssen Sie den Vorschriften Genüge tun.“

„Das ist mir bewusst.“

„Nun, dann: Ein Soldat verlässt die Kaserne nicht im Pyjama.“

Nun war mir klar, worauf er hinauswollte, denn ich trug einen Sommeranzug aus Leinen.

„Ich weiß, dass ein Soldat Uniform trägt“, antwortete ich, „aber meine ist noch nicht eingetroffen.“

„Dann müssen Sie natürlich Zivilkleider tragen. Aber trotzdem können Sie die Kaserne nicht im Pyjama verlassen. Jedenfalls nicht als Angehöriger der französischen Armee.“

„Im Pyjama würde ich in keiner Eigenschaft das Haus verlassen.“

„Aber in diesem Moment tragen Sie einen Pyjama.“

„Ich trage einen Sommeranzug, *mon Commandant*.“

„Ich sage, dass das, was Sie da tragen, ein Pyjama ist und dass ich Sie so nicht hinauslassen kann.“

„Ich verstehe das Problem, *mon Commandant*. Darf ich um eine Definition von Pyjama bitten?“

„Ein Pyjama ist die Kleidung, in der man schläft.“

„*Mon Commandant*, ich habe Soldaten auch schon in Uniform schlafen gesehen. Ich denke, wir brauchen eine etwas präzisere Definition, wenn ich den Vorschriften Genüge tun soll.“

An diesem Punkt warf er die Arme in die Höhe und stimmte ins Lachen der umstehenden Offiziere ein.

„Gut“, sagte er, „dann gehen Sie – in Ihrem Sommeranzug.“

Wenige Wochen nach meiner Verpflichtung begann die allgemeine Demobilisierung. Irgendwann Anfang August war ich abgerüstet und wieder mit Alice und Mignon zusammen.

Ich war nun vollkommen frei und konnte wieder beginnen, unsere Zukunft zu planen. Das nächste Konsulat der USA war in Marseille. Ich hatte schriftlich ersucht, meine Akte von Paris nach Marseille zu transferieren. Danach fuhr ich hin, um zu prüfen, wie die Lage war.

Ich nahm den Nachtzug nach Marseille und verbrachte einen vollen Tag vor dem Konsulat, denn dort wartete eine Menge von mehreren hundert Menschen, was die Kapazität des Gebäudes überstieg. Immer wieder kamen Beamte auf die Straße heraus, riefen Namen auf oder beantworteten Fragen. Ich erreichte überhaupt nichts, außer dass ich erfuhr, dass nach wie vor Visa ausgegeben würden, dass ich so lange warten müsse, bis man mir eine schriftliche Einladung schicke, vor dem Konsul zu erscheinen und dass es bis dahin, angesichts des gewaltig anwachsenden Arbeitspensums des Konsuls, lange dauern würde.

Inzwischen richteten wir uns in Albi soweit ein, dass ein mehr oder weniger normales Leben möglich war. Etliche Kollegen und eine ganze Universität aus dem Norden waren temporär nach Albi verlegt worden und so konnte ich mich beruflich wieder ein bisschen betätigen. In unserer Freizeit genossen wir die Ausflüge in die Berge rund um die Stadt.

Mignons Apparat musste wieder durch einen normalen Gips ersetzt werden und ich bastelte einen Spezialwagen, in dem sie trotz ihres Gipses bequem sitzen und sich an unseren Ausflügen erfreuen konnte. Eines Tages, wir waren auf dem Gipfel eines kleinen Berges angelangt, zeigte ich ihr den gegenüberliegenden Gipfel als unser nächstes Ziel und Mignon sagte: „Aber wir werden nicht bis ganz hinauf gehen, oder?“

„Warum nicht? Wenn wir dort oben sind, können wir die andere Seite sehen und zurückschauen, dorthin, wo wir jetzt stehen und schauen, wie es von dort aussieht.“

„Aber“, sagte Mignon, „wir werden uns tief bücken müssen, oder wir werden uns den Kopf am Himmel stoßen. Der Himmel berührt ja fast schon den Berg.“

Für Mignon, die damals, an dem denkwürdigen Tag in der Eisenbahn, drei Jahre alt geworden war, bedurfte es keiner weiteren Erklärung.

Unter der Oberfläche dieses normalen Lebens fühlte ich ständig die heranahende Bedrohung, die der allgemeinen Lage innewohnte. Ich war nahezu überzeugt davon, dass Deutschland früher oder später auch den Süden Frankreichs einnehmen würde, sollte es zuvor nicht besiegt werden. Allgemein ging man davon aus, dass Deutschland die Kontrolle über die französische Flotte brauchte, weil diese für den Krieg gegen die britischen Inseln als dringend nötig erachtet wurde. Folglich, dachte ich, wartete Deutschland nur auf den Tag, an dem eine Besetzung Südfrankreichs die französische Flotte als Beute mit sich bringen würde.

Da ich in unseren Angelegenheiten beim Konsulat der USA außer Warten nichts tun konnte, versuchte ich, die Zeit schneller vergehen zu lassen, indem ich mich stets beschäftigte.

Es war Winter geworden und ich entsinne mich, dass wir zu einer Weihnachts- oder Neujahrsveranstaltung eingeladen waren, die von einer großen Flüchtlingsgruppe aus dem Elsass durchgeführt wurde. Durch die vereisten Straßen blies beißender, starker Wind, aber die Aufführung war den Anmarsch wert. Zum ersten Mal seit März 1938, seit fast drei Jahren, waren wir wieder in einem Theater. Mignon war fasziniert. Es tat Alice und mir gut, wieder einmal die *Marseillaise* zu hören, die vom zahlreichen Publikum mit offensichtlicher Zuversicht und großem Stolz gesungen wurde und es war beruhigend, dieses beeindruckende Frankreich zu sehen, zu hören und zu fühlen. „Elsass ist französisch“ war ein weiteres machtvolleres Lied, das diese Leute mit deutscher Zunge, aber französischer Mentalität und Kultur, intonierten.

In unserer Herberge ließ sich ein weiterer Aspekt des Lebens nicht durch Krieg und Niederlage unterkriegen: Die Atmosphäre war erfüllt von Gefühlen, Hoffnungen und Träumen heranwachsender Jugendlicher. Sorgloses Gelächter, Tanzmelodien und Liebeslieder erfüllten die Luft. Die jungen Universitätsstudenten lebten in einer eigenen Welt, die sich von äußeren Umständen nicht beeinflussen ließ.

Albi, die Hauptstadt des Département du Tarn, war praktisch eine Flüchtlingsstadt geworden, in der es mehr Flüchtlinge aus dem Norden gab als eingewohnte Einwohner. Die Flüchtlinge waren nach ihrer Herkunft in verschiedenen Gruppen organisiert: Holland, Belgien, Nordfrankreich, Elsass, Paris und so weiter. Wir gehörten zur Pariser Gruppe. Bei der Stadtverwaltung war für Flüchtlinge eine große Abteilung eingerichtet worden, die sich um deren spezielle Angelegenheiten kümmerte. Es gab eigene Ausschüsse für Unterbringung,

Verpflegung, Finanzielles, Soziales und Gesundheit. Es gab selbst einen eigenen Ausschuss, um nach versprengten Familienangehörigen zu suchen.

Verpflegung und allgemeine Versorgung waren ein großes Problem geworden. Die ursprünglichen Vorräte waren durch die viel zu große Bevölkerung schnell aufgebraucht und neue Vorräte kamen nicht. Es gab extremen Mangel an Getreideprodukten wie Mehl und Brot, an Fett, Fleisch, Butter, Öl, Seife, Kerzen und Zucker. Nichts davon war auf dem freien Markt zu haben, manches davon nur in kleinen Mengen durch das Rationierungssystem.

Ein anderes Problem war die Unterbringung. Eines Tages kamen zwei Damen des Wohnungsausschusses, um unser Zimmer zu inspizieren. Kurz bevor das Paar, das die Herberge säuberte und betreute, sein erstes Baby bekam, hatten wir mit ihnen Zimmer getauscht und bewohnten nun einen ungewöhnlich kleinen Raum. Es war gerade genug Platz für zwei Betten und einen kleinen Herd, der mit Holz befeuert wurde. Nicht einmal für einen Sessel wäre Platz gewesen. Aber in dieser überlaufenen Stadt waren wir auch mit der winzigen Unterkunft vollkommen glücklich.

Ich rasierte mich gerade, als die beiden Damen hereinkamen. Sie blickten sich um und wirkten zufrieden. Als sie aber den kleinen Herd sahen, schauten sie sehr missbilligend. Das hatte ich erwartet, da ich über die unmittelbare Nähe des Feuers zum Bett schon von dem Moment an besorgt gewesen war, als wir den Raum bezogen. Ich war darauf vorbereitet, ihnen zu versichern, wie bewusst uns die Gefahr war und wie verantwortungsvoll und sorgsam wir uns verhielten. Als aber eine der beiden das Wort ergriff, sagte sie nur: „Ist dieser winzige Herd denn wirklich alles, was Sie zum Kochen haben?“

Mit meinem eingeschäumten Gesicht musste ich meine ganze Willenskraft aufbringen, nicht laut herauszulachen.

„Ja“, sagte Alice, „aber das reicht schon.“

„Dieses winzige Öfchen, mit nur einer Kochstelle? Das reicht, sagen Sie?“

Ich kämpfte immer noch mit dem Lachen, wischte mir den Seifenschaum von den Lippen und sagte: „Wir halten es üblicherweise geschlossen. Dann passen gerade zwei Pfannen darauf.“

„Und zwei Pfannen“, bohrte die Frau weiter, „sind genug, dass Sie ihre Mahlzeiten kochen?“

Aber ohne eine Antwort abzuwarten, wendete sie sich ihrer Begleitung zu: „Dieses kleine Öfchen, für drei Leute! *C'est impossible! Impossible!*“

„*Impossible!*“, stimmte die andere zu.

„Hören Sie, *Madame*“, sagte die erste zu Alice, die Inspektion damit zu einem Abschluss bringend, „Sie müssen in ein größeres Quartier ziehen, wo Sie mehr Platz zum Kochen haben.“

„Hören Sie, *Mesdames*“, wandte ich mich nun an beide, „Sie dürfen versichert sein, dass wir jede einzelne Möglichkeit versucht haben, einen größeren Raum zu bekommen. Aber da dies unmöglich war, sind wir glücklich, dass wir diesen hier haben. Es ist besser als nichts.“

„*Mon cher monsieur*“, erwiderte die wortführende Dame, „ich zweifle nicht daran, dass Sie diesen Platz als *impossible* empfinden und sich folglich bemüht haben, etwas Passenderes zu finden. Aber wir vom Ausschuss für Wohnungswesen werden die Stadtverwaltung in Kenntnis setzen, dass Sie bessere Unterbringung benötigen. Hier ist meine Karte, gehen Sie damit zur Stadtverwaltung und man wird sich der Sache dort annehmen. Versprechen Sie mir, dass Sie dies morgen Früh tun werden!“

„Sie haben mein Wort“, sagte ich und bedankte mich.

Als die Besucher gegangen waren, meinte ich zu Alice:

„Ich glaube, der einzige Effekt dieser Inspektion ist, dass ich nun, da der Schaum so lange auf mein Gesicht einwirken konnte, eine glatte Rasur haben werde. Diese beiden Damen scheinen auf dem Mond zu leben. Erinnerst du dich, dass wir in solch kleinen Räumen sechsköpfige Familien hausen sahen, als wir uns noch selbst umschaute?“

Doch ich entschloss mich, die Stadtverwaltung aufzusuchen, um die beiden Damen vom Wohnungswesen zufrieden zu stellen. Dort gab man mir drei Adressen und sagte, am kommenden Mittwoch würde es eine Liste „neuer Requirierungen“ geben, sollte keine der drei verfügbar oder zufriedenstellend sein.

Zwei der drei Wohnungen waren tatsächlich bereits vergeben und die dritte stellte sich als ein alter Holzschuppen heraus, den wir nicht als Verbesserung unserer Situation erachteten. Aber bei der zweiten Partie von Adressen fanden wir ein frisch requiriertes Häuschen, mitten in einem Weingarten, ziemlich außerhalb der Stadt. Wir fanden sofort Gefallen an diesem Platz. Es war ideal für Mignon, denn sobald der Winter vorbei war, würde sie draußen spielen können. Es war ein zweigeschossiges Ziegelhäuschen mit zwei Räumen in jeder Etage und hatte noch nie als Behausung gedient. Es gab weder Gas noch Elektrizität, aber im Erdgeschoß eine Feuerstelle.

Die Besitzer, die gut fünfzehn Kilometer entfernt wohnten, waren über die Requirierung des Gebäudes gar nicht glücklich. Sie hatten Angst, die Mieter würden den Weingarten oder die Obstbäume beschädigen. Aber ich dachte, wir täten ihnen nichts Gutes, wenn wir uns durch sie davon abbringen ließen, hier einzuziehen. Früher oder später wäre eine Familie mit einem Haufen Kindern gekommen, die von den Früchten kaum fernzuhalten gewesen wären.

Bei der Stadtverwaltung sagte ich, dass wir das Häuschen unbedingt nehmen wollten, vorausgesetzt, drei Probleme würden geregelt. Als erstes fehlte dort jegliche sanitäre Anlage. Ich würde eine errichten, vorausgesetzt ich bekäme die Erlaubnis, Baumaterial zu kaufen. Zweitens gab es nicht einen einzigen Einrichtungsgegenstand und ich würde die Erlaubnis brauchen, das Nötige zu beschaffen. Und drittens gab es kein Licht, daher sei die Erlaubnis für fortwährenden Bezug von Kerzen oder Öl vonnöten.

Sie versprachen, sich der letzten beiden Themen anzunehmen, wiesen das erste aber als völlig unerheblich zurück.

„Das Häuschen steht draußen am Land, wozu brauchen Sie dort Sanitäreinrichtungen?“, fragte der junge Mann. „Sie haben die komplette Umgebung. Ist Ihnen die nicht groß genug?“

„Das ist es ja“, sagte ich, „sie ist zu groß.“

Die Diskussion ging hin und her, aber wir konnten uns nicht einigen. So verblieben wir, dass ich in einer Woche wiederkommen solle und sie würden sehen, was sich in Sachen Licht und Möbel machen ließe.

Inzwischen war Alice schon vollkommen darauf eingestellt, dass wir in den Weingarten übersiedeln würden, während ich versuchte, ihren Optimismus zu dämpfen.

„Ich kann mir nicht vorstellen“, sagte ich ihr, „wie wir hier auch nur ein einziges Möbelstück auftreiben können sollten.“

„Ich bin sicher“, antwortete Alice, „die Stadtverwaltung wird uns die nötige Erlaubnis erteilen.“

„Vielleicht. Aber das wäre dann nur ein Stück Papier. Wir aber müssten immer noch das Möbelgeschäft finden, das etwas zu verkaufen hat. Das allermindeste was wir brauchen, sind Betten.“

„Ich würde lieber dort am Boden schlafen, als weiterhin in diesem winzigen Zimmerchen zu bleiben“, sagte Alice.

„Gut, dann brauchen wir wenigstens Matratzen und Decken. Aber all das war letzten September schon ausverkauft. Wir werden auch kein Holz für die Feuerstelle bekommen. Vergiss nicht, dort gibt es keinen Gasherd.“

Ich war skeptisch, doch Alice war weiterhin optimistisch.

Bei unserem nächsten Sonntagsausflug lenkten wir unsere Schritte fast automatisch zu „unserem“ Häuschen.

„Ist es das wirklich?“

„Es sieht so aus. Aber was ist das?“

Das Tor wurde von einem Stapel Bauholz blockiert, neues Bauholz, das bei unserem ersten Besuch nicht dort gewesen war.

Das ist das Baumaterial, schoss mir durch den Kopf. Ich hatte nur um Erlaubnis für den Einkauf gebeten, sie aber hatten gleich das Material geschickt, fertig vor die Tür geliefert. Wir waren fasziniert.

„Und was ist das?“

Gleich hinter dem Tor stand ein neuer Strommast. Wir spähten hinauf. Kabel liefen vom Mast zum Häuschen mitten in den Garten.

„Strom! Sie haben Strom eingeleitet!“

Da wir nicht durchs Tor konnten, ging ich zum Nachbargarten, um alles näher in Augenschein zu nehmen. Der Mann, der dort lebte, kam heraus und erzählte, dass einige Leute von der Stromversorgung den ganzen Tag und den ganzen Vortag gearbeitet hatten.

Schon am nächsten Tag „nahmen“ wir das Häuschen. Die Besitzer waren glücklich, jetzt, da ihr Eigentum kostenlos verbessert worden war.

Während ich damit beschäftigt war, das Holz vom Eingang wegzuschaffen, brachte ein kleiner Lastwagen die nächste Überraschung: Die Stadtverwaltung schickte uns Einrichtung. Ein Tisch, Sessel, Feldbetten, Matratzen, Decken, alles nagelneu. Und später brachten zwei Männer noch ein Geschenk von der Stadtverwaltung: einen fabrikneuen Küchenherd, den sie uns auch gleich installierten.

Eine Woche später zogen wir in unsere neues Heim. Jedes einzelne Einrichtungsstück hatte die Stadtverwaltung gestellt. Und da das Objekt „requiriert“ war, zahlte die Stadt sogar die Miete.

Früher, vor allem in Österreich, hatte ich über die Franzosen viel Abschätziges gehört. Angeblich waren sie liederlich, nachlässig, faul und hatten keinerlei Organisationstalent. Welch himmelhoher Unterschied zwischen diesen angepöbelten Unzulänglichkeiten und der effizienten Art, wie sie unter derart schwierigen Bedingungen Angelegenheiten zu regeln wussten. Um die Wahrheit zu sagen, hatten die Franzosen nicht die Disziplin und den Drill der Deutschen, aber wie in Albi deutlich zu sehen war, erreichten sie trotzdem mehr. Eine Verwaltung kümmerte sich hier vorbildlich um eine Bevölkerung, die sich in wenigen Wochen verdoppelt hatte und tat dies ohne die anderswo obligatorische Bürokratie und ohne Verletzung der individuellen Freiheiten. Wie war das möglich? Für mich lag das Geheimnis in der bei den Franzosen tiefverwurzelten Achtung menschlicher Werte und Würde.

*

Wenn ich mich recht erinnere, bekam ich bald nach unserer Übersiedlung, etwa im Jänner 1941, eine Mitteilung vom Konsulat der USA in Marseille und wir begannen wieder über unser eigentliches Ziel nachzudenken: Einreisevisa für die Vereinigten Staaten zu bekommen.

Ich nahm wieder den Nachtzug nach Marseille und wurde am Morgen zur angegebenen Zeit pünktlich auf dem Konsulat empfangen. Die Aussichten waren gut. Die Zahl der Ansuchenden war zwar rasch gestiegen, aber die Wartezeit wurde nur noch in Monaten gemessen. Das gab meiner Hoffnung ordentlich Auftrieb.

Da ich am nächsten Tag gleich noch einmal aufs Konsulat musste, um dort einige Formulare auszufüllen, schaute ich mich am späten Nachmittag nach einem Hotel um. Doch sie waren alle ausgebucht und bis knapp vor Mitternacht hatte ich noch keinen Platz gefunden, an dem ich bleiben konnte. So ging ich zum Bahnhof zurück und richtete mich darauf ein, die Nacht im Wartesaal zu verbringen.

Als ich vor dem Bahnhof aus der Straßenbahn stieg, fragte mich ein Gepäckträger, ob er sich meines Gepäcks annehmen dürfe. Ich verneinte zuerst, rief ihn dann aber zurück. „Ich würde Ihnen die Arbeit gerne überlassen, wenn Sie die Reisetasche in ein Hotel bringen können.“

„Ich bringe sie Ihnen, wohin immer Sie wollen“, versicherte er mir.

„Dann müssen Sie sie aber irgendwohin bringen, wo es noch ein Zimmer gibt.“

„Ein Hotelzimmer? Zu Diensten, mein Herr. Nichts ist leichter als das.“

„Aber ist das möglich? Ich habe doch schon überall gesucht.“

„Ich nehme an, Sie waren in den großen Stadthotels. Die sind sicher voll. Aber es gibt auch andere, kleinere, zweite Klasse. Wenn es Sie nicht stört, werde ich Sie zu einem dieser Hotels bringen.“

„Mich stört gar nichts, solange im Hotelzimmer ein Bett steht.“

Der Teil der Stadt, in den er mich brachte, hatte schmale und verwinkelte Straßen und jedes dritte Haus war ein Hotel. Er zeigte auf eines davon.

„Ich kenne die Leute hier“, sagte er, „sie sind anständig und ehrlich. Ich begleite Sie, damit Sie auch wirklich ein Zimmer bekommen. Wenn Sie alleine kommen, könnten sie für einen Polizeibeamten gehalten werden und die Hotelbesitzer ängstigen.“

Eine ältere Frau brachte mich zu einem Zimmer im vierten Stock. Sie schlug das Bett auf, um mir die Qualität der Matratze zu zeigen. Als ich das Bettzeug sah, war ich geschockt. Es war beinahe schwarz, als ob es jahrelang nicht gewaschen worden wäre. Sie sah meinen Widerwillen, strich mit der Hand übers Bettzeug und sagte: „Es ist schwarz, *Monsieur*, aber es ist sauber. Es ist gewaschen und gebügelt – aber ohne Seife. Es hat seit Monaten keine Seife mehr gegeben...“

Ich nahm das Zimmer. Es gab kein Bad im Haus, nur einen Waschraum im ersten Stock. In meinem Zimmer standen auf einem Sessel ein Krug mit Wasser

und eine kleine Waschschüssel. Als ich fragte, wo ich die Schüssel entleeren könne, sagte sie einfach „*par là*“ und deutete aufs Fenster.

Ich fühlte mich nicht sehr wohl, aber ich war müde und schlief rasch ein.

Am Morgen wurde ich durch Vogelgezwitscher geweckt. Es war ein sonniger Tag. Vom Gangfenster blickte ich eine Weile zur Straße hinunter. Ich sah hunderte Frauen und einige alte Männer vor einem Grünzeughändler Schlange stehen und geduldig warten, bis sie an die Reihe kämen. Sie schienen alle in guter Laune, lachten und schwatzten und auch ich fühlte mich glücklich. Glücklich über den frischen, sonnigen Morgen, glücklich über Marseille, das Konsulat, die Zukunft, kurz, glücklich mit allem.

Meine Formulare füllte ich im Straßengarten eines Cafés aus. Bevor ich zum Konsulat ging, stellte ich mich in einer Schlange noch um Zigaretten an. Auch hier waren die Leute vergnügt und gut gelaunt. Als ein junger Mann sich vorne hineinschwindeln wollte, traten zwei Mädchen heraus und riefen: „Hallo ihr, da hinten! Kommt und holt euren Freund! Er sucht einen guten Sitzplatz...“

Gleich kamen zwei Männer vom Ende der Schlange und nahmen den Bur-schen galant bei den Armen.

„Komm, junger Mann, wir haben einen Sitzplatz für dich reserviert“, sagte einer. Sie brachten ihn nach hinten und alle lachten.

Auf dem Konsulat war ich mit dem Fortschritt unserer Sache sehr zufrieden. Man wies mich an, einige unserer Papiere zu erneuern und einige zusätzliche Informationen beizubringen. Ich ging davon aus, dass wir im Spätfrühling oder im Sommer auf dem Weg in die USA sein würden.

Auf dem Weg zurück zum Bahnhof stachen mir die Überschriften der Zeitungen ins Auge, die von den Verkäufern ausgerufen wurden:

Grande défaite des Macaronis!

Défaite des Macaronis en Afrique!

Quatre-vingts-quinze mille prisonniers italiens faites par les Anglais!

Mein Herz war voll Freude. Endlich der erste Sieg der Alliierten!

*

Als wir uns in unserem Häuschen eingerichtet hatten, bestellten wir das Gepäck, das Alice beim Gepäcksdienst der Eisenbahn zurückgelassen hatte, als sie Paris verließ. Einige Wochen später war es da.

Es waren hauptsächlich die Koffer, die wir in unserem Hotel in Paris gehabt hatten. Sie waren alle aufgeschnitten und danach mit Stricken wieder verschnürt worden. Nichts fehlte, außer drei meiner Anzüge. An ihrer Stelle fand

ich drei französische Uniformen und ich konnte mir gut vorstellen, dass ein Offizier und zwei seiner Soldaten ihre Uniformen gegen Zivilkleider getauscht hatten, um der Kriegsgefangenschaft zu entgehen. Diese kleine Geschichte erfüllte mich mit großer Befriedigung – auch wenn sie mein einziger Beitrag zur französischen Verteidigung gewesen war.

Das wichtigste Stück der Sendung war aber Mignons Klappbettchen. Es war schon Frühling geworden und wir stellten es untermittags auf die Terrasse hinaus. Hier konnte sie, umgeben von einer Hecke wilder Rosen, die die Terrasse umrahmte und im Schatten des Weinlaubs, das das Dach der Terrasse bildete, in der frischen Luft spielen.

*

Immer noch konnten wir nichts tun als zu warten, so versuchten wir die Zeit so angenehm wie möglich zu verbringen. Ich weiß noch, wie wir drei stundenlang am Spätnachmittag oder Abend, umgeben von einer wahren Fülle an Wildrosen, auf unserer Terrasse saßen und den sanften Abendwind genossen. Hier nahmen wir auch unsere Mahlzeiten ein und verbrachten unsere Zeit lesend oder spielten mit Mignon. Bald war die Terrasse jedem von uns lieb und teuer geworden.

Hier lasen wir auch stets die Briefe von Alices Eltern, die uns regelmäßig über einen Mittelsmann in der Schweiz geschickt wurden. Aus dem Grundton der Briefe ging hervor, dass sie für sich die Hoffnung längst aufgegeben hatten, der Deportation entgehen zu können. Aber sie machten sich Sorgen um uns und hörten nicht auf, uns zur Flucht aus Europa zu drängen.

Was diese Briefe für Alice bedeuteten, geht vielleicht am besten daraus hervor, wie Mignon sich daran erinnert. Irgendwann später begann sie niederzuschreiben, was sie von unseren Erlebnissen in Frankreich noch wusste:

Es gab etwas, das bei meiner Mutter stets deutliche und vollkommen widersprüchliche Reaktionen auslöste: Ein Brief meiner Großeltern. Ich kann mich an meine Großeltern nicht erinnern, doch meine Mutter erzählte mir viel über sie. Ich wusste, dass wir in ihrer Nähe gelebt hatten, bis ich zwei Jahre alt war, dass wir sie in dieser Zeit oft gesehen hatten, dass sie uns sehr geliebt hatten, besonders mich, dass meine Großmutter oft Kleidung für mich genäht hatte, von der ich nach wie vor einiges besaß. Ich wusste nicht, warum wir sie verlassen hatten und nun so weit entfernt wohnten.

Es war eindeutig, dass meine Mutter ihre Eltern sehr vermisste und in Gedanken immer wieder bei ihnen war. Stets wartete sie auf Post von ihnen und wenn ein Brief kam, war sie überglücklich. War mein Vater außer Haus, wurden die Briefe nicht geöffnet, bevor er zurück war. Danach öffnete sie den Umschlag liebevoll und sanft und las den Brief laut vor. Ich weiß noch, dass ich vom Inhalt der Briefe kaum etwas verstand. Die Briefe

waren immer sehr lang und meine Mutter brach stets in Tränen aus, bevor sie noch bei der Mitte angekommen war. Ich konnte nie verstehen, warum.

Anfangs dachte ich, es läge an etwas, das im Brief geschrieben stand, vielleicht an irgendeiner Katastrophe, die beschrieben wurde. Ich versuchte herauszufinden, was geschehen, was nicht in Ordnung war, aber niemals konnte ich etwas herausfinden. Wenn der nächste Brief kam, hoffte ich inständig, wenn auch ohne große Hoffnung, dass diesmal nichts in dem Brief stehen würde, was meine Mutter unglücklich machen würde. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nie. Immer begann meine Mutter die Briefe in freudiger Erwartung zu lesen. Dann wurde sie langsam immer ernster und trauriger, bis sie am Ende nicht mehr in der Lage war, ihre Tränen zurückzuhalten. Danach verfiel sie in bedrücktes Schweigen, das lange anhielt, nachdem der Brief zu Ende gelesen war.

Ich kam zum Schluss, dass die Traurigkeit meiner Mutter nicht durch den Inhalt der Briefe bewirkt wurden, sondern, auf irgendeine seltsame und unverständliche Weise, durch die Briefe selbst – durch jene Briefe, die sie doch immer so hoffnungsvoll erwartete.“

*

Im Frühjahr 1942 kam keine Post mehr von Alices Eltern. Wir hörten dann von ihrer Deportation und wenig später bekamen wir die Bestätigung aus einer anderen Quelle. Danach schrieb uns eine dritte Person über die Details. Eines Nachts waren beide aus ihrer Wohnung abgeholt und weggebracht worden. Ich wusste, was das bedeutete und höchstwahrscheinlich wusste es auch Alice, doch sie gab die Hoffnung nicht auf. Ich aber wusste, dass es für Hoffnung keinerlei Grund mehr gab.

Diesen beiden alten Menschen, die ihr ganzes Leben bescheiden und mit harter Arbeit verbracht hatten, niemals an sich selbst denkend, stets nur daran, anderen zu helfen, die all ihre Energie zum Nutzen ihrer Gemeinschaft und ihres Landes eingesetzt hatten, diesen beiden Menschen war das grundlegende Recht auf Leben entzogen worden.

*

Wie schwierig es auch schien, uns mit diesen Tatsachen abzufinden, so war es doch geradezu ein Glück, vor allem für Alice, dass wir gezwungen waren, all unsere Aufmerksamkeit auf unsere unmittelbaren Probleme zu konzentrieren.

Während des Sommers, der das Leben eigentlich leichter machen sollte, war es so weit gekommen, dass Geld, außer für rationierte Ware, keine Kaufkraft mehr hatte. Die allgemeinen Rationen per Woche und per Person waren: 400 Gramm Brot, 100 Gramm Fleisch und 50 Gramm Fett. Gemüse war nicht rationiert und darum überhaupt nicht zu bekommen. Für Mignon gab es anstelle von Fleisch wöchentlich einen Liter Milch. Die Einheimischen schafften es, sich irgendwie durchzuschlagen, denn die meisten von ihnen hatten ein klei-

nes Stück Land oder einen kleinen Gemüsegarten, aber für die vierzig- bis fünfzigtausend Flüchtlinge in der Stadt wurde die Ernährung zum alles bestimmenden Problem. Wahrscheinlich gab es einen blühenden Schwarzmarkt, wo ausnahmslos jeder handelte, aber ich glaube kaum, dass meine Familie die einzige war, die dort nicht mittun konnte. Tausende andere Leute müssen in derselben Situation gewesen sein.

Im Weingarten rund um unser Heim war vom Besitzer fast alles Land, das nicht bebaut war, an Freunde oder Bekannte, die dort Gemüse anpflanzten, vermietet worden. Aber ein paar kleine Streifen waren immer noch frei.

Auf einem davon, nahe dem Eingangstor, hatte ich im Frühjahr versucht, Erbsen anzubauen. Ich wollte besonders schlau sein und hatte die ausgesäten Samen bis zu zehn Zentimeter mit Erde bedeckt, um besonders starke Pflanzen zu bekommen. Sie kamen nie an die Oberfläche. An einer anderen Stelle, vor unserem Küchenfenster, hatte ich eine Sorte von Frühbohnen gepflanzt, die *fève* hießen, bei denen ich mehr Glück hatte und die uns einen guten Monat lang ernährten.

An einer dritten Stelle, hinter unserem Häuschen, hatte ich Fisolen gepflanzt, die sich ebenfalls gut entwickelten und für den Spätsommer eine gute Ernte versprachen.

Während der Wochen nach der Ernte machten wir es wie tausende andere Leute und durchsuchten die Felder nach jeder einzelnen Ähre, die zu Boden gefallen war. So brachten wir es auf ein paar Kilo Getreide, hauptsächlich Weizen, die wir in der Kaffeemühle mahlten und kochten, wenngleich die Kaffeemühle dies nicht lange überlebte.

Die Bauern hätten uns sicher gerne geholfen, aber sie konnten nicht. Sie mussten ihre Ernte gemäß dem Rationierungssystem abliefern. Gerüchte besagten, dass ein Teil davon nach Deutschland ging.

*

Ich glaube, es war im Spätherbst 1941, als wir endlich erhielten, worauf wir schon so dringend gewartet hatten: Eine Einladung, beim Konsulat der USA in Marseille zu erscheinen, um unsere Einwanderungspapiere in Empfang zu nehmen. Welche Zauberkraft lag in diesem Stückchen Papier! Was für eine totale Änderung unserer Aussichten! Unser Hauptziel schien plötzlich erreichbar und alles andere reduzierte sich auf nahezu lächerliche Bedeutungslosigkeit.

Die Vorladung aufs Konsulat war für einen Tag im Dezember datiert. Es wurde geraten, Reisepapiere und französische Ausreisevisa bereit zu halten. Ich war sehr beschäftigt, die Papiere und alles, was sonst noch nötig schien, zu besorgen. Dann begann ich die Tage zu zählen. Bald würde ich mit Alice und Mignon in

die fröhliche, singende Stadt (so nannte ich Marseille) fahren und bald darauf würden wir auf dem Weg in unser neues Leben sein. Der Gruß *See you Saturday evening in New York*, der mich in Paris so entzückt hatte, wurde wieder Teil unserer Konversation. Wir konnten kaum begreifen, dass er bald auch für uns gelten würde. Fast schon zu schön, um wahr zu sein.

Dann kam Pearl Harbor.

Diese Tragödie, die so viele Menschenleben kostete, beendete unseren Traum. Kurz bevor unsere Befragung stattgefunden hätte, bekamen wir die Nachricht, dass sie abgesagt sei. Die USA befanden sich mit Deutschland im Krieg, wir waren nun Angehörige eines feindlichen Staates und unsere Einreise war anderen Regeln unterworfen. Diese würde eine neuerliche Verzögerung von zumindest einigen Monaten bewirken.

Nun, da unser Traum vorüber war, wurden wir wieder von den kleinen Sorgen in Anspruch genommen. Wir waren vor allem wegen des völligen Vitaminmangels in Mignons Speiseplan besorgt, da es überhaupt kein Gemüse gab.

Ende Jänner 1942 pachtete ich ein kleines Stück Land, um dort Gemüse anzubauen. Es war Ackerland, nicht gerade ideal für den Gemüseanbau, drei, vier Kilometer von unserem Heim entfernt und ohne Zugang zu Wasser. Alice und ich verbrachten all unsere freie Zeit, um die Anbaufläche vorzubereiten und zu bestellen. Im März begannen wir mit der Aussaat von Erbsen und Salat, dann mit Bohnen, Kohl, Tomaten und andere Gemüsen, aber dieser Frühling war besonders trocken und das Ergebnis all unserer Arbeit war – nichts.

Während dieser Zeit ging in unseren Visaangelegenheiten kaum etwas weiter, obwohl ich immer wieder Besuche in Marseille machte. Diese Besuche waren inzwischen immer riskanter geworden. In Paris und anderen Städten des Nordens hatte der Terror gleich nach der Besetzung begonnen, während die freie Zone bisher relativ friedlich geblieben war. Später gab es freilich mehr und mehr Gerüchte, dass die Verhaftungen und Deportationen auch auf die größten Städte der freien Zone, besonders auf die größte, auf Marseille, übergegriffen hätten.

*

Bei einem meiner Besuche im Dezember 1941 oder Jänner 1942 musste ich über Nacht bleiben. Ich ging wieder in die Gegend mit den engen Straßen und den kleinen Hotels und fand eines, das ein bisschen besser wirkte als das vorige.

Mitten in der Nacht wurde ich von Lärm auf dem Gang geweckt. Entfernt hörte ich Türklopfen und Stimmen, aber ich war viel zu müde, mich viel darum zu kümmern. Dann aber kamen die Geräusche näher. Sie kamen eindeutig von meinem Gang, nur ein paar Zimmer weiter. Ich hörte wiederholtes heftiges

Klopfen und eine laute, bestimmte Stimme. All das näherte sich, schnell wie der Wind.

Als mir dämmerte, was vor sich ging, fühlte ich mich wie gelähmt. Es gab drei laute Schläge an die Nachbartür, gefolgt von „Aufmachen! Polizei!“

Zur gleichen Zeit setzte sich auch das weiter entfernte Klopfen und Rufen fort.

Lautere Schläge an die Nachbartür folgten und darauf ein weiteres „Aufmachen! Polizei!“

Durch die dünne Holzwand, die unsere beiden Zimmer trennte, konnte ich meinen Nachbarn hören, wie er sich in seinem Bett aufsetzte.

Die Schläge und Rufe gingen weiter, immer ungeduldiger.

Nun hörte ich eine verzagte, zögernde Stimme antworten: „Ja...?“

„Los! Los!“, brüllte es von draußen, begleitet von weiteren Schlägen an die Tür.

„Ich komme schon. Ich komme ja schon“, antwortete mein Nachbar, kaum hörbar. Ich konnte es fast spüren, wie er seine Gedanken jetzt verzweifelt auf die Suche nach einem wundersamen Weg konzentrierte, der drohenden Verhaftung zu entkommen, die mit großer Sicherheit die Deportation bedeutete. Ich wusste, er saß immer noch im Bett und suchte krampfhaft nach einer Idee.

Das Klopfen hatte inzwischen aufgehört, die Polizisten oder Gendarmen oder wer auch immer vor der Türe stand, berieten sich untereinander. Dann gab es plötzlich einen lauten Krach und die Türe sprang auf.

„Aber ich komme! Ich komme ja schon!“, hörte ich den Nachbarn schnell rufen. Dann hörte ich, wie er sich eilig anzog und begleitet von den schweren Schritten der Polizisten sein Zimmer verließ.

Nun also würde ich an die Reihe kommen und ich wusste, es gab nichts, was dagegen zu tun war. Welche Gedanken und Gefühle durchströmten mich in diesen zwei, drei Minuten! Welch ein Wechsel in der Einstellung von Angst, Hoffnung, Verzweiflung, Aufbegehren, Widerstand und am Ende Unterwerfung unter die kalte Logik des Unvermeidlichen – ich versuche nichts davon zu beschreiben.

Aber die Schläge an meiner Türe blieben aus. Sie war die letzte auf dem Gang und nachdem sie meinen Nachbarn davongeschleppt hatten, verklang der Lärm ihrer Stiefel.

Den Rest der Nacht schlief ich nicht. Ich wagte mich auch nicht auf den Gang. Würden sie wiederkommen? Waren sie noch im Hotel? In den unteren Geschoßen? Im Morgengrauen bereitete ich mich aufs Gehen vor. Unten im Büro war der Besitzer, ein kleiner sympathischer, sehr alter Mann, unglücklich und erregt.

Ich fragte ihn, was in der Nacht losgewesen sei und er antwortete, dass „diese Dinge“ in letzter Zeit immer wieder passierten. Niemand wusste den genauen Zweck, aber Gerüchte besagten, die Razzien würden aufgrund deutscher Befehle durchgeführt. Dann sagte er: „Die haben aus Ihrer Etage jeden einzelnen mitgenommen – nur Sie nicht.“ Nach einer Weile fuhr er fort: „Kommen Sie mit, ich zeige es Ihnen.“

Er zeigte mir sein Gästebuch. Gut zwei Drittel waren mit rotem Bleistift angestrichen.

„Zuerst haben sie sie hier herausgesucht“, erklärte er, „und dann gingen sie sie holen. Alles Ausländer.“

Er blätterte zurück und zeigte auf meinen Eintrag, der nicht angestrichen war.

„Als sie zu Ihrem Eintrag kamen, fragten sie mich, ob Sie Franzose seien und ich sagte ja. Dann nahmen sie sich den nächsten Eintrag vor.“

Er tippte mit seinem Finger auf das Wort „Syrie“ und blickte mich an.

„Syrien ist Französisch, oder?“, fragte er.

„Ich glaube schon“, antwortete ich.

„Die wussten es nicht und darum haben sie mich gefragt. Stellen Sie sich vor...“

Ich hatte im Gästebuch als Geburtsland „Syrie“ eingetragen und die Nationalität leer gelassen. In ihrer Eile mussten sie Geburtsort und Nationalität vertauscht haben.

*

Ein anderes Mal musste ich in Toulouse einige Stunden auf den Zug nach Marseille warten. Ich ging ins Bahnhofsrestaurant, um die Zeit für eine Mahlzeit zu nützen. Drinnen war ein langer, mit einem Tischtuch gedeckter Tisch, der auf jeder Seite Platz für fünfzehn Personen bot. Die beiden Enden waren bereits besetzt und da ich nicht in der Stimmung für Gespräche war, nahm ich in der Mitte Platz, wo ich für mich allein war.

Ich hatte gerade begonnen, die Suppe zu essen, als zwei Leute zum Tisch traten: ein schlanker junger Mann, wohl gerade erst zwanzig geworden, in einer nagelneuen Offiziersuniform der deutschen Wehrmacht und ein eher gedrungener Mann in den Vierzigern, der Zivilkleidung trug. Der Ältere hatte einen Arm um die Schulter des Jüngeren gelegt und sie unterhielten sich auf Deutsch.

Da sie sich ausgerechnet mir gegenüber setzten, fühlte ich mich sehr unbehaglich. Nun saß ich mit einem deutschen Offizier am selben Tisch! Den Gedanken alleine hätte ich schon schwer ertragen, aber nun war es Wirklichkeit.

Sie hatten mir zugewinkt, als sie sich an den Tisch setzten. Ich hatte ihr Nicken erwidert und hoffte, dass sie des Französischen nicht mächtig wären und kein Gespräch beginnen würden.

Während sie die Speisekarte studierten, warf ich gelegentlich einen Blick auf sie. Der Ältere, vom Jüngeren als Onkel angesprochen, trug ein kleines Bärtchen und wirkte eher lässig. Aus ihrem Gespräch ergab sich, dass der Ältere ein Wehrmachtsoffizier auf Urlaub war, genauso wie der Neffe, der sich ebenfalls auf Urlaub befand.

Der Kellner kam, um die Bestellung aufzunehmen, doch sie versuchten ihm zu erklären, dass sie noch Freunde erwarteten und später bestellen würden. Kurz danach trafen zwei weitere Männer ein, ganz offensichtlich ebenfalls Offiziere in Zivilkleidung. Die beiden Männer mir gegenüber sprangen auf, salutierten und ließen als Grußformel eine laute Huldigung des Irren nachfolgen.

Es war das erste Mal, seit wir das Dritte Reich vor mehr als zwei Jahren verlassen hatten, dass ich diese Grußformel hörte. Und nun hörte ich es auf französischem Boden – in der „freien Zone“ Frankreichs. Ich fühlte, wie mir das Blut in den Kopf stieg.

Sie setzten sich alle nebeneinander, mit einem einzigen Mann als Gegenüber – und das war ich. Ich hatte keine Chance, zu flüchten. Ich konnte den Tisch, mitten während der Mahlzeit und ohne die Rechnung bezahlt zu haben, nicht gut verlassen. Um mir meine Gefühle nicht anmerken zu lassen, beugte ich mich über meinen Teller.

Sobald ich mich wieder halbwegs unter Kontrolle hatte, begann ich ihrer Konversation zu lauschen, die sich offenbar um den jungen Offizier drehte. Sein Onkel war eindeutig sehr stolz auf ihn und schien sich in der Rolle des freundlichen Förderers zu gefallen. Ich begann bereits, den Onkel als gutmütigen und eher kultivierten Menschen zu beurteilen und kam zum Schluss, dass ich den Mann nicht mit dem System gleichsetzen durfte. Mit dieser nüchternen Überlegung fühlte ich mich gleich etwas besser.

Dann ging die Konversation auf andere Themen über. Einer der beiden Hinzugekommenen deutete auf den jungen Mann und sagte: „Sie sind also in Paris stationiert?“

„Ja, seit sechs Monaten bin ich nun dort.“

„War es Ihnen denn auch möglich, den Exekutionen beizuwohnen?“

Er spielte wohl auf die jüngsten Massenexekutionen an, die die Wehrmacht durchgeführt hatte. Die französischen Untergrundkämpfer, die den Schutz und die Unterstützung der Bevölkerung genossen, waren sehr erfolgreich im Unterbrechen der deutschen Kommunikation und Versorgung und die Deutschen

vergalt dies mit Repressionsmaßnahmen gegen die Bevölkerung. Eine ihrer üblichen Aktionen bestand darin, auf der Straße nach Gutdünken eine Anzahl von Menschen gefangen zu nehmen und bei öffentlichen Hinrichtungen zu erschießen.

„Nein“, antwortete der junge Mann, „gerade damals war ich wegen einer zweiwöchigen Kommandierung nicht in der Stadt.“

„Wie schade. Hätte doch wirklich interessant gewesen sein müssen.“

Es war der gutmütige, kultivierte Onkel, der diese letzte Bemerkung gemacht hatte.

Ich hielt es nicht länger aus. Ich fühlte, wie sich mein Gesicht vor Zorn rötete und ich verließ blitzartig den Tisch, ohne meine Suppe fertig zu essen oder zu zahlen. Ich hätte mich vielleicht nicht mehr zurückhalten können, wäre ich geblieben.

Auf dem Weg zum Ausgang versuchte jemand mich abzufangen. Es war der Kellner. Er ging langsam an mir vorüber und wisperte mir ins Ohr: „Kommen Sie zurück, sobald die gegangen sind und ich werde Ihnen dann servieren. Es geht aufs Haus.“

*

Ich erinnere mich an ein anderes Erlebnis im Frühling dieses Jahres, vielleicht auch im Frühsommer. Ich hatte damals, soweit nötig, bereits alle meine Papiere erneuert und auch alle zusätzlichen Papiere beschafft, die durch die neuen Regelungen am Konsulat der USA erforderlich waren. Ich machte Fortschritte. Außerdem waren zwei meiner Verwandten in Amerika nach Washington gefahren, um das Verfahren zu beschleunigen. Einmal mehr machte ich mich auf den Weg nach Marseille.

Die Reisebeschränkungen für Ausländer waren erst unlängst verschärft worden, nach meiner Ankunft in Marseille hatte ich mich binnen zwölf Stunden bei der *Préfecture de Police* zu melden. Es war ein schöner Morgen, als ich ankam und ich war guter Laune, denn ich stand vor dem letzten Schritt, die Visa zu erlangen. Ich entschloss mich, zuallererst den Besuch auf der *Préfecture* hinter mich zu bringen. Dort wartete eine beträchtliche Menge. Ich musste einige Stunden Schlange stehen, bevor ich vor dem Schalter stand, bekam am Ende aber den Stempel auf meine Reiseerlaubnis und konnte mich endlich auf den Weg zum Konsulat machen.

Beim Verlassen der *Préfecture* hielten mich zwei Männer auf, die sich als Zivilpolizisten auswiesen und meine Papiere zu sehen wünschten. Ich dachte mir, sie seien da, um die verlangte Registrierung zu prüfen und zeigte ihnen mein *permis de séjour* und meine Reiseerlaubnis.

Einer der beiden überflog die beiden Dokumente. Dann faltete er sie zusammen und übergab sie seinem Kollegen mit den Worten: „Da, nimm. Er ist ein Ex-Österreicher. Den kannst du gleich mitnehmen.“

Mir wurde klar, in was ich da geraten war und sofort widersetzte ich mich.

„Warum?“, fragte ich.

„Sie werden es schon noch herausfinden.“

„Ich weiß, dass meine Papiere in Ordnung sind. Die *Préfecture* hat sie ja soeben geprüft. Sehen Sie den Stempel mit dem heutigen Datum?“

„Es hat mit der *Préfecture* gar nichts zu tun. Kommen Sie, gehen wir.“

„Wenn Sie darauf bestehen, mich mitzunehmen, werde ich einfach in die *Préfecture* zurückgehen und dort erzählen, was hier los ist. Ich bin sicher, die werden keine Freude haben, wenn sie erfahren, dass man ihnen die Kundschaft direkt vor der eigenen Tür verhaftet.“

Aber bevor ich durch das Tor zurückkonnte, hatten sie mich schon an den Schultern gepackt und hielten mich fest.

„Sie können nicht herumspazieren, wie es Ihnen beliebt. Sie sind verhaftet und werden jetzt tun, was man Ihnen sagt.“

Mir war klar, dass das ernst gemeint war und dass es kein Entkommen gab. Aber ich konnte es nicht akzeptieren. Dieser Wechsel war zu plötzlich und zu radikal vor sich gegangen. Ich war immer noch dabei, zum Konsulat zu gehen und dort meine Visa abzuholen, während diese beiden Männer ganz offensichtlich meine Deportation planten.

Außerdem brachte es mich auf, dass sie derart zynisch und unverfroren deutsche Befehle ausführten, indem sie sich vor der Fremdenpolizei aufbauten und dort einfach die Leute einfingen.

Ohne mich vom Fleck zu rühren, sagte ich: „Wenn Sie wollen, dass ich kooperiere, werden Sie mich zuallermindest mit Ihrem Chef sprechen lassen müssen.“

„Wozu?“

„Das werden Sie herausfinden, sobald ich ihn getroffen habe.“

„Das wird Ihnen nichts helfen.“

„In diesem Fall haben Sie gewonnen.“

„Aber es gibt nichts, worüber Sie mit ihm oder sonst jemand sprechen können.“

„In diesem Fall muss ich eben hierbleiben“, sagte ich und lehnte mich an den Zaun neben dem Tor. „Wenn ich Glück habe, kommt gleich der *Préfect* persönlich heraus und dann werde ich eben mit ihm sprechen.“

„Nimm ihn mit“, sagte der eine zu seinem Kollegen.

Ich bereitete mich darauf vor, mich an den Gitterstäben festzuhalten, sollten sie Gewalt anwenden. Als der Untergebene aber in seine Gesäßtasche griff, begann ich an der Wirksamkeit meiner Taktik zu zweifeln. Ich wollte mich nicht darauf verlassen, dass er genug Intelligenz und Selbstkontrolle hatte, das Instrument nach dem er griff, nur zu meiner Einschüchterung zu verwenden. Ich entschloss mich, ihn gar nicht erst vor die Wahl zu stellen, aber einen Versuch wollte ich trotzdem noch riskieren. Bevor er seine Waffe noch gezogen hatte, erklärte ich: „Ganz wie Sie wollen, meine Herren. Es ist Ihre Entscheidung. Sie können mich mit Gewalt davonschleppen oder mich erschießen und sich darauf verlassen, dass sie selbst erschossen oder gehenkt werden. Oder Sie lassen mich mit Ihrem Chef sprechen und ich werde tun, was immer er verlangt. Sie haben die Wahl.“

Ich hatte versucht, ganz gelassen zu sprechen, aber innerlich war ich zum Zerreißen gespannt. Es bereitete mir allergrößte Schwierigkeiten, das Beben meiner Lippen zu unterdrücken.

Die beiden Männer blickten einander an und dann in beide Richtungen die Straße entlang. Dann sagte der Anführer: „Er muss an irgendeiner der Ecken sein. Ich gehe ihn holen.“

Während er unterwegs war, blieb der andere bei mir. Er wirkte irgendwie betreten. In einer Hand hielt er immer noch meine Papiere, in der anderen seine Waffe, von der er nicht recht wusste, ob er sie wieder in die Tasche zurückstecken sollte oder nicht.

Da kam zufällig ihr Vorgesetzter aus der entgegengesetzten Richtung. Er war ein kleiner, untersetzter Mann mit sehr selbstsicherem Auftreten.

„Wir sind fast komplett“, sagte er zu seinem Agenten, der die Schusswaffe inzwischen doch schnell in die Tasche gesteckt hatte. „Mit diesem hier fehlt uns dann nur noch einer.“

„Der Bursche will mit Ihnen reden“, sagte mein Wächter mit schüchterner Stimme und übergab ihm meine Papiere.

Der Offizier faltete die Papiere auseinander und sah sie durch. Dann begutachtete er mich, ohne ein Wort zu sagen, dann wieder die Papiere, dann wieder mich. Inzwischen war auch der andere Agent wieder eingetroffen und stand schweigend da.

Der Offizier sah nochmals meine Papiere durch, dann wieder auf mich und fragte: „Sie leben in Albi und Sie sind Lehrer?“

„Ja.“

„Und *mathe... mathe-matics*, was ist das? Ist das eine Schule?“

Ich zögerte. Wenn ich es erklärte, würde das nur seine Unwissenheit vor den Untergebenen bloßstellen und seinen Groll erregen. Da ich höchstwahrschein-

lich ohnehin nicht in der Lage gewesen wäre, es ihm zu erklären, sagte ich einfach: „In gewisser Weise kann es wie eine Schule gesehen werden. Eine Schule des Denkens gleichsam...“

Da wandte er sich an seine beiden Untergebenen und brüllte:

„Was ich mir gedacht habe! Eine Schule des Denkens! Ein Lehrer für kleine Kinder! Und ihr zwei Idioten wollt ihn verschicken? Verschicken nach... Und die Kinder? Was wird denn aus den Kindern? Sollen die dasitzen und auf ihn warten? Was sollen sie tun, ohne Lehrer? Na?“

Und dann, zu mir: „Hier, *monsieur*, nehmen Sie Ihre Papiere und gehen Sie zurück in ihre Klasse.“

An die anderen gewendet aber sagte er: „Das nächste Mal denkt ein bisschen nach!“

Am liebsten wäre ich davongerast, aber ich nahm mich zusammen und ging ganz ruhig davon. Ich konnte noch gar nicht fassen, wie all das hatte geschehen können. Nach dem knappen Entrinnen war ich viel zu aufgewühlt, teilweise immer noch geschockt, teilweise übergücklich. Aber sowie mein Schockzustand abzuklingen begann, verschafften sich Stolz und Befriedigung freien Lauf, ich blickte mich um, war mir meiner Freiheit bewusst und des herrlichen Tages. Da war plötzlich der Offizier wieder da.

„*Monsieur*, ich bedaure, was geschehen ist“, sagte er im Vorbeigehen, „und ich wünsche Ihnen eine gute Heimreise.“

Als er ein paar Schritte vor mir war, drehte er sich um und rief seinen Leuten zu: „Beeilt euch jetzt und holt noch zwei, dass wir endlich fahren können.“

Mir fiel ein, dass es zuvor „nur noch einer“ geheißen hatte, nun waren es „zwei“... Welch einen traurigen Erfolg hatte ich errungen! Mein Leben war gegen das eines anderen getauscht worden, aus meinem Entkommen resultierte die Gefangennahme eines Leidensgefährten und vielleicht sogar mehr als nur eines Leidensgefährten. Es konnte auch ein junger Bursch sein, für den das Leben gerade erst begann, oder ein Familienvater mit vielen Kindern.

Wieder und wieder wälzte ich diesen Gedanken herum. Ich brachte keine Ordnung hinein, es gab einfach zu viele widersprüchliche Interpretationen. Doch die Tatsachen waren real und unmissverständlich. Eine Anzahl von Leuten wurde gefasst und ihre Familien würden sie niemals wiedersehen. Welche Bedeutung konnte mein Entkommen also haben? Im besten Fall gar keine.

Dann dachte ich an Alice und Mignon und allmählich auch wieder an andere Dinge und wendete mich traurig und leer dem zu, weswegen ich hergekommen war.

Auf dem Konsulat wurde ich schnell von der Geschäftigkeit und dem Trubel dieser Einrichtung angesteckt, die für mich das Tor in die Zukunft bedeutete. In meinen Gedanken war plötzlich kein Platz mehr für das, was gewesen war. Selbst die Ereignisse des Morgens waren vorbei und vergessen. Ich war ja hier, um nach unseren Visa zu fragen, ob alle Papiere in Ordnung seien, ob wir alle Anforderungen erfüllt hatten und ob wir uns bald auf dem Weg in die USA befinden würden.

Nach meinen vielen Besuchen war mir hier alles schon sehr vertraut und ich hatte bereits viele der Beamten kennengelernt. Natürlich konnten sie sich an mich nicht in gleicher Weise erinnern, denn ich war ja nur einer von Hunderten, die jeden Tag hier empfangen wurden. Ein Mr. Bradford war da eine Ausnahme, denn er hatte mich schon ab meinem zweiten Besuch stets erkannt und ich hatte begonnen, ihn zu mögen. In all den hektischen Wochen und Monaten war er immer ruhig und gelassen geblieben und hatte mich neben seiner Sachlichkeit immer auch menschliche Wärme spüren lassen.

Als mein Name aufgerufen wurde, ging ich automatisch zu Mr. Bradfords Büro, doch einer der Beamten schickte mich zu einer anderen Tür. Die Erwartung, nun mit einem anderen Beamten zu tun zu haben, enttäuschte mich, doch als ich in das andere Büro trat, erhob sich dort Mr. Bradford, um mich zu begrüßen.

Er war zum Vizekonsul ernannt worden. Ich freute mich über beides, über seine Beförderung und darüber, dass er sich weiterhin meiner Sache annahm. Er erklärte, unsere Visa seien genehmigt und ich wusste nicht, wie ich ihm hätte erklären sollen, was mein einfaches „Vielen Dank“ in Wahrheit zu bedeuten hatte. Vielleicht aber verstand er es auch ohne Worte.

Mr. Bradford gab mir ein Schreiben, welches besagte, dass unsere Einreisevisa bei Vorlage der Reisedokumente und der französischen Ausreisevisa erteilt werden würden. Dieses Schreiben war auch zur Erneuerung unserer französischen Dokumente erforderlich. Das Konsulat würde inzwischen in Washington unsere Kontingentnummern anfordern.

Nun gab es keine weiteren Hindernisse mehr und ich konnte mir auch nicht vorstellen, dass noch welche auftauchen könnten. Was immer noch zu tun blieb, war nichts als reine Routine. In Albi bekam ich die französischen Ausreisevisa und Reisedokumente binnen weniger Wochen und erhielt danach eine Mitteilung, wieder im Konsulat zu erscheinen.

Ich war wieder in Marseille. Alles war bereit. Mr. Bradford riet mir, unsere Passage so schnell wie möglich zu buchen, da es einen großen Mangel an Schiffsraum gab und die Wartelisten lang waren. Dies hatte dazu geführt, dass eine Menge Visa abgelaufen waren und daher stellte das Konsulat nun nur noch an

jene Personen Visa aus, die den Nachweis erbringen konnten, im Besitz von Reservierungen zu sein.

Als ich bei der Dampfschiffgesellschaft wegen Reservierungen nachfragte, schaute mich der Schalterbeamte an, als ob ich geradewegs vom Mond käme. Er hatte eine Warteliste, die, normalen Betrieb vorausgesetzt, auf acht Monate ausgebucht war. Aber normalen Betrieb gab es gar nicht mehr. Er wagte nicht einmal vorherzusagen, ob noch ein einziges Schiff fahren würde. Ich ging zu einer anderen Gesellschaft und dort war es dasselbe. Zwei Tage verbrachte ich damit, bei allen Gesellschaften nachzufragen. Langsam wurde mir klar, dass es einen Schwarzmarkt geben musste, auf dem für die wenigen Schiffe, die die Überfahrt noch wagten, Fahrkarten gehandelt wurden und dass das gleiche wohl auch für die Flugtickets ab Lissabon galt.

Aber ich konnte buchstäblich nichts erreichen. Wir hatten unsere Chance verpasst.

Es war zu spät.

In Albi blieb uns somit nichts als vage Hoffnung: Die Deutschen würden am Ende besiegt werden und wir würden es bis dahin irgendwie schaffen, zu überleben und frei zu bleiben.

Wir begannen uns wieder dem Problem unserer Ernährung zu widmen. Die Lösung dazu war unser Gemüsegarten und von nun an widmeten wir ihm den Großteil unserer Zeit.

*

Ein bestimmter Tag blieb mir deutlich im Gedächtnis. Es war später Nachmittag, Ende August 1942. Ich häufelte Erde rund um Kartoffelpflanzen, die sich weit über unsere Erwartungen prächtig entwickelt hatten. Sie waren bereits einen halben Meter hoch und standen in voller Blüte, mit frischen und starken Trieben. Nach dem letzten Regen war die Erde feucht und locker. Alles war, wie es sein sollte und versprach der Familie Sicherheit für den nächsten Winter.

Während einer Erholungspause fielen mir der vergangene Winter und der Frühling dieses Jahres ein und die Abende und Nächte, als wir monatelang daran arbeiteten, aus diesem Stück Acker einen Garten zu machen. Wie klein war das Grundstück gewesen, als wir es pachteten und wie groß, als wir begannen, mit Spaten und Gabel die Erde umzudrehen. Am Ende war der ganze Streifen Land in einer Größe von etwa zehn mal zweihundertfünfzig Meter angesät und bepflanzt. Fürs erste hatten wir siebeneinhalb Kilo Kartoffeln, das entsprach der halben Jahresration für unsere dreiköpfige Familie, unter die Erde gebracht.

Es war für uns eine äußerst schöne Erfahrung, die Pflanzen während ihrer verschiedenen Wachstumsphasen zu beobachten: Das Labyrinth der sich aus-

breitenden Sprünge im Boden, die von der Geburt neuer Pflanzen kündeten, der Durchbruch ans Tageslicht, den jede Pflanze auf sich allein gestellt zu bewerkstelligen hatte, die Erbsen, die ihre kleinen Knospen gleich direkt aus der Erde herausschoben, die Bohnen, die ihre Triebe wie ein umgekehrtes „U“ bogen.

Aber dann war eine ungewöhnliche Dürre gekommen. Wie hart hatten wir gearbeitet, um kübelweise Wasser aus dem ein paar hundert Meter entfernten Bächlein heranzutragen, um wenigstens den größten Teil an Erbsen, Bohnen, Mais, Kohl, Tomaten, Kartoffeln und Salat zu retten. Aber dann war das Bächlein fast trocken und das Wasser reichte gerade noch für die Tomaten. Am Ende war unsere Quelle vollkommen versiegt und jede einzelne Pflanze verwelkte und starb.

Im frühen Juni, für den wir unsere erste Erbsenernte erwartet hatten, bot der Garten einen entsetzlichen Anblick. Alice und ich waren von vorne bis hinten durchgegangen, hier und da stehen geblieben, um prüfend eine vertrocknete Kartoffel- oder Bohnenpflanze zu berühren, die dann mit knackendem Geräusch brach.

Kurz darauf erhielten wir nochmals siebeneinhalb Kilo Kartoffeln – die zweite Hälfte der Jahresration – und hatten zu entscheiden, was wir mit ihnen tun würden. Alles sprach dafür, sie lieber zu verspeisen, als sie noch einmal diesem Monster von Garten in den Rachen zu werfen.

Wir entschieden uns trotzdem, auch diese anzupflanzen, selbst wenn es nur den Zweck haben würde, etwas zu haben, worauf man hoffen konnte. Wir legten sie bei trockenem Wetter, unter sengender Sonne in vollkommen trockene Erde und hatten wenig Hoffnung auf Erfolg.

Aber kurz danach regnete es täglich und plötzlich versprach die Saat ein großer Erfolg zu werden: ein gutes Dutzend langer Reihen von kräftigen, saftigen Pflanzen auf ihrem Weg zur Reife.

Ich bedauerte es, dass Alice und Mignon an diesem schönen Tag nicht mit in den Garten gekommen waren. Wie gerne hätte ich meine Freude mit ihnen geteilt. Ich spielte mit dem Gedanken, nach Hause zu gehen und sie zu holen, verwarf ihn aber wieder, weil das zu viel Zeit gekostet hätte, um vor der Dämmerung mit der Arbeit fertig zu werden.

So bearbeitete ich den Boden rund um die Pflänzchen weiter und stellte mir vor, wie jedes einzelne dieser Pflänzchen uns dreien eine vollständige Mahlzeit liefern würde. Es würde sicher bis zum nächsten Jahr ausreichen, bei Bedarf auch für unsere Freunde und Bekannten und danach würde immer noch genügend da sein, um es gegen jene wertvollen Dinge wie Brot, Milch und Gemüse zu tauschen, die für Geld nicht zu haben waren.

Immer wieder drehte ich mich zum Baum und der kleinen Straße am Ende des Gartens zurück, um zu schauen, ob vielleicht Alice mit der Kleinen gekommen war. Sie tat das oft, wenn sie mit der Hausarbeit fertig war.

Als ich wieder hinsah, fiel mir ein Fahrrad auf, das am Baum lehnte und ein Mann, der halb in Polizeiuniform gekleidet war und durch den Garten auf mich zukam.

*

Ich kannte den Mann flüchtig, wenn auch nicht beim Namen. Er war aus Paris geflüchtet und arbeitete nun als Polizist für die *Préfecture* in Albi. Er arbeitete auch im Ausschuss für die Flüchtlinge aus dem Norden mit. Ich wusste gleich, dass er entweder etwas von mir brauchte, oder mir etwas zu sagen hatte. Ich arbeitete weiter an meinen Pflänzchen, während er näher kam. Er begann die Unterhaltung mit einem Kompliment.

„Oh, sind die schön, diese Kartoffeln. Ich habe auch welche gepflanzt und sie beginnen gerade zu blühen.“

„Ja, wir haben Glück gehabt. Jetzt kann nichts mehr passieren, nicht einmal wenn es trocken bleibt.“

„Da haben Sie Recht. Trotzdem wünschte ich, der Krieg wäre schon vorbei und alles zur Normalität zurückgekehrt.“

Mir schien, er hätte eine Botschaft für mich und ich wurde hellhörig. Darum fragte ich: „Ist vielleicht etwas nicht in Ordnung, dass Sie beim Anblick dieser schönen Pflanzen den schrecklichen Krieg ins Spiel bringen?“

„Nun, nichts Spezielles. Außer, dass es eben immer schlimmer wird, je länger es dauert.“

„Aber zum Glück nicht alles. Zum Beispiel dieser Garten hier, er sieht doch bedeutend besser aus als vor zwei Monaten.“

„Aber manche Dinge entwickeln sich wirklich zum Schlechten“, sagte er. „Von den jüngsten Massendeportationen in der besetzten Zone müssen Sie doch gehört haben.“

„Ja, davon habe ich allerdings gehört.“

„Und es könnte noch schlimmer werden“, sagte er.

„Sie meinen, es könnte noch mehr Deportationen geben?“

„Ja und sie könnten auch auf die *zone libre* übergreifen oder was meinen Sie?“

„Ich denke, die Deutschen werden versuchen, Leute zu deportieren, wo immer ihnen das möglich ist.“

„Ach, übrigens, haben Sie von dem Lager gehört, das auf halber Strecke zwischen hier und Toulouse errichtet worden ist?“

„Sie meinen das Lager, das sie in Saint-Sulpice errichten?“

„Ja, die Arbeiten wurden beschleunigt und das Lager ist schon fertig. Ich frage mich, ob Sie eine Idee haben, wozu es dienen soll...“

„Ich weiß nur, dass es leider nicht für seinen eigentlichen Zweck benutzt werden kann, denn das wäre die Unterbringung deutscher Kriegsgefangener gewesen. Ich habe keine Ahnung, welchem neuen Zweck es nun dienen könnte.“

„Nun“, sagte er, „die im Norden verwenden sogenannte Übergangslager, um die Deportationstransporte zusammenzustellen.“

„Ja“, sagte ich, „in Effizienz waren ‚die‘ immer schon stark, und das bestätigt es nur.“

„Und was glauben Sie, wann die anfangen werden, das Lager in Saint-Sulpice zu füllen?“

„Fürs Raten fehlt mir leider jede Grundlage“, sagte ich, „aber wenn das Lager nun schon fertig ist, sollte man auch annehmen dürfen, dass dies nun früher oder später geschehen wird.“

„So ist es. Nur dass sie das Lager nach meinem Empfinden eher früher als später füllen werden. Sie könnten zum Beispiel schon morgen in der Früh damit beginnen.“

„Ich kann mir schon vorstellen, dass sie das gerne täten, aber praktisch ist das doch unmöglich.“

„Nun“, sagte er langsam, „um es ganz deutlich zu sagen, bin ich davon überzeugt, dass sie morgen beginnen werden.“

„Unmöglich!“, entfuhr es mir und zugleich wurde mir klar, dass er gerade dabei war, mir eine halboffizielle Botschaft zu übermitteln.

„Ich bin auch überzeugt“, fuhr er fort, „dass sie in vielen südlichen Städten gleichzeitig beginnen werden. Dazu gehört auch Albi, wo man doch von etlichen Leuten, die hier leben, weiß, dass sie das Dritte Reich oder seine Kolonien wegen seines Regimes verlassen haben.“

Ich fühlte mich immer unbehaglicher.

„Sie glauben aber nicht, dass die Fritze über Nacht aus Paris nach Albi kommen und vom Moment ihrer Ankunft an nichts Wichtigeres zu tun haben, als ein paar Ex-Österreicher und Ex-Wasweißs zu verhaften. Und sie können sich doch sicher auch nicht vorstellen, dass die Polizei des Département du Tarn ihnen diese Arbeit abnehmen wird...“

„Nein“, sagte er, „weder glaube ich, dass die *boches* so schnell hierher kommen werden, noch dass die Polizei ihre Befehle ausführen wird. Aber es gibt ja die Gendarmerie, die nicht lokal, sondern zentral organisiert ist und die ihr Hauptquartier in Paris hat. Denen ihre Landburschen sind nicht durch allzu viel Erziehung belastet und werden ohne Zweifel ganze Arbeit leisten.“

Damit hatte mein Freund mir nun die komplette Botschaft übermittelt. Aber mein Wunschdenken suchte immer noch nach begründeten Zweifeln und ich bohrte mit ziemlich direkten Fragen nach.

Wie wird denn die Gendarmerie vorgehen? Sie können ja nicht jeden verhaften, jedenfalls nicht an einem einzigen Tag. Wie werden sie denn selektieren?“

„Sie sind angewiesen, jeden zu holen, der auf der Liste steht.“

„Listen? Ich dachte, die Polizei wäre an eine Vereinbarung gebunden, niemals irgendwelche Listen herauszugeben?“

„Es sind Listen der *boches*. Diese Listen müssen morgen nur noch an die Gendarmerie ausgegeben werden, alles andere wurde bereits durch detaillierte Anweisungen vorbereitet.“

Ich legte weitere Fragen nach, doch er wusste die Antworten nicht. Wir schüttelten uns die Hände, blickten einander stumm an und brachten alles Weitere durch Schweigen zum Ausdruck.

Langsam versuchte ich, meine Gedanken wieder auf die unmittelbare Wirklichkeit zu konzentrieren, aber ich konnte sie einfach nicht begreifen. Die Luft schien plötzlich schwer wie Blei und lähmte mein Denken vollkommen.

Als mein Gehirn wieder zu arbeiten begann, marschierte ich bereits die Straße entlang, vier Kilometer vom Garten entfernt, gerade dort, wo eine kleine Abzweigung zu unserem Häuschen führte.

Sofort wurde mir bewusst, wie wichtig es nun war, ruhig und besonnen zu sein. Ich sagte mir vor: Du musst jetzt langsam denken, um die Selbstkontrolle zu bewahren. Ich entschied mich, nicht sofort nach Hause zu gehen, sondern bis in die Stadt zu marschieren, um dort weitere Informationen zu bekommen.

In der Stadt bestätigten ein hoher Beamter der *Préfecture* und der Präsident des Flüchtlingsausschusses, was ich gehört hatte. Sie malten die Geschichte noch weiter aus. Die Gendarmerie verfügte über detaillierte Befehle und war bereits mitten in den Vorbereitungen für morgen. Der exakte Zeitpunkt war nicht bekannt. Die Polizei, die sich mit den lokalen Verhältnissen besser auskannte, war angewiesen, der Gendarmerie beim Aufspüren der bestimmten Personen zu assistieren. Inzwischen waren die Polizei und der Ausschuss sehr damit beschäftigt, alle ausländischen Bewohner vorzuwarnen – per Telefon, wo es möglich, per Boten, wo es nötig war. Das Vorhandensein der Listen wurde in den Befehlen, die der Polizei bekannt waren, ausdrücklich erwähnt. Es war nur nicht bekannt, ob diese Listen schon im Hauptquartier der Gendarmerie bereit lagen oder ob sie erst eintreffen sollten.

Offensichtlich hatten die Deutschen ihre Listen anlässlich ihrer zahlreichen Kontrollbesuche des Demobilisierungslagers bei Albi erstellt. Während jedes

dieser Besuche „hatte es sich ergeben“, dass meine Gruppe in spezieller Mission außerhalb des Lagers weilte. Das ersparte uns zwar, den Deutschen von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten, hielt sie aber noch lange nicht davon ab, unsere Namen einfach aus den Lagerakten abzuschreiben. Jedenfalls verließ ich die Stadt, ohne Gewissheit zu haben, ob mein Name auf der Liste stand oder nicht. Jetzt hatte ich es eilig, nach Hause zu kommen.

*

Zuhause herrschte die übliche freundliche Atmosphäre. Der Tisch war fürs Abendessen gedeckt und Alice spielte mit Mignon. Es war klar, dass sie rein gar nichts wussten, außer dass ein Polizeibeamter nach mir gefragt hatte und sie ihm gesagt hatten, dass ich im Gemüsegarten sei.

Ich wollte unbedingt sicher gehen, dass an meinem Auftreten nichts abnormal war und so hatte ich die ganze Prozedur von Begrüßung, Spielen, Abendessen zu absolvieren, als ob alles wie immer wäre. Ich wollte die Neuigkeiten keinesfalls vor Mignon diskutieren und sie wiederum wollte mich keinesfalls lange genug fortlassen, dass ich mit Alice hätte allein sprechen können.

In diesem Sommer 1942 war Mignon fünf Jahre alt und sie war aufgewachsen, ohne jemals etwa über die negativen Aspekte des Lebens zu erfahren. Sie kannte das Wort „Krieg“ in keiner seiner vielen Bedeutungen. Sie wusste auch nicht, dass in dieser Welt das Leben jedes Wesens ein Ende hat. „Gut“ und „böse“ kannte sie als Charaktereigenschaften weder bei Menschen noch bei Tieren. So hatten wir sie aufgezogen. Es hatte in dieser Sache niemals eine explizite Übereinkunft zwischen uns gegeben, es hatte einfach stillschweigend allem, was wir in Bezug auf Mignon taten oder ließen, innegewohnt.

Für den Außenstehenden muss es unmöglich erscheinen, dass ein fünfjähriges Kind nach all unserem Herumreisen, nach all unseren Problemen weder davon wusste, dass ein Krieg im Gang war, noch dass es so etwas wie den Tod gab, nicht einmal für Tiere. Und doch war Mignons Unwissenheit eine Tatsache, die wahrscheinlich unseren unbewussten, aber starken Bemühungen geschuldet war, dieses kleine, sehr sensible und körperlich gebrechliche Mädchen vor allen unerfreulichen Aspekten des Lebens zu beschützen.

Doch selbst das hätte Mignons zerbrechlichen Glaspalast nicht von der Außenwelt abschirmen können, wäre da nicht ihre fast vollkommene Isolation gewesen, die teilweise von Sprachbarrieren rührte und teilweise von ihrem Gips, der sie ans Haus fesselte, weit weg von so gut wie allen anderen Kindern ihres Alters.

Die Welt war für Mignon damals etwas Ähnliches wie das, was wir Erwachsene ein Paradies nennen und die Menschen darin waren eine Art Engel. Alles

war perfekt, das Leben war unzerstörbar. Ihren Gips verstand sie als etwas Naturgegebenes, etwas, das jedes Kind zu durchlaufen hatte, bis ein bestimmtes Alter erreicht war.

Ebenfalls unbekannt war für sie jede Art von Angst. Wir versuchten nie, ihr Angst zu machen, damit sie gehorchte. Es wäre auch niemals nötig gewesen. Ausnahmslos niemals. Für alles, was von ihr verlangt wurde, bekam sie eine Erklärung und solche Erklärungen zu bekommen, betrachtete sie inzwischen als ihr Recht. Wir erzählten ihr nie Geschichten, die Angst machen, auch nicht die Märchen der Gebrüder Grimm – zumindest nicht in ihrer ursprünglichen Version. Sie war immer schon begierig auf Geschichten gewesen, aber wir mussten die Geschichten so herrichten, wie sie ihr gefielen und die alten Märchen und Legenden so adaptieren, dass sie keine negativen Elemente enthielten.

Vielleicht erklärt das, warum ich die Nachrichten trotz ihrer Dringlichkeit zurückhielt, obwohl ich sie kaum noch länger alleine ertragen konnte. Stattdessen hatte ich während und nach dem Essen in allen Details über unseren Garten zu berichten. Alice und Mignon wollten alles wissen: Wie viele der Kartoffelpflanzen schon blühten, an wie vielen Reihen ich gearbeitet hatte, wie viele für morgen noch übrig waren, wann wir morgen zum Garten gehen würden und so weiter.

*

Endlich war es Zeit, Mignon ins Bett zu bringen. Ich brachte sie hinauf in ihr Zimmer und versprach ihr, wir würden später nachkommen und ihr eine Geschichte erzählen.

Danach erzählte ich Alice in wenigen Worten, was geschehen war. Ich gab ihr knappe fünf Minuten, um all das zu begreifen, worüber ich selbst stundenlang gegrübelt hatte. Dann legte ich meine Schlüsse dar:

„Wir werden herausfinden müssen, ob wir auf der Liste stehen, aber wir dürfen nicht riskieren, gefasst zu werden. Wenn die Gendarmerie ohne Eile ans Werk geht, werden sie morgen gegen neun Uhr Früh beginnen. Sie könnten natürlich auch Befehl haben, möglichst früh zu beginnen, vielleicht sogar schon um Mitternacht. Sicherheitshalber sollten wir das Haus verlassen, sobald wir können. Wir werden die Nacht draußen verbringen und morgen werden wir erfahren, was geschehen ist.“

Es dauerte seine Zeit, bis wir fertig waren, aber dann waren ein paar Decken und Kissen auf den Wagen gepackt, Mignon oben drauf und wir machten uns auf den Weg. Nachdem ich das Tor geschlossen hatte, blieb ich stehen und legte oben ein kleines Steinchen auf den Torrahmen. Es sollte, wenn auch nicht gerade verlässlich, als Indikator dienen und herunter fallen, wenn das Tor geöffnet

wurde. Der Feldweg davor war sehr schmal, doch das Tor war zurückversetzt, wodurch eine Nische entstand, die Fuhrwerken das Wenden erlaubte. Diesen Weg nahmen wir nach rechts.

Unsere größte Sorge war, mit dem seltsam bepackten Wagen nicht gesehen zu werden. Der klare Himmel und der Vollmond waren nicht gerade eine Hilfe, außerdem war die Achse des Wagens trocken und kreischte. Wir waren in einem echten Dilemma. Je schneller wir gingen, desto lauter kreischte der Wagen. Wir gingen trotzdem nicht zurück, denn wir wussten weder von Schmiere noch von Fett im Haus und danach zu suchen hätte nur Zeit gekostet.

Mignon hatten wir gesagt, dieser Spaziergang sei eine Mondscheinwanderung. Nach Wanderungen oder nach der Gartenarbeit waren wir oft erst im Dunklen nach Hause gekommen. Anfangs war sie ganz begeistert, aber irgendwie fiel ihr dann unser Unbehagen auf und sie war durcheinander und ängstlich. Wir mussten sie außerdem zu absoluter Ruhe verpflichten, ohne ihr dafür einen vernünftigen Grund nennen zu können. Auf jeden Fall akzeptierte sie es und wir brauchten unsere locker vorgetragene Bitte, still zu sein und für die zugehörige Erklärung auf später zu warten, während der ganzen Nacht nicht zu wiederholen.

Wir folgten dem Weg eine Zeit, bogen dann nach links auf eine große gepflasterte Straße ab und waren nach zwanzig Minuten buchstäblich am Ende der Stadt, besser gesagt jenes Vorortes, in dem wir lebten. Das Gelände fiel hier zum weiten Tal der Tarn ab, wo die Erde sandig war, wo es große Wiesen und nur wenige Anwesen gab. Wegen des hellen Mondlichtes und dem Lärm der Wagenachse fühlten wir uns immer noch sehr unwohl, aber wir gingen eine kleine Straße, die bald nur noch aus losem Sand bestand, etliche Kilometer weiter. Dann kamen wir zum Wald, der das Flussufer säumte.

Wir waren schon früher oft in diesem Wald gewesen, wenn auch nicht gerade an diesem Flussabschnitt. Oft waren wir auf ziemlich große und tiefe Gruben im sandigen Waldboden gestoßen, die nicht einmal bei Tageslicht leicht auszumachen waren. Die Erinnerung daran alarmierte mich. Jetzt war nicht die beste Zeit, sich ein Bein zu brechen. Andererseits war klar, dass wir es nicht riskieren konnten, im offenen Feld zu bleiben und so gingen wir weiter in Richtung der Wälder. Aber je mehr ich an diese Gruben dachte, desto dunkler schien es zu werden. Fast glaubte ich, wir wären schon im Wald, obwohl ich wusste, dass bis dahin noch einige Entfernung zurückzulegen war. Ich war überzeugt, es läge bloß an meiner Einbildung, sah aber trotzdem nach dem Mond.

Welche Überraschung! Der größte Teil des Mondes war verschwunden, nur eine kleine Sichel war noch übrig.

Ich brauchte einige Zeit um zu begreifen, dass ich soeben Zeuge einer Mondfinsternis wurde. Bald war es vollkommen dunkel. Wir waren den Pfad bis zum Ende gegangen und befanden uns nun nahe am Waldrand. Wir setzten uns und ruhten auf Baumstämmen aus, während uns die Dunkelheit den besten Schutz bot. Wir wagten sogar, uns leise zu unterhalten. Ich erklärte Mignon ganz genau, wie diese Mondfinsternis zustande gekommen sei. Diese Unterhaltung hielt unsere Gedanken von unserer momentanen Situation fern und wir warteten, bis der Mond wieder sichtbar sein würde.

Sobald wir unseren Weg im zurückgekehrten Mondlicht wieder sehen konnten, betraten wir den Wald und gingen immer in dieselbe Richtung, bis wir am Flussufer angekommen waren.

Für unsere Zwecke war es der ideale Platz und hier war es auch wunderschön. Zwischen uns und dem Fluss lag eine breite, aus Steinen gebildete Böschung, dahinter der still fließende Fluss, von einem bewaldeten Hügel überragt. Alles war absolut still und in gleißendes Mondlicht getaucht. Ein wenig innerhalb des Waldes breiteten wir unsere Decken auf. Ich hatte vor, die ganze Nacht zu wachen, fiel aber bald nach den anderen in tiefen Schlaf.

*

Am nächsten Morgen weckte mich der Gesang der Vögel. Die Sonne schien durch die Bäume, doch Alice und das Kind schliefen noch fest.

Mein Plan war, zu unserem Häuschen zurückzugehen, um herauszufinden, ob die Gendarmerie dagewesen war, doch hatte ich das Gefühl, damit besser bis zum Nachmittag zu warten.

So hatte ich inzwischen jede Menge Zeit nachzudenken, was nach der Rückkehr zu tun war, vor allem, falls sich ein Beweis dafür finden sollte, dass wir zur Verhaftung vorgesehen waren. Für diesen Fall sah ich nur einen Weg: Wir mussten das Land so schnell wie nur irgend möglich verlassen. Ohne Visa und ohne Pässe – die Pässe waren auf der *Préfecture* in Paris – war dies natürlich nur illegal möglich.

Alle drei Staaten, die in Frage kamen, hatten als Grenze zu Frankreich hohe Berge – die Pyrenäen bildeten die Grenze zu Spanien und die Alpen trennten Frankreich von Italien und der südlichen Schweiz. Die Natur war also eindeutig auf unserer Seite, da unbewohnte Berggebiete die größte Chance für eine unbenutzte Grenzüberquerung bieten.

Beim Versuch, mich zu entscheiden, schloss ich Italien aus naheliegenden Gründen aus. Ebenso verfuhr ich, aus dem gleichen Grund, mit Spanien. Ein autoritär regiertes Land konnte nicht der geeignete Ort sein, die Freiheit zu finden. Allerdings kam nach Spanien Portugal, das Tor, durch das es uns am Ende vielleicht gelingen konnte, Europa zu verlassen.

Also blieben Spanien und die Schweiz im Bewerb. Die Schweiz war rundherum eingeschlossen, war aber – jedenfalls derzeit – frei und eine Demokratie. Ich entschied mich, Landkarten zu besorgen und die Grenzgebiete der beiden Länder genau zu studieren, bevor ich meine Wahl traf.

Was ich hier auf weniger als einer Seite beschreibe, dauerte in Wahrheit etliche Stunden des Nachdenkens und des Abwägens der Vor- und Nachteile. Danach fühlte ich mich weitaus besser: Die dringenden Entscheidungen waren gemacht, während jene, die noch offen waren, warten konnten. Ich war nun soweit, dass ich die Dinge mit Alice besprechen konnte, sobald sie aufgewacht war.

In den eineinhalb Jahren, die wir nun schon im Weingarten wohnten, hatte Alice sich an Land und Leute gewöhnt, als ob sie hier aufgewachsen wäre. Nahezu täglich schob sie den Wagen mit Mignon in die Stadt, um an Ort und Stelle zu sein, falls es etwas zu kaufen geben sollte. Oft brachte sie so rare Schätze von ihrem Ausflug mit wie ein Kilo Zwiebeln, ein Paar Socken, ein Dutzend Nägel, ein paar Briefumschläge, ein Säckchen Kohle, eine Schüssel – kurz gesagt, was immer es zu kaufen gab. Das Problem bestand einfach darin, exakt zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein, da jede Lieferung bald wieder ausverkauft war. Alice war immer zur rechten Zeit am rechten Ort.

Alice kannte jedes Detail der eineinhalb Kilometer langen Strecke in die Stadt: Die Leute, die dort lebten, die Art wie sie lebten und vor allem ihre Ängste und Sorgen. Alte und hilflose Leute hatten immer schon ihre spezielle Aufmerksamkeit erregt. Manchmal war ich geradezu eifersüchtig auf all die Leute, die sie fast schon wie Mitglieder unserer Familie behandelte. Alice hatte diese Freundschaften geschlossen, obwohl sie mit der französischen Sprache auf Kriegsfuß stand, während ich wiederum fast fließend Französisch sprach, aber hier kaum jemand kannte.

Sie wachte auf und schien einen Moment lang verwundert über die fremde Umgebung.

Ich sammelte meine Gedanken und entschloss mich, meine Schlussfolgerungen über die Möglichkeit, Frankreich zu verlassen, später mit ihr zu diskutieren. Aber in dem Moment schaute Alice mir in die Augen und sagte: „Weißt du, ich glaube, wir müssen fort von hier. Wir sollten irgendwo anders hin, vielleicht in die Schweiz.“

Teil II

UNTERWEGS

Am Nachmittag machte ich mich auf den Weg zu unserem Häuschen, während Alice und Mignon am idyllischen Platz beim Fluss blieben. Sobald ich mich unserem Weingarten näherte, verlangsamte ich meine Schritte. Lange ging ich hin und her und überlegte, ob es das Risiko wert wäre. Ich hatte nichts Außergewöhnliches bemerkt. Alles schien ganz normal und friedlich. Dann ging ich schnell den kleinen Weg hinunter, schlüpfte durch das Tor in den Garten und ging die paar Meter zum Häuschen.

Die Türe war verschlossen, wie ich sie zurückgelassen hatte. Ich konnte keine Fußspuren sehen, da der Boden ums Haus betoniert war und der Weg zum Tor grasbewachsen. Dann fiel mir das Steinchen ein und dass ich beim Öffnen des Tores nicht darauf geachtet hatte. Jetzt lag es nicht mehr da, aber hatte ich es beim Öffnen hinuntergeworfen, oder war es die Gendarmerie gewesen? Ich hätte die Nachbarn fragen können, entschied mich aber, obwohl ich wusste, dass ich ihnen vertrauen konnte, es zu lassen. Lieber wollte ich in die Stadt gehen, um dort herauszufinden, wie die Lage war. Dort, versteckt in der Menge, würde ich mich sicherer fühlen.

Ein Beamter des Ausschusses für die Flüchtlinge aus dem Norden war Brite und hatte nichts zu fürchten, solange die Zone frei von deutscher Besetzung war und so wandte ich mich an ihn. Er war immer noch damit beschäftigt, an Personen, die von der Deportation bedroht waren, Warnungen auszusenden. Er brachte mein Wissen auf den letzten Stand, während jemand anderer die Buchhandlung aufsuchte, um für mich die benötigten Landkarten zu besorgen.

Um acht Uhr morgens war die Gendarmerie, assistiert von der Polizei, mit zwei großen Gefangenewagen losgefahren. Sie hatten Albi und die Vororte bis etwa Mittag durchsucht. Von den vielen, die sie suchten, fanden sie fünf daheim vor und nahmen sie mit. Der Beamte wusste nicht, wer die fünf waren. Zu Mittag hatte die Gendarmerie die Aktion beendet. Über ihre weiteren Pläne war nichts bekannt, aber allgemein nahm man an, sie würden die Razzia am nächsten Tag zu früherer Stunde fortsetzen. Die Atmosphäre war gespannt. Von Kontakten zur Polizei war gegenwärtig dringend abzuraten. Während er mit mir sprach, wurde er angerufen und über die Identität eines der fünf Verschleppten

informiert. Er erzählte mir, der Mann war am Vortag gewarnt worden, war seiner Wohnung über Nacht fern geblieben, in der Früh zu ihm gekommen, hatte sich dann aber entschlossen, wieder in seine Wohnung zurück zu gehen, da er die Spannung nicht mehr länger ertragen konnte.

Auf dem Rückweg zu meiner Familie am Flussufer brauchte ich lange, um mit meinen Gefühlen fertig zu werden, ehe ich mich darauf konzentrieren konnte, meine Gedanken zu ordnen. Die spezielle Information, die aus praktischer Sicht für mich so wichtig gewesen wäre, hatte ich leider nicht bekommen: Ob wir nun auf dieser Liste standen oder nicht. Ich hatte nicht einmal herausgefunden, ob sie unserer Gegend einen Besuch abgestattet hatten.

Eine Weile gingen meine Gedanken im Kreis, doch dann durchfuhr es mich mit einem Mal, dass meine Neugierde, ob ich nun auf der Liste stand oder nicht, erst in jenem Moment befriedigt sein würde, in dem sie uns holen kamen. Das führte zu einer vollkommenen Änderung meiner Sichtweise. Ich gab jeden weiteren Versuch auf, in diese Richtung nach Informationen zu suchen und beschloss, dass es das Weiseste wäre, das Land in jedem Fall zu verlassen.

Alles, was ich dazu an Hilfe hatte, waren zwei Landkarten. Es waren die üblichen Autofahrerkarten, die nur wenige Details der Landschaft zeigten und beide zeigten die Schweizer Grenzgegend. Das war alles, was es in der Buchhandlung gegeben hatte. Somit war die Schweizer Grenze ganz automatisch zu unserem Ziel geworden.

Ich marschierte schneller und als ich bei Alice und Mignon am Fluss angekommen war, begann ich die Karten zu studieren. Ich suchte nach einem Übergang, wo die Berge so hoch waren, dass es nur Fußwege gab. Dort würden nicht so viele Menschen sein und wir würden eine bessere Chance haben, unbeobachtet hinüber zu kommen.

Meine Wahl fiel auf einen Gebirgszug zwischen dem französischen Samoëns und C. in der Schweiz. Ich wusste, dass die höhere Gebirgskette im Osten, Mont Blanc-Dents du Midi, zwischen dem französischen Chamonix und St-Maurice in der Schweiz, mit dem Kind nicht passierbar war und außerdem die ganze Gegend von Alpentouristen nur so wimmeln würde.

Nun erstellten wir einen genauen Plan. Nach Einbruch der Dunkelheit würden wir noch einmal unser Häuschen aufsuchen und das Nötigste zusammenpacken. Den Rest der Nacht und den darauffolgenden Tag würden wir wieder im Wald verbringen. Morgen Abend würden wir nach Marssac gehen, das von Albi etwa fünfzehn Kilometer entfernt war. Dort würden wir den letzten Zug nach Toulouse besteigen und von dort den Expresszug zur Schweizer Grenze

nehmen. Unser Entschluss war gefasst und wir ließen uns nieder und warteten auf die Dunkelheit.

*

Es war schon spät, als wir zu unserem Häuschen kamen. Uns war klar, dass eine Menge zu erledigen war und wir uns beeilen mussten, um bis Mitternacht wieder weg zu sein. Verpflegung musste vorbereitet werden und dies hieß, den Ofen einzuheizen. Wir mussten alles packen, was mitgenommen werden sollte. Zwei Decken, ein paar Kleidungsstücke, all unsere Papiere und so weiter. Wir wollten außerdem unseren restlichen Besitz, vor allem meine Bücher, so verpacken, dass wir sie uns später, sobald sich dies als möglich erwies, nachschicken lassen konnten. Und wir mussten die Achse von Mignons Wagen schmieren.

Die Zeit verging schnell und unsere Vorbereitungen kamen nur langsam vom Fleck. Wir wurden immer nervöser und das verlangsamte alles erst recht. Die Spannung der Situation erfasste auch Mignon und nun wurde sie so überdreht – obwohl sie absolut nicht wusste, was vorging – dass sie nichts essen wollte. Sie war auch nicht zum Schlafen zu bewegen, obwohl sie ihre Augen kaum noch offenhalten konnte. Unbewusst schien sie zu spüren, dass sie wach bleiben und achtgeben musste, damit nicht etwas Schlimmes geschähe.

Je später es wurde, umso schlimmer wurde die Situation. Jeden Moment erwarteten wir einen Schlag an die Tür und jedes Geräusch von draußen ließ uns erstarren und lauschen. Das größte Problem war das Schmieren der Achse. Wir konnten nicht einmal annähernd etwas Ähnliches wie Schmiere finden. Kein Tropfen Öl, kein Fett, kein Kerzenstumpf, nicht einmal eine einzelne Walnuss. Wir versuchten wirklich alles, was uns irgendwie einfiel, doch es war umsonst. All das erhöhte die Spannung weiter und machte die Lage buchstäblich unerträglich. Wir waren uns sicher, dass es nun jede Minute an der Tür poltern müsste, aber mit dem kreischenden Wagen unterwegs zu sein, schien mir ebenso riskant zu sein, wie zu lange im Haus zu bleiben.

Am Ende schafften wir es doch. Ein Stück alte, harte „Schuhcreme“ – die als Ersatzprodukt der Kriegszeit unmöglich auch nur eine Spur von Fett enthalten konnte – brachte das Achsgeräusch zum Verschwinden. Alles war gepackt wie geplant. Mignon hatten wir auf ein Kissen im Wagen gesetzt, neben ihr zwei Decken, einen Aktenkoffer und eine kleine Reisetasche. Es musste bereits eine, maximal zwei Stunden vor dem Morgengrauen sein. Wir zogen unsere haltbarsten Kleider und Schuhe an, um für lange Wanderungen in großer Höhe vorbereitet zu sein. Wir sperrten die Türe zum Häuschen von außen zu, schauten erst den Weg zum Tor hinunter, dann hinauf zum Himmel und am Ende einer auf den anderen. Draußen war alles ruhig, soweit hatten wir es einmal geschafft.

Wir waren noch zittrig von der Anstrengung und Anspannung dieser Nacht, aber bereit, uns den kommenden Aufgaben zu stellen.

Als ich das Tor schloss, wurde mir bewusst, dass wir diesen Platz nun wirklich verließen, dieses kleine Paradies, das für uns hinter dem Tor existiert hatte. Für etwas mehr als eineinhalb Jahre waren der Weingarten mit dem Häuschen, die Wasserquelle, das rosenbedeckte Vordach unsere Heimat, ja, viel mehr als unsere Heimat gewesen. Inmitten einer Welt, die an ihren eigenen jahrhundertalten Regeln und Gesetzen zerbrochen war, die jeden Sinn für Ziele und Werte verloren hatte, war dieser Weingarten mit unserem Häuschen ein Refugium der Stille und des Friedens gewesen, wo die Natur ihren gewohnten Lauf nahm. Der kleine Weg zwischen Haus und Tor war der Platz, an dem unsere Mignon ein Drittel ihres bisherigen Lebens gespielt hatte und gewachsen war, wo sie dem Vogelgesang gelauscht und die Sonnenuntergänge betrachtet hatte. Nicht nur für sie, sondern auch durch sie, war dieses Tor eine wirksame Grenze zwischen Krieg und Frieden geworden.

Nun waren wir alle drei durch das Tor gegangen. Wie konnten wir von nun an um unser Kind eine Grenze ziehen, die weiterhin die Stürme der Zeit abhalten würde? Ohne Zweifel waren wir soeben in eine neue Phase unseres Lebens eingetreten, die auch neue Probleme mit sich bringen würde.

*

Als wir das Tor hinter uns geschlossen hatten und zu dem kleinen Feldweg kamen, fiel uns auf, dass wir noch nicht entschieden hatten, wie wir den nächsten Tag verbringen wollten. Beim Packen waren wir zu beschäftigt gewesen und hatten es auch nicht als besonders dringende Frage erachtet, aber nun mussten wir wenigstens entscheiden, ob es nach links oder rechts gehen sollte. Vor allem wollten wir von hier fort und bei der Entscheidung, wo der kommende Tag am sichersten verbracht werden konnte, wollten wir uns auf keinen Fall aufhalten.

Welche Richtung wir nun nehmen würden, war zweifellos keine besonders wichtige Entscheidung, und da es keine logische Wahl gab, suchte ich nach einer gefühlsmäßigen. Gestern waren wir nach rechts gegangen, also entschied ich mich diesmal für links und folglich marschierten wir auch nach links.

Wir waren keine zwanzig Schritte gegangen, als wir Motorengeräusch hörten, das schnell lauter wurde. Wie ein Blitz durchfuhr es uns: Ein schweres Automobil musste hinter uns die Straße herunterkommen. In den eineinhalb Jahren, die wir hier verbracht hatten, war auf der schmalen, kleinen Straße niemals ein Automobil zu sehen gewesen, weder groß noch klein. Wir hatten keinerlei Zweifel, was da so früh am Morgen die Straße entlang kam. Wir waren inzwi-

schen dreißig Schritte gegangen und befanden uns gerade vor dem Tor des Nachbarn, das wie unseres von der Straße zurückgesetzt war.

Schnell zog ich Alice und den Kinderwagen in die Nische vor dem Tor, wisperte in Mignons Ohr, dass sie still sein müsse und die Erklärung dafür später bekommen würde. Das Motorengeräusch wurde lauter, die Straße vor uns durch Scheinwerferlicht erhellt. Das Fahrzeug hinter uns wurde langsamer und blieb stehen. Die Straße war nun hell erleuchtet. Wir drückten uns enger ans Nachbartor und hielten den Atem an. Wir hörten, wie Leute aus dem Fahrzeug sprangen. Wir hörten, wie unser Tor aufgerissen wurde und dann wieder ins Schloss fiel. Wir hörten keine Schritte, denn der grasbewachsene Weg war zu weich dazu, doch dann hörten wir lautes Klopfen und Schreien.

Ich wusste, dass nun gehandelt werden musste, aber ich wusste nicht wie. Es war klar, dass sie binnen kurzem mit Gewalt in unser Häuschen eindringen würden. Sobald sie sehen würden, was wir zurückgelassen hatten, würden sie ihre Fahrt fortsetzen. Darauf, dass sie wendeten, konnten wir nicht hoffen, denn das war auf dieser schmalen Straße gar nicht möglich. Wenn wir einfach warteten und stehen blieben, wo wir uns befanden, würden sie uns im Vorbeifahren mit Sicherheit entdecken.

Kurz überlegte ich, ob wir uns im Nachbargarten verstecken sollten. Aber rasch fiel mir ein, dass das Tor versperrt war, da der Nachbar nicht hier lebte, sondern nur zur Gartenarbeit herkam. Über den Zaun zu klettern würde entschieden zu viel Lärm machen. Außerdem schien es mir sehr wahrscheinlich, hier entdeckt zu werden, da sie auch in der Umgebung unseres Häuschens nach uns suchen würden.

Wir konnten aus der Einfahrt huschen und möglichst schnell die Straße hinunterlaufen, während sie versuchten, ins Häuschen zu kommen. Wenn nur die Scheinwerfer ausgeschaltet gewesen wären! Aber das waren sie nicht. Vielleicht war der Fahrer mit hineingegangen und der Lastwagen war unbewacht. Ich suchte nach Gründen, die den Fahrer bewogen haben könnten, das Fahrzeug zu verlassen, aber ich fand keinen einzigen. Wenn ich nur irgendwie herausfinden konnte, ob der Fahrer weg war. Aber das war unmöglich, ohne mich selbst zu zeigen.

Dann entschied ich, dass es besser wäre zu gehen, als zu bleiben. Selbst wenn der Fahrer im Auto saß, blickte er vielleicht nicht in unsere Richtung oder war sogar eingeschlafen. Und selbst wenn er uns sehen sollte, überlegte ich, wäre es immer noch besser, er sähe uns alleine, also bevor die anderen zurück waren – denn vielleicht entschied er sich in diesem Fall, einfach „in die andere Richtung“ zu schauen.

Mir war klar, dass jedes weitere Zaudern nur darauf hinauslaufen konnte, dass wir unsere einzige Chance verpassten. Aber es war eine schwere Entscheidung. Ich wollte mich zuvor versichern, dass es wirklich keine bessere Alternative gab, aber es war mir unmöglich, klar zu denken. So entschied ich mich, meinen Plan Alice mitzuteilen und sofort zu handeln, sollte sie einverstanden sein. All das, mein Grübeln und mein Zögern, geschah in den kaum mehr als zwei Minuten, während der wir in der Nachbareinfahrt standen und unseren Atem anhielten. Ich legte meinen Finger auf Alices Lippen und tippte ihren Ellbogen an. Sie nahm meine linke Hand und drückte sie leicht und signalisierte mir so ihre Zustimmung zu allem, was ich vorhatte zu tun.

Welch ein Glück, dass wir Mignons Wägelchen geschmiert hatten. Binnen einer Sekunde traten wir aus dem Dunkel ins Licht. Wir blieben nahe am Zaun, gingen auf Zehenspitzen so schnell wie möglich davon und hielten weiterhin den Atem an. Bei der nächsten Querstraße bogen wir rechts ab, überquerten eine Wiese und erreichten eine andere Straße. Von dort gingen wir weiter, durch viele kleine Straßen und Gassen, wobei wir immer die schmalsten wählten. Wir mussten gut eine Viertelstunde gegangen sein, bevor wir wagten, zurückzuschauen, obwohl wir seit dem Moment unseres Aufbruchs nicht mehr das leiseste Geräusch gehört hatten.

Wir marschierten weiter, so schnell wir nur konnten, für einige Stunden und in eine Richtung, die uns einfach von unserem Heim und der Stadt wegführte. Als wir am Ende auf einer Waldlichtung haltmachten, waren wir viele Kilometer von der Stadt entfernt und die Sonne war längst aufgegangen.

Nun konnten wir es uns leisten, auszurasen, uns über unser riesengroßes Glück zu freuen und über alles, wodurch es möglich geworden war. Auch hatten wir endlich Zeit, unsere momentane Lage zu überprüfen. Die Information, die mir am Vortag noch so wichtig war, nämlich ob wir uns auf der Liste der zu Verhaftenden befänden, hatte ich ja nun auf höchst eindrucksvolle Weise erhalten.

Das volle Wissen darum, wie es um uns stand, war auch eine Erleichterung, zumindest für mich. Mir war nun klar, dass das Abenteuer, auf das einzulassen wir uns entschlossen hatten, absolut unvermeidlich war. Was immer der bevorstehende Grenzübertritt an Mühsal mit sich bringen würde, es würde es wert sein, solange wir dadurch unser Leben retteten!

*

Wir überquerten die kleine Lichtung und betraten wieder den Wald. Dann ließen wir uns nieder, um hier den Rest des Tages zu verbringen. Mignon spielte noch eine Weile, schlief aber bald ein. Alice und ich besprachen die Details unseres Plans, die sich leicht zurechtlegen und entscheiden ließen. Mit Ausnahme

eines einzigen Problems: Genau an diesem Tag hatte die Stadtverwaltung begonnen, die Lebensmittelkarten für den kommenden Monat auszugeben. Am Vortag hatte in der Stadt ein Freund darauf hingewiesen und mich beschworen, auf keinen Fall ohne diese Karten fortzugehen. Ich hatte die Achseln gezuckt, aber nun fiel es mir wieder ein und ich besprach es mit Alice.

Wir entschieden, dass es sehr riskant wäre, die Stadt aufzusuchen. Es war uns aber auch bewusst, dass es durchaus einige Tage dauern könnte, ehe wir die Schweizer Grenze erreichten und dass mehrere Tage ohne Nahrung unsere Entschlossenheit zermürben und die Fähigkeit, klar zu denken, zerstören könnten. Das Problem bestand also darin, ein Risiko gegen ein anderes abzuwägen, und war alles andere als leicht zu lösen. Am Ende entschied ich mich, in die Stadt zu gehen und mich umzusehen. Sollte es allzu schlimm aussehen, würde ich zurückkehren, ohne mich weiter um die Lebensmittelkarten zu kümmern.

Wir schon am vergangenen Tag ließ ich Alice und Mignon im stillen Wald zurück und begab mich zur Stadt. Diesmal ging ich aber nicht an unserem Häuschen vorbei. Ich versuchte, der Nachbarschaft so gut es ging auszuweichen, obwohl ich dadurch einen gut zweistündigen Umweg auf mich nahm. Endlich erreichte ich die Brücke über die Tarn, von der es direkt zur Stadtmitte ging. Eine Zeitlang ging ich auf und ab und beobachtete die Leute und den Verkehr. Da ich nichts Ungewöhnliches entdecken konnte, überquerte ich die Brücke, ging schnell durch die Hauptstraße – sie war fast menschenleer, da es nichts zu kaufen gab – und kam zum Marktplatz.

Vor dem Gebäude, das die Stadtverwaltung zur Verwaltung der Lebensmittelrationierung nutzte, hatte sich eine ordentliche Menschenmenge angesammelt. Ich trat ein und schaute mich um. Zwei Polizisten dirigierte die Leute zu den Schaltern, die im Hauptsaal in zwei Reihen angeordnet waren. Ich zögerte. „Wenn die Gendarmerie schlau ist“, dachte ich, „dann hat sie hier einige Agenten postiert, die die Leute beobachten, wenn sie ihre Papiere vorlegen.“ Ich suchte mir eine unauffällige Ecke und beobachtete von dort die Szenerie. Aber alles schien vollkommen normal und ich entschied mich, es zu riskieren, sollte es sich schnell machen lassen. Hier im Winkel herumzustehen, war unangenehm genug, aber in der Schlange zu stehen würde noch viel schlimmer sein. Ich wollte vorsichtig sein und so lange warten, bis sich die Schlange vor dem Schalter für „B“ verkürzt hatte. Aber wie lange ich auch wartete, es standen immer zehn, zwölf Leute in der Schlange und ich rechnete mir aus, dass es gut fünfzehn Minuten dauern würde, durchzukommen. Das war länger als ich riskieren konnte und meine Nerven halten würden. Ich entschloss mich, aufzugeben.

Beim Hinausgehen fiel mir ein Schalter auf, wo eine Frau gerade ihre Karten in Empfang nahm und niemand hinter ihr wartete. Dieser Schalter war für meinen Familiennamen nicht zuständig, aber einen Versuch war es wert und ich stellte mich hinter die Frau. Als ich an der Reihe war, sagte ich zu dem Mann: „Ich weiß, ich bin beim falschen Schalter. Aber vor dem richtigen steht eine lange Schlange und ich bin in Eile.“

Dann zeigte ich ihm meine Papiere und fügte hinzu: „Ich bin in großer Eile, und das aus gutem Grund!“

Er sah auf die Papiere. „*C'est bien compris, monsieur*“, sagte er mit gesenkter Stimme.

Er gab mir die Lebensmittelkarten und ich quittierte den Empfang.

„*Bonne chance!*“, sagte er, mit immer noch gesenkter Stimme.

Auf dem Rückweg zur Brücke fiel mir eine Straße weiter eine große Menschenansammlung auf. Ich erschrak kurz, aber dann fiel mir ein, dass ich mich auf der Hauptstraße befand und dass zweifellos in einem der Geschäfte irgendetwas verkauft wurde. Während ich näher kam, konnte ich es auch schon riechen: Frische Kekse. Das war eine Gelegenheit, die ich unmöglich verstreichen lassen konnte und so stellte ich mich in die Schlange. Nach einer halben Stunde stand ich im Laden vor der Theke und es gab immer noch Kekse, wenn auch nur eine einzige Sorte: *petits beurrés*. Ich überreichte der Verkäuferin meine drei nagelneuen Lebensmittelkarten und ersuchte um das Maximum, das darauf zu bekommen war. Sie trennte das Äquivalent für eine Woche Brotbezug von jeder der Karten und füllte die Waage mit eintausendfünfhundert Gramm *petits beurrés*. Welch ein Riesenberg Kekse! Ich war so stolz, dass ich es kaum glauben konnte.

Doch nun trat ein Problem auf. Ich hatte keine Tasche für die Kekse und die Frau hinterm Ladentisch sagte immer wieder „*Depêchez vous, monsieur: vite, vite!*“

Ich wusste, dass hinter mir eine Menge Leute standen, voll Ungeduld, endlich an die Reihe zu kommen und dass ich der einzige Grund für die Verzögerung war. Es war wirklich beschämend und ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte. Dann fasste ich mir ein Herz und gestand der Bäckersfrau hinter der Theke mein Vergehen offen ein:

„Es tut mir leid, aber ich habe keine Tasche bei mir.“

An die wartende Menge gewendet, verkündete sie in lautem, teils spaßenden, teils entschuldigendem Ton:

„Dieser Herr hat für die Kekse leider keine Tasche mitgebracht.“

Hinter mir wurde Murmeln hörbar und es gab eine Menge Bemerkungen, die ich nicht verstehen konnte. Ich bemerkte erst jetzt, dass die Schlange hinter mir ausschließlich aus Frauen bestand und ich schämte mich gleich noch mehr.

Nun konnte ich hinter mir eine von ihnen sagen hören: „Vielleicht will sich ja der Herr, *comme il faut*, seine Kekse in eine Papiertüte einpacken lassen.“

Papiertüten aber gab es schon seit einem Jahr nicht mehr. Dieser Witz hatte großes Gelächter zur Folge und entspannte die Lage.

Aber das Problem selbst war dadurch nicht aus der Welt geschafft.

„Es tut mir leid“, sagte ich zur Bäckerin, „dass meine Frau nicht gekommen ist. Sie würde niemals ohne Tasche aus dem Haus gehen. Aber nun müssen Sie mir bitte irgendetwas geben, worin ich diese Kekse einwickeln kann, denn sonst muss ich sie hier lassen.“

Während ich sprach, war es im Geschäft vollkommen ruhig geworden. Als ich fertig war, wollten alle wissen, was ich denn nun gesagt hätte. Eine neben mir stehende Frau nahm sich dieser Aufgabe an und verkündete mit eher freizügiger Interpretation:

„Dieser Herr schickt normalerweise die Frau einkaufen. Nur wenn es Kekse gibt, kommt er selbst, weil er Angst hat, dass sie unterwegs die Hälfte selbst isst.“

Als Lohn gab es donnerndes Gelächter. Dann fragte mich die Bäckerin: „Wer ist denn Ihre Frau?“

„Sie werden Sie nicht beim Namen kennen, aber sie ist klein, schlank und sie hat schwarzes Haar. Und so gut wie immer hat sie unser kleines Mädchen dabei.“

Nein, sie wusste nicht, wen ich meinte.

Ich fügte hinzu: „Das Kind sitzt in einem gelben, zweirädrigen Wagen. Die beiden Räder sind so groß wie bei einem Fahrrad.“

Da wusste sie sofort, um wen es ging und ein halbes Dutzend weiterer Frauen ebenfalls und ich hörte sie rufen:

„Oh, das ist *Madame* Burmetz – die mit dem *mignonne* kleinen Mädchen.“

„Ja, die kleine Dunkelhaarige und das Mädchen mit den Löckchen, die Österreicher.“

Die Sympathie in all diesen Stimmen war nicht zu überhören. Das waren die Leute, die Alice bei ihren täglichen Ausflügen in die Stadt kennengelernt hatte. Doch gerade jetzt erfüllte mich das eher mit Schrecken als mit Freude. Als unser Namen und unsere Herkunft so laut durch den Laden schallten, brach mir der Angstschweiß aus. Was wäre, wenn...

Bevor ich wusste, wie mir geschah, drückte mir eine Frau eine Einkaufstasche in die Hand. Die Kekse waren bereits darin. „Ich werde meine in der Schürze mitnehmen“, sagte sie nur.

Ich verließ den Laden und die Stadt so schnell es ging, ohne weitere Aufmerksamkeit zu erregen. Ich fühlte mich unsicher und unglücklich. Wenn sie mich jetzt erwischten, hatte ich es mir selbst zuzuschreiben. Wie lächerlich von

mir, die Sicherheit einer ganzen Familie zu riskieren – wegen einer Tasche mit Keksen.

Als ich aber vor der Stadt war, begann ich mich über meinen Erfolg zu freuen und stellte mir lebhaft vor, welch Riesenüberraschung diese Tasche voll Keksen für Alice und Mignon sein würde. Ich entschloss mich, kein Wort über die Vorfälle in der Bäckerei zu verlieren, um sie stattdessen die Kekse genießen zu lassen.

Seltsam, aber ich weiß nicht mehr, wie ich zurückkam. An diesem Punkt hat mein Gedächtnis eine Lücke, die ich mir nicht erklären kann. Habe ich Alice und Mignon auf der Lichtung getroffen? Oder im Wald? Hatte ich Probleme, wieder zurückzufinden? Waren sie mir entgegengekommen? Ich habe keine Ahnung. Ich weiß nur, dass ich kein Problem hatte, den Rückweg zu finden und das nächste, was ich weiß, ist, dass wir drei auf dem Weg zum Bahnhof von Marsac waren, einer kleinen Ortschaft, etwa fünfzehn Kilometer von Albi entfernt.

An den Weg dorthin erinnere ich mich sehr gut. Es hatte sich herausgestellt, dass der letzte Zug nach Toulouse bei Dämmerung abfahren würde und das bedeutete, dass wir am hellen Tag marschieren mussten, obwohl das Tageslicht in dieser Situation unser größter Feind war. Außerdem waren wir ziemlich spät dran und gar nicht sicher, ob wir es überhaupt rechtzeitig schaffen würden. Wir waren ja nicht einmal sicher, dass der Zug in Marssac halten würde. Wir konnten jeden Plan, Umwege durch schmale Gässchen oder über Wiesen zu machen, von vorneherein verwerfen und nahmen die Hauptstraße, auf der alle ein, zwei Minuten Lastwagen und Busse an uns vorbeifuhren. Unsere seltsame kleine Karawane muss auf jeden Passanten einen höchst verdächtigen Eindruck gemacht haben. Wir fühlten uns gar nicht wohl. Es mussten ja nur die Gendarmen vorbeifahren – wir waren auf der Hauptstraße nach Saint Sulpice – und sie brauchten uns dann nur noch aufzuladen. So einfach war es.

Immer wenn wir in unserem Rücken ein Fahrzeug hörten, mussten wir sofort an das morgendliche Erlebnis vor unserer Toreinfahrt denken. Wenigstens wussten wir nun, dass es nicht von uns abhing. Alles blieb dem Zufall überlassen. Wir konnten nichts tun als weitergehen, ruhig bleiben und hoffen, es würde kein Lastwagen der Gendarmerie vorbeifahren.

Um die Zeit, die wir auf dieser Straße verbrachten, möglichst zu verkürzen, liefen wir so schnell wir konnten, solange kein Fahrzeug in Sicht war und verlangsamt die Schritte zu einem normalen Tempo, sobald ein Fahrzeug sich annäherte. Wir hatten diese Straße noch niemals benutzt. Nach jeder Kurve erwarteten wir, den Ort zu sehen und jedes Mal wurden wir enttäuscht. Die Straße zog sich endlos dahin.

Als wir endlich in Marssac am Bahnhof ankamen, sahen wir zu unserer Erleichterung, dass er nicht bewacht war – weder durch Gendarmerie, noch durch Polizei. Der ganze Bahnhof bestand aus nichts als einem kleinen Bahnwärterhaus. Es stand an einem Eisenbahngleis und rundherum war Grünland, soweit das Auge blickte.

Der einzige Bahnwärter, eine Frau, war gerade gekommen. Sie erklärte uns, dass die Züge hier nur bei Bedarf stehen blieben und dass sie signalisieren würde, dass der Zug aus Albi für uns stehenbleiben solle. Sie bereitete auch den Transport von Mignons Wagen vor, der zu groß war, um ins Passagierabteil mitgenommen zu werden. Fahrscheine verkaufte sie keine.

Während wir auf den Zug warteten, gingen wir die Gleise auf und ab, ich mit Mignon auf dem Arm. So versuchten wir, von der Bahnwärterin immer weit genug entfernt zu sein, dass kein weiteres Gespräch entstehen konnte. Wir bereiteten uns auch darauf vor, möglichst dort zu warten, wo die Spitze des Zuges stehen bleiben würde, um von möglichst wenigen Leuten gesehen zu werden.

Als der Zug hielt, bestiegen wir rasch den ersten Waggon. Er war ziemlich überfüllt. Aber es war ein Lokalzug und an jeder Station stiegen Leute aus. Schon nach kurzer Zeit fanden wir Sitzplätze. Ich saß am Fenster, Alice, mit Mignon auf dem Schoß, neben mir. Im Abteil war eine lebhaftere Unterhaltung im Gange. Die Leute teilten belegte Brote und Wein untereinander. Wir lehnten uns zurück und versuchten rasch einzuschlafen.

Das Risiko, im Zug gefangen zu werden, hatte meine Gedanken den ganzen Tag beschäftigt. Wir hatten entschieden, getrennt zu reisen, zwar im selben Zug, aber in verschiedenen Abteilen und dass Mignon bei Alice sein würde. Sollte ich verhaftet werden, würden Alice und Mignon immer noch die Chance haben, frei zu bleiben. Sollte es umgekehrt kommen, würde ich mich um Alice und Mignon kümmern können.

Als wir aber sahen, wie bescheiden die Station von Marssac war, schien es unklug, uns zu trennen. Wir waren die einzigen und sowohl die Bahnwärterin als auch der Zugsschaffner wären davon ausgegangen, dass wir zusammengehören und hätten, wären wir getrennt eingestiegen, erst recht Verdacht geschöpft. Wir hatten darum entschieden, bis Toulouse, wo wir umsteigen mussten, zusammen zu bleiben.

Das nächste Problem bestand darin zu verhindern, unterwegs in irgendwelche Gespräche verwickelt zu werden. Sollte jemand den Verdacht haben, ich sei ein Ausländer, hätte mein Akzent ihn darin bestärkt. Bei Alice war es noch schlimmer. Sie brauchte nicht einmal einen einzigen Satz zu sagen und jedermann wusste, dass sie keine Französin war. Und Mignon! Wenn sie sprach,

dann sprach sie Deutsch! Unter diesen Umständen gab es nur eines: absolutes Schweigen. Das hatte für die Dauer der Bahnfahrt unsere Regel zu sein.

Ich hatte von Mignon vollkommenes Schweigen verlangt, ohne ihr dafür irgendeine Erklärung zu liefern. Sie hatte das bereitwillig, ohne jede Frage, akzeptiert. Das hatte es in der Vergangenheit nie gegeben, aber in den letzten zwei Tagen wurden ihr plötzlich derart viele Einschränkungen auferlegt, dass eine weitere offenbar keinen großen Unterschied mehr machte. Vielleicht ging es in ihrem kleinen Kopf auch bereits derart drunter und drüber, dass sie gar nicht erst auf die Idee kam, eine Erklärung zu verlangen.

Wir versuchten zum ersten Mal, wie gut oder schlecht wir in Gesellschaft anderer vollkommenes Stillschweigen bewahren konnten. Es stellte sich heraus, dass das beste Mittel, sich aus jeglicher Unterhaltung herauszuhalten, der ernsthafteste Versuch zu schlafen war. Es war nicht einmal wichtig, ob man nun schlief oder nur so tat als ob, es reichte, es zu versuchen, mit zurückgelehntem Kopf und geschlossenen Augen. Ich freilich versuchte wach zu bleiben, um über alles, was vor sich ging, Bescheid zu wissen.

Der Zug hielt etliche Male, wahrscheinlich an kleinen Haltestellen, denn die Aufenthalte waren kurz und von draußen war kaum ein Geräusch zu hören. Nach etwa einer Stunde kam der Zug in eine – ich fühlte es sofort – größere Station. Im Waggon gab es ein großes Gedränge, man hörte die Leute sich aufs Aussteigen vorbereiten und von draußen drang unüberhörbar Lärm herein. Nun rief der Schaffner auch schon den Namen aus: „Saint Sulpice!“

Saint Sulpice – dieser gefürchtete Name spukte mir im Kopf herum, seit wir den Zug bestiegen hatten. Hier befand sich das Lager, in das die Gendarmerie jeden brachte, den sie einfing. Sobald es genug Leute für einen Bahntransport gab, auf jeden Fall, bevor das Lager gefüllt war, würden die Deutschen sie zur Deportation übernehmen.

Saint Sulpice! Jedermann wusste, dass die Deportation den sicheren Tod bedeutete, auch wenn wir zu diesem Zeitpunkt nichts über die dabei angewendeten Methoden wussten. Wir wussten auch, dass Geschlecht oder Alter keinen Unterschied machten. Saint Sulpice! Ich hoffte inständig, der Zug würde weiterfahren. Leicht drückte ich Alices Finger in meiner Hand. Ich wollte ihr bedeuten, ihre Augen weiter geschlossen zu halten, gleichzeitig aber hellwach zu sein. Sie antwortete mit demselben Signal und so wusste ich, dass sie mich verstanden hatte.

Ich hielt meine Augen weiter geschlossen und fühlte trotzdem, dass das Abteil fast leer war. Die meisten der Leute mussten den Zug bereits verlassen haben und noch konnten nur wenige zugestiegen sein. Ich schloss daraus, dass der Zug noch einige Zeit hier halten würde. Von früheren Reisen nach Toulouse wusste

ich, dass der Zug hier üblicherweise etwa zehn Minuten Aufenthalt hatte. Ich hatte trotzdem gehofft, diesmal würde es kürzer sein. Ich wurde ungeduldig und blinzelte kurz. Es war niemand neben uns und so öffnete ich die Augen. Einige Zeit später hörte ich eine Gruppe von Leuten, die sich unserem Waggon näherten. Ich war erfreut, weil ich daraus schloss, dass man endlich begann, den Zug zu besteigen und die Abfahrt nun unmittelbar bevorstand.

Ich war enttäuscht, dass diese Gruppe nicht den Zug bestieg, sondern nur vorbeiging. Ich riskierte einen kurzen Blick aus dem Fenster und sah sie. Mehr als die Hälfte von ihnen waren mir bekannt. Sie waren aus Albi, Flüchtlinge wie wir. Ich schluckte den Gruß, der mir schon auf der Zunge lag, hinunter, als ich die Gendarmen vor und hinter ihnen sah. Ich lehnte mich zurück und hielt den Atem an. Das also waren jene, die die Gendarmerie an diesem Morgen aus Albi verschleppt hatte. Zweifellos waren sie im selben Zug gefahren. Nur waren sie in Albi eingestiegen, wir erst in der nächsten Station.

Welche ein niederschmetterndes, miserables Gefühl! Hier waren wir drei auf der Flucht in die Freiheit und dort, gerade jenseits des Fensters, eine Gruppe von fünfzehn oder zwanzig Leuten, um nichts anders als wir selbst, mit denselben Ängsten, Hoffnungen und Erwartungen, aber auf dem Weg in den Tod.

Welcher Richter ist es, der solche Entscheidungen trifft? Welche Macht ist es, die das sieht und zulässt? Außer einem Gefühl des Aufbegehrens vermochten meine Gedanken keine Antwort darauf zu geben.

Nochmals drückte ich Alices Hand, damit sie wachsam bliebe. Was ich gesehen hatte, erzählte ich ihr erst nach langer, langer Zeit.

Das einzige, was mir über die einstündige Fahrt von Saint Sulpice nach Toulouse im Gedächtnis blieb, ist das niederschmetternde Gefühl ohnmächtiger Auflehnung gegen die ganze Welt.

*

Wir erreichten Toulouse ohne Zwischenfall. Auf meinen Reisen nach Marseille hatte ich stets den letzten Zug aus Albi genommen und musste in Toulouse etwa dreieinhalb Stunden warten. Ich hatte die Zeit meist im Bahnhof verbracht, der Platz war mir inzwischen vertraut und so fühlte ich mich jetzt relativ entspannt.

Unser Zug ging von hier in Richtung Marseille, wir würden bis Tarascon mitfahren und mussten also wieder warten.

Wir entschieden, die meiste Zeit zusammen zu bleiben. Während der ersten eineinhalb Stunden dachten wir, der sicherste Ort würde der große Wartesaal sein.

Etwa ein Drittel der Fläche nahm der eigentliche Wartesaal mit seinen vielen Bänken ein, der mit Fahrgästen und deren Gepäck vollkommen überfüllt war.

Das anschließende Drittel war eine Art von Bar, wo zu Friedenszeiten an etlichen Tischen wohl Wein und andere Getränke serviert wurden. Jetzt gab es meist Soda mit Saccharin. Das letzte Drittel an der Rückwand war ein richtiges Restaurant. An zwei langen, mit Tischtüchern gedeckten Tischen wurden kleine Speisen serviert. Man konnte hier essen, was die Lebensmittelkarten hergaben. Sogar Fleisch stand auf der Speisekarte, wobei ein einziges Gericht aber die Abschnitte für die Fleischration einer ganzen Woche verschlang. Die erste Stunde verbrachten wir im eigentlichen Warteraum. Hier war es am einfachsten, sich aus jeglichem Gespräch herauszuhalten. Die Leute sammelten sich gruppenweise um ihre Koffer, ein Teil schlief, der andere Teil, obgleich ebenfalls müde, bewachte das Gepäck. Alice saß auf unserer Reisetasche und hatte Mignon auf dem Schoß, ich versuchte, uns etwas zu trinken zu holen.

Der Wartesaal wurde dann zur üblichen Zeit geschlossen, die Leute wurden ausgesperrt und zerstreuten sich in alle Richtungen auf die verschiedenen Bahnsteige. Hier kamen uns meine früheren Besuche zunutze, wir bestiegen einen leeren Zug, der ein bisschen außerhalb der Station stand und sich die nächsten drei, vier Stunden nicht vom Fleck rühren würde. Wir ließen uns in einem Abteil nieder und ruhten eine Stunde lang in vollkommener Dunkelheit auf den gepolsterten Sitzen aus. Wir fühlten uns sicher und geborgen.

Den letzten Teil der Wartezeit verbrachten wir auf dem Bahnsteig, an dem der Zug nach Marseille hereinkommen sollte. Das war unbedingt nötig, wollte man die Chance auf Sitzplätze wahren. Der Zug war stets so überfüllt, dass selbst die Gänge mit Passagieren vollgestopft waren.

Das Warten auf dem Bahnsteig war zwar ermüdend, aber weiter kein großes Problem. Die Bahnsteige wurden niemals von Polizei, Gendarmerie oder Militär kontrolliert. Zwar standen Unmengen von Leuten in verschiedensten Uniformen herum, doch diese Leute waren selbst Reisende und befanden sich höchstwahrscheinlich auf Urlaub. Sie wollten nichts anderes als wir – einen Sitzplatz im Zug bekommen.

Der Zug fuhr nach Mitternacht ein, das Einsteigen war leicht, aber es waren keine Sitzplätze mehr frei und das brachte schwere körperliche Belastungen mit sich. Wir mußte auf dem Gang stehen und Mignon wechselte immer wieder von Alices Armen in meine und wieder zurück. Neben uns stand ein Offizier irgendeiner Spezialeinheit der französischen Armee. Immer wieder fragte er, ob er seiner Heimat so und so lange hatte dienen und Offizier dieses und jenes Dienstgrades hatte werden müssen, um dann „auf dem Gang zu reisen“.

Ununterbrochen mußte jemand vorbei und den Korridorpassagieren gingen kaum die Worte aus, um ihren Ärger und ihren Widerwillen zu äußern,

wenn sie den Weg frei machen sollten. Jeder Waggon hatte zwei Toiletten, an jedem Ende eine, aber die konnten nicht benutzt werden, da auch sie von Reisenden belegt waren. Unter diesen Umständen fühlten wir uns so sicher wie die ganzen letzten zwei Tage nicht.

Irgendwie bekam Alice dann einen Sitzplatz in dem Abteil, neben dem wir standen, und nahm Mignon auf ihren Schoß.

In Tarascon mussten wir umsteigen, da der Zug weiter Richtung Süden fuhr, während unser Weg Richtung Nordosten in die Schweiz führte. Wieder mussten wir eine Zeit warten. Der große Wartesaal war gesperrt, der kleine komplett überfüllt. Ich weiß nicht mehr, wie wir Tarascon verließen. Immer wenn ich an diesen Ort denke, sehe ich uns auf dem Bahnsteig auf- und abmarschieren, während Mignon um etwas zu trinken bittet. Es war immer noch Nacht, doch bis zur Dämmerung konnte es nicht mehr lange dauern.

Das nächste Bild, das mir in den Kopf kommt, ist der frühe Morgen, entweder bei der nächsten Umsteigestation oder immer noch in Tarascon. Die Luft war kühl und wir zitterten, als wir den Bahnsteig entlang zu unserem Zug gingen. Irgendwo stießen wir auf einen kleinen Stand des Roten Kreuzes, wo eine Feldküche vor sich hin dampfte. Dank den Hilfslieferungen, die vom amerikanischen Roten Kreuz gekommen waren, servierten sie für durchreisende Kinder warme Milch aus Milchpulver und Croissants. Hier bekam Mignon ihr heißes Getränk und ein frisches, knuspriges Croissant.

Von nun an reisten wir getrennt. Zwar bestiegen wir gemeinsam den Zug, damit ich Alice mit Mignon helfen konnte, aber bevor sie sich gesetzt hatte, trennten wir uns und ich ließ mich zwei Waggon dahinter oder davor nieder. Etwa alle halben Stunden kam ich vorbei, nahe genug, dass – ohne die anderen Passagiere aufmerksam zu machen – Alice und ich einen schnellen Blick austauschen konnten, nur um sicher zu sein, dass alles in Ordnung war.

Abgesehen davon weiß ich von der Bahnreise dieses Tages rein gar nichts mehr. Es war der dritte Tag unserer neuen Zeitrechnung, die mit der Mondfinsternis begonnen hatte. Ich weiß, dass wir am späten Nachmittag in Valence ausstiegen und unsere Reise für zwölf Stunden unterbrachen, aber den Grund dafür weiß ich nicht mehr. Ob uns nun irgendein Zwischenfall aus dem Zug gescheucht hatte oder ob, umgekehrt, unsere Reise so zufriedenstellend verlief, dass wir uns einfach eine Pause gönnen konnten – ich kann es nicht sagen. Es ist auch vorstellbar, dass ich etwas detailliertere Karten der schweizerischen Grenzregion brauchte, oder dass der Aufenthalt von Anfang an eingeplant war, um genau zur geplanten Zeit in der Grenzregion anzukommen. Genauso gut könnte es auch sein, dass uns einfach der Zugfahrplan zu dieser Unterbrechung zwang.

In Valence kämpften wir mit der Frage, ob wir ein Hotelzimmer nehmen sollten oder nicht. Die Frage war: Was war das größere Risiko? Sich an öffentlichen Orten wie Straße oder Bahnhof aufhalten – oder in einem Hotel?

Hätte man nur herausfinden können, ob hier bereits Deportationen in Gang waren oder nicht, oder ob sie vielleicht schon wieder beendet worden waren. Aber wie, ohne das Risiko einzugehen, entdeckt zu werden? Wir konnten ja nicht gut die Leute auf der Straße anhalten und fragen. Sollte ich in eines der Geschäfte gehen und versuchen, etwas zu erfahren?

Schließlich entschieden wir, dass, egal wie die Verhältnisse hier waren, der späte Nachmittag und die erste Hälfte der Nacht die ungefährlichste Zeit wären, da die Verhaftungen üblicherweise in der Früh erfolgten. Wir suchten nach einem Hotel, das weder so groß noch so klein war, dass wir mit einer Kontrolle rechnen mussten. Wir fanden ein mittelgroßes Hotel, nicht zu weit vom Stadtzentrum.

Ich ging allein, um alles vorzubereiten und bemühte mich, so gut ich konnte, mit Pariser Akzent zu sprechen, der der einzige Akzent war, den ich kannte. Nachdem ich ein Zimmer gebucht hatte, sagte ich scherzend zur Rezeptionistin, dass ich aus einigen Städten von Razzias gehört hätte, hier aber auf eine angenehme Nachtruhe hoffe. Und dann fragte ich: „Können Sie mir sagen, ob man die Menschen in dieser Stadt in Ruhe schlafen lässt?“

Sie antwortete: „Ich kann Ihnen völlige Ruhe ohne jede Störung versichern. In den zwanzig Jahren, in denen meine Familie dieses Hotel führt, hat es nie auch nur eine einzige Razzia gegeben.“

Damit hatte ich alle Informationen, die ich brauchte. Dass sie nicht einmal eine Ahnung zu haben schien, wovon ich gesprochen hatte, legte den Schluss nahe, dass Deportationen in Valence bisher noch unbekannt waren. Für mich hieß dies, dass die Gefahr von Razzien hier noch in der Luft lag, dass es jederzeit losgehen konnte, zum Beispiel morgen Früh.

Natürlich brauchte ich hier keine Angst haben, mich auf einer Liste zu befinden. Es war undenkbar, dass ich in Valence auf einer Liste stand. Aber nach meinen Erfahrungen in Marseille wusste ich, was es bedeutete, sich während so einer Operation im Hotel zu befinden. Liste oder nicht Liste, war einer Ausländer, nahmen sie ihn mit.

Ich ging hinaus, um Alice und Mignon auf unser Zimmer zu holen. Meine Befürchtungen behielt ich lieber für mich. Alles andere wäre dem eigentlichen Zweck unseres Hotelaufenthalts zuwider gelaufen. Aber ich entschied, dass wir das Hotel vor der Dämmerung verlassen müssten und den Rest der Zeit auf dem Bahnhof verbringen würden.

Ich weiß, dass noch Tageslicht war, als wir das Zimmer bezogen. Ich weiß auch noch, dass Alice und ich gleich danach wieder gingen, nicht ohne Mignon genaueste Anweisungen zu erteilen, wie sie sich zu verhalten habe. Nach den letzten drei Tagen war sie gewohnt, Instruktionen auch ohne die obligaten Erklärungen zu befolgen, aber diesmal lief das nicht ohne beträchtliche Schwierigkeiten ab.

Wieder fehlen mir etliche Details. Ich weiß, dass Alice und ich irgendetwas besorgen mussten. Warum wir beide gleichzeitig gehen mussten und welcher Einkauf so wichtig war, ich weiß es nicht. Ich weiß aber, dass wir nicht lange unterwegs waren und dass ich beim Zurückkommen ein kleines privates Abteil in einer Ecke des Speisesaales entdeckte. Ich bat den Besitzer, uns dort unser Nacht Mahl einnehmen zu lassen und dann genossen wir, vor allem Mignon, die in der entspannten Atmosphäre vor Glück und Freude strahlte, das gemeinsame Essen.

Am nächsten Morgen verließen wir das Hotel um drei Uhr früh. Mignon schlief noch fest, als ich sie durch die Straßen von Valence zum Bahnhof trug. Alles lief perfekt und wir bestiegen den Zug nach Annemasse.

*

Der Zug war ziemlich voll. Die Morgensonne schien durch die Fenster auf der rechten Seite. Ich war allein, zwei Waggons vor Alice und Mignon. Die Leute in meinem Abteil waren gerade beim Frühstück. Jeder zog belegte Brote aus der Tasche, manche hatten Wein, einer hatte sogar ein Stück Brathuhn. Nicht zwei von ihnen gehörten zusammen, so schien es, doch sie frühstückten alle gemeinsam. Das war in den Zügen so üblich und kam bestimmt daher, dass Franzosen es gewohnt sind, ihre Mahlzeiten stets pünktlich einzunehmen und gerade jetzt war eben Frühstückszeit.

Während jeder seine Brote aß, wurde der Wein unter allen geteilt und mein vorgetäuschter Schlaf half diesmal nichts. Als mein Nachbar zur Rechten seinen Wein getrunken hatte, weckte er mich einfach auf, deutete auf seinen leeren Aluminiumbecher und der Mann gegenüber, der die Flasche hielt, füllte ihn halbvoll mit Rotwein und ich musste ihn nehmen.

„*A la santé de tous*“, sagte ich und trank. Der Wein war eher sauer. Als ich fertig war, gab ich den Becher an den Mann zur Linken weiter, der nun seinen Anteil bekam. Ich sagte „*Merci*“ und lehnte mich zurück, als ob ich meinen Schlaf fortsetzen wollte. Sie wünschten mir „*bonne nuit*“ und setzten ihre typische Eisenbahnunterhaltung fort, die sich um die tägliche Arbeit und die täglichen Sorgen drehte: Wie die Arbeit im Weingarten vorankam, über die Schwierigkeiten, Kupfersulfat zum Spritzen der Pflanzen zu bekommen, über die Preise verschiedener Waren.

Ich hatte Alice und Mignon schon einige Zeit nicht mehr gesehen, da es nicht einfach war, sich durch die überfüllten Gänge zu kämpfen. Als der Zug hielt, nützte ich es aus, verließ meinen Waggon, ging zwei Waggons zurück und bestieg wieder den Zug. Ich sah Alice in ihrem Abteil, mit Mignon auf dem Schoß, die fest zu schlafen schien. Alice hatte die Augen offen, aber sie wirkte sehr müde. Es war eindeutig, dass Alice gerne geschlafen hätte, es aber nicht wagte, aus Angst, Mignon fallen zu lassen. Nun entdeckte Alice mich und ihr Gesicht hellte sich mit einem Mal auf. So plötzlich, dass ich schon befürchtete, der Mann gegenüber würde es merken. Rasch wandte ich mich ab. Nach einer Minute drehte ich mich zurück. Nun schloss Alice für eine Sekunde langsam und unauffällig die Augen, öffnete sie dann wieder und sah mich kurz an. Aus diesem Zeichen schloss ich, dass ihre meine Besorgnis bewusst war und dass es ihnen beiden gut ging. Beim nächsten Halt begab ich mich wieder einige Waggons zurück, nach zwei, drei weiteren Aufenthalten hatte ich auch wieder einen Sitzplatz. Diese Prozedur wiederholte ich immer wieder, um mit meinen beiden Mädchen in Kontakt zu bleiben.

Einmal fand ich Mignon in einer „Unterhaltung“ mit einer gegenüber sitzenden Dame. Soweit es aus einiger Entfernung zu erkennen war, bombardierte diese sie mit einem anhaltenden Fluss von Worten, welche in einer Fülle von Tonlagen und Rhythmen nur so heraussprudelten. Dazwischen machte sie immer wieder eine Pause und blickte, auf eine Antwort wartend, einladend auf Mignon. Mignons Antwort kam erst, als sie sah, dass es kein Entkommen gab und sie das absolute Schweigegebot brechen musste. Etliche Male war ihre Antwort einfach „non“, was entweder, „ich verstehe nicht“ oder wirklich „nein“ bedeutete. Einmal war die Antwort „oui“, als die Frau ihr etwas gab, ich glaube etwas Essbares, und zweimal hintereinander sagte sie ihren Namen, „Mignon“. Diesmal schlief Alice, oder tat wenigstens so.

Nach Lyon änderte sich die Atmosphäre in meinem Abteil abrupt. Die meisten Leute, die mit mir gefahren waren, stiegen aus, andere stiegen ein. Neue Unterhaltungen begannen, aber zurückhaltend und mit gesenkter Stimme. Es schien, als ob irgendein unsichtbares Gewicht all diese Leute bedrückte.

Aber nach dem Austausch von Grußformeln sprudelte das wirkliche Thema, das sie beschäftigte, heraus wie überkochendes Wasser. Nun konnte sie nichts mehr zurückhalten. Jeder der Hinzugekommenen versuchte den anderen mit Neuigkeiten zu übertreffen.

Es ging darum: Die Stadt Lyon hatte gerade die große Razzia hinter sich. Wagenladungsweise waren Leute gefangen genommen worden, die nach Deutschland deportiert werden sollten – Männer, Frauen, Kinder. Man hatte sie

aus Wohnungen geholt, aus Hotels, aus Restaurants, aus Straßencafés, von der Straße und – gar nicht lange her – vom Bahnhof, aus den Wartesälen und von den Fahrkartenschaltern. Jede Person musste sich ausweisen. Wer nicht die passenden Papiere vorweisen konnte oder Ausländer war, wurde mitgenommen.

Einer der Passagiere, ein eloquenter, außergewöhnlich gut gekleideter Mann in den Vierzigern, vielleicht ein reisender Geschäftsmann, erzählte seine Erlebnisse in allen Details. Lebhaft gestikulierend und sehr aufgeregt erzählte er, wie in seinem Hotel etliche Gäste aus ihren Zimmern gezerrt worden wären. Danach hätte man sie in eine Ecke der Hotelhalle zusammengestellt, die durch einen Strick abgetrennt worden war. Dort, so war er sich sicher, hatten sie auf den Polizeiwagen gewartet, der sie ins „Empfangslager“ bringen würde.

Ein Gedanke hämmerte in meinem Kopf: Was würden wir tun, wenn sie den Zug durchsuchten? Ich hatte keine Antwort. Wenn sie den Zug durchsuchten, waren wir so gut wie verloren. Dann aber sagte meine Vernunft, dass das Durchsuchen von Zügen für sie ein zu großer Aufwand sein würde, ein Aufwand, der mehr Ärger mit sich brächte, als die Flüchtlinge wert waren.

Es war wieder einmal Zeit, nach Alice zu sehen. Diesmal wollte ich den Zug nicht verlassen, aber er war immer noch zu überfüllt, um sich einfach durch die Gänge zu boxen. Ich wartete daher auf den nächsten Halt, wenn die Leute im Korridor den Aussteigenden wie den Einsteigenden bereitwillig Platz machten, denn die Neuankömmlinge passieren zu lassen, war weitaus angenehmer als von ihnen überrannt zu werden. Während des Aufenthalts schaffte ich es von der Mitte meines Waggons zur Mitte des nächsten Waggons, wo ich den nächsten Aufenthalt abzuwarten hatte.

Auch in den Korridoren drehten sich die Gespräche um nichts anderes als die Razzien in Lyon. Da die Leute glaubten, ich sei gerade zugestiegen, bombardierten sie mich mit Fragen über „meine“ Stadt. Ich antwortete, dort wo ich gewesen sei, hätte ich zwar ganz allgemein von *la chose* gehört, wisse aber keine Details und gesehen hätte ich ohnehin nichts. Damit kam ich aber nicht wie geplant davon, denn nun musste ich mir alle Details anhören, die sie über Lyon wussten. Das war mir gar nicht recht. Erstens war ich überhaupt nicht in der Laune zuzuhören, ich wusste mehr als genug und ich wollte nach Alice und Mignon sehen. Zweitens wollte ich ja den nächsten Aufenthalt nicht versäumen. Als es soweit war, sagte ich einfach „*excusez moi*“ und ging zur Mitte des nächsten Waggons weiter. Alice und Mignon waren beide da.

Da Alice mich nicht zu sehen schien, kam ich näher. Sie sah mich immer noch nicht an. Aber jetzt konnte ich ihr Gesicht deutlich sehen. Es war komplett verändert. Ihre Augen waren rot, ihre Lippen geschwollen. Kein Zweifel, sie hat-

te zu viel gehört und schien unbeschreiblich zu leiden. Ich wusste, es war sinnlos, sie an ihre eigene Sicherheit zu erinnern, wenn sie wegen anderer Leute Elend litt. Einige Minuten später erkannte sie mich wenigstens, aber ihr Gesicht war so düster wie zuvor. Es war mir klar, dass alle Abteilmachbarn deutlich sehen mussten, wie betroffen sie war, aber ich konnte nichts dagegen tun. Ich wartete noch ein paar Minuten und als sie wieder einmal zu mir her sah, legte ich meine Hände ineinander, als Zeichen von Ermutigung. Sie lächelte kurz und presste dabei die Lippen zusammen um nicht zu weinen. Danach zog sie Mignon an sich, um mir zu zeigen, dass ihre Gedanken nun wieder in der Gegenwart angekommen waren. Mignon hatte geschlafen, wenigstens das war ein Glück.

So ging ich wieder. Diesmal aber ging ich nur bis zur Mitte des nächsten Waggons und kam öfter zurück, um schnell nach den Mädchen zu sehen. Alles beruhigte sich wieder. Alice gewann die Kontrolle über sich selbst zurück, Mignon wachte auf und war für den Rest der Reise in guter Laune.

*

Kurz vor Annemasse merkte ich, dass die Leute ihre Papiere aus der Tasche holten. Zuerst war mir der Sinn davon nicht klar, aber dann durchfuhr es mich: Sie holten ihre *cartes d'identité* heraus!

Es hieß nicht mehr und nicht weniger, als dass diese Leute, die sich aufs Aussteigen vorbereiteten und, mit den Gepflogenheiten des Bahnhofs vertraut, aus Erfahrung wussten, dass sie beim Verlassen des Zuges ihre Papiere zur Hand haben mussten. Darauf war ich nicht vorbereitet. Und nun blieb nicht mehr viel Zeit. Hätte ich es gewusst, wären wir einfach eine Station vor Annemasse ausgestiegen. Wie dumm von mir, zu einem Bahnhof zu fahren, der so nahe an der besetzten Zone lag!

Doch dann dachte ich: Nur keine Panik! Vielleicht wollen diese Leute in die besetzte Zone wechseln und richten ihre Papiere darum her. Ja, das muss es sein und folglich betrifft es uns überhaupt nicht. Ich entschloss mich, aufs Beste zu hoffen, aber aufs Schlimmste vorbereitet zu sein. Meine erste praktische Entscheidung war, so nahe wie möglich zu Alice zu kommen um in der Lage zu sein, rasch mit ihr zu kommunizieren.

Ich boxte mich zu Alices Waggon durch. Sobald sie mich sah, gab ich ihr ein Zeichen, sich fertig zu machen, aber zu warten, bis ich sah, dass der Weg frei war.

Inzwischen hatten fast alle Reisenden ihre Papiere in der Hand, während die anderen immer noch beschäftigt waren, sie herauszukramen. Mir fiel auf, dass alle Papiere von derselben Art waren und dass ich diese Art von Papieren noch nie zuvor gesehen hatte. Ich dachte, dies müsse ein spezieller Ausweis sein, bestimmt der Ausweis, der nötig war, wollte man die Grenze zwischen den beiden

Zonen Frankreichs überqueren, und in diesem Fall würde es uns nicht betreffen. Aber ich wusste natürlich nichts Genaues und mein Gefühl schwankte zwischen Angst und Hoffnung.

Je näher wir Annemasse kamen, desto gespannter wurden meine Nerven. Plötzlich fiel mir ein: Was, wenn alles einzig und allein davon abhängt, wie rasch wir agieren können? Was ist, wenn wir nur dann sicher davonkommen, wenn wir die Ersten sind? Ich war immer noch klar genug im Kopf, um eine schnelle Entscheidung zu treffen. Wir mussten darauf vorbereitet sein, als erste auszusteigen, sollte es sich als nötig erweisen, mussten gleichzeitig aber darauf achten, eine drohende Gefangennahme dadurch nicht zu beschleunigen.

Ich winkte Alice, mir rasch zu folgen. Dann kämpfte ich mich zum Waggonausgang vor, Alice blieb mit Mignon dicht hinter mir. Als der Zug in die Station einfuhr, stand ich auf dem Trittbrett, eine Hand am Gepäck, die andere fest am Haltegriff.

Als der Zug langsam genug war, sprangen etliche Leute ab und liefen in Richtung des Ausgangs. Der Ausgang war noch zu weit weg, um alle Details unterscheiden zu können, aber ich konnte immerhin sehen, dass dort fünf oder sechs Uniformierte warteten.

Zwei waren in der gewohnten Uniform der Bahnbediensteten. Sie standen bei Ankunft eines Zuges immer am Ausgang. Die Passagiere mussten ihnen an einer Sperre die Fahrkarten aushändigen und ihre Aufgabe bestand darin, die Karten zu kontrollieren. Die anderen Uniformen waren mir nicht bekannt.

Während der Zug immer noch rollte, blieb ich auf dem Trittbrett stehen und beobachtete den Ausgang genau. Ich musste wissen, ob es sich hier um eine normale Prozedur handelte oder nicht. Wenn es eine normale Prozedur war, würden die ersten Reisenden, die die bereits im Laufschrift unterwegs waren, ihre Tickets abgeben und blitzartig passieren. Bei den nächsten würde es schon ein bisschen länger dauern und am Ende würde sich eine kleine Schlange bilden, die sich gegen den Ausgang bewegte.

Ich sah die ersten Reisenden bei der Kontrolle ankommen. Sie kamen dort zum Stehen, genau so erging es den Nachfolgenden. Binnen Sekunden hatte sich eine Schlange formiert und ich konnte nicht mehr sehen, was beim Ausgang los war. Eines aber war klar: Das war nicht die übliche Fahrscheinkontrolle – wahrscheinlich fand beim Tor auch eine Kontrolle der Personalpapiere durch die Polizei statt.

Inzwischen waren alle Passagiere beim Ausgang zusammengelaufen, jeder hatte seinen Ausweis in der Hand. Ich hielt eine Frau auf und fragte sie: „Was verlangen die dort am Ausgang?“

„Sie müssen Ihre Zugangsberechtigung vorweisen, wenn sie diese Zone betreten wollen.“

Dabei zeigte sie mir ihre Karte und fügte hinzu: „Die bekommt jeder, der hier lebt und hinein- oder hinaus muss. Das ist hier ein Grenzbezirk, wissen Sie, die Kontrollen sind sehr streng.“

Ich versuchte rasch zu überlegen. Würden wir versuchen, durch die Sperre zu gehen, würden sie uns anhalten und uns irgendeiner Behörde zum Verhör übergeben, wo man uns als Ausländer identifizieren und verhaften würde. Würden wir hier so lange stehen, bis die Schlange sich verflüchtigt hatte, würden wir die einzigen sein, die noch herumstanden. Sie würden dann kommen und uns erst recht nach unserer Zugangsberechtigung fragen, damit sie das Tor schließen konnten.

Damit konzentrierte ich mich nur noch auf eines: Irgendeinen anderen Ausgang dieses Bahnhofs zu finden. Ich sah mich um. Ich sah einen Mann, der versuchte, die Türe zum Wartesaal zu öffnen, aber sie war verschlossen. Nochmals sah ich mich um. Aber es war sinnlos, ich konnte nicht einen einzigen anderen Weg finden, über den diese Station zu verlassen war. Dann aber stach mir das riesige Fenster der Gepäcksaufgabe gleich gegenüber dem Bahnsteig ins Auge. Das Fenster führte zum Raum für die Gepäcksaufbewahrung und, nachdem keine Tür vom Bahnsteig zu diesem Raum führte, musste dieser Raum einen Ausgang zur Straße haben. Hinter dem Fenster warteten zwei Männer auf die Gepäcksscheine. In diesem Moment tat ich das, was ich heute die schnellste und effektivste Entscheidung meines Lebens nenne.

Zuerst steckte ich unsere Fahrkarten so in die Brusttasche meines Jacketts, dass sie oben ein Stück herausragten. Dann nahm ich Mignon von Alice in den rechten Arm. In die linke Hand nahm ich unsere Decken, in die rechte die Aktentasche. Es sollte deutlich sein, dass ich keine Hand frei hatte. Ich wies Alice an, mir dicht auf den Fersen zu bleiben. Nun ging ich schnellen Schrittes zum Gepäcksschalter. Ich stieg auf die niedrige Theke und auf der anderen Seite wieder hinunter und Alice folgte mir. Die beiden Beamten sprangen überrascht auf.

„*Tenez, monsieur, tenez*“, sagte ich gehetzt zu einem von ihnen und deutete ohne stehenzubleiben mit der Nase auf die Karten, die aus der Brusttasche ragten.

Er zögerte.

„*Tenez les billets*“, wiederholte ich.

Nun zog er die Fahrkarten aus meiner Tasche und drehte sich zum anderen Mann. Wir aber setzten den Weg, immer noch höchste Eile vortäuschend, durch ihr Büro fort. So traten wir auf die Straße, überquerten den Platz, ohne

uns um den Verkehr zu kümmern und mischten uns auf der anderen Seite unter die Menge. Wir hatten es geschafft. Wir waren draußen!

*

Der Platz, an dem wir standen, erwies sich als die Endstation der elektrischen Bahn nach Samoëns. Das war genau unser Ziel, wie wir es schon in Albi entschieden hatten.

Es war fast Mittag. Über den Platz kamen immer noch die Leute, die den Bahnhof verließen. Mit eher gemischten Gefühlen betrachteten wir, halb zufrieden, halb verärgert, wie die Spezialpolizei die Papiere der Reisenden am Ausgang kontrollierte. Sie waren zu dritt, wahrscheinlich Grenzbeamte. Zwei von ihnen kontrollierten die Papiere und reichten dann und wann welche an den Dritten weiter, der ihr Vorgesetzter zu sein schien.

Wir hatten ein starkes Bedürfnis, diesen Platz so rasch wie möglich zu verlassen. Aber zuvor war noch Mignons Wagen zu holen, den wir zu Beginn der Reise in Marssac aufgegeben hatten. Deswegen mussten wir warten, denn es dauerte immer seine Zeit, bis das Gepäck hereingebracht wurde. Ich hatte absolut keine Lust, zum Gepäckraum zurückzukehren, solange die Spezialpolizei noch beim Ausgang war. Meine Hoffnung war, dass die Polizisten verschwinden würden, sobald alle Passagiere draußen waren und das Tor geschlossen wurde. Und so war es auch. Nach etwa zwanzig Minuten war das Tor zu und die Uniformierten machten sich fertig zum Abmarsch.

Inzwischen war die Elektrobahn gerade dort angekommen wo wir standen und eine große Menge machte sich bereit, sie zu stürmen. Wir hatten ein paar Minuten zuvor den ausgehängten Fahrplan studiert und gesehen, dass der Zug in fünfzehn Minuten abfahren sollte und wir auf den nächsten zwei Stunden würden warten müssen. Ging es nach der wartenden Menge, war klar, dass es ohne ordentliche Drängerei unmöglich sein würde, den Zug zu besteigen und dass man am besten gleich damit anfinge. Unser Bestreben, diesen Ort zu verlassen, war erfolgreich, Alice kam schnell mit Mignon in einen Waggon und ergatterte einen Sitzplatz.

In der Zwischenzeit war die Polizei abgezogen, ich überquerte schnell den Platz und zeigte beim Straßenfenster des Gepäckraumes meinen Schein vor. Aber Mignons Wagen war noch nicht da. Sie waren nicht sicher, ob bereits alles Gepäck vom Zug hereingebracht war. Ich wartete noch zehn Minuten, aber der Wagen war immer noch nicht da.

Die zwei Waggon der Elektrobahn nach Samoëns waren inzwischen zum Platzen voll. Selbst auf den Trittbrettern standen Fahrgäste. Ich raste über den Platz. Einen Moment lang überlegte ich, auf den Zug aufzuspringen und auf Mi-

gnons Wagen zu verzichten. Aber schnell wurde mir klar, dass unsere langen Märsche über die Grenze sich ohne Wagen schon rein physisch als unmöglich erweisen würden. Mir fiel ein, wie schwer es gewesen war, Mignon in Valence vom Bahnhof ins Hotel und wieder zurück zu tragen. Mignon selbst war ja für ihre fünf Jahre eher ein Leichtgewicht, aber der Gips wog schwer. Ich entschied, dass wir ohne Mignons Wagen nicht abfahren konnten.

Nun ging es nur noch darum, Alice und Mignon wieder aus dem Zug zu holen. Sie mussten irgendwo da drinnen sein, waren von außen aber nicht zu sehen. Es war klar, dass mir niemand Platz machen würde, damit ich nach ihnen suchen könne. Aber unter keinen Umständen konnte ich Alice mit Mignon allein fahren lassen. Selbst wenn Alice wusste, wo sie aussteigen sollte, was würde sie tun, wenn sie da war? Wo würde sie die zwei Stunden bis zur Ankunft des nächsten Zuges warten, ohne aufzuliegen? Ich war sicher, diese ungeplante Trennung würde Alice nicht nur besorgt und verzweifelt machen, es würde auch mit ihrer und Mignons Gefangennahme enden.

Trotzdem konnte ich mich nicht entschließen, ohne den Wagen abzufahren. Die einzige Alternative war also, Alice aus dem Zug herauszurufen. Das musste schnell geschehen, denn gleich würde er abfahren. Ich bat die Leute auf dem Trittbrett, die folgende Nachricht weiterzugeben: „*Madame Burmetz, descendez s'il vous plait*“ und, weil mir gleich klar war, dass dies sie erschrecken würde, als Folgebotschaft: „*Votre mari vous demande*“. Diese Botschaft wurde von den Passagieren mit lauter Stimme wiederholt und jedes Mal, wenn ich unsere Namen durch den Waggon schallen hörte, zuckte ich zusammen.

Am Ende kam Alice heraus, Mignon auf dem Arm. Alice sah ein bisschen besorgt aus, aber als sie mich sah, hellte ihr Gesicht sich auf. Schnell erklärte ich ihr: „Wir müssen auf den nächsten Zug warten, Mignons Wagen ist noch nicht da.“ Mignon schien zufrieden, da wir wieder beide bei ihr waren. Nun, da die meisten Leute abgefahren waren, gab es auch eine freie Bank und wir setzten uns. Ich wartete eine halbe Stunde und ging wieder nach unserem Wagen fragen. Inzwischen stand fest, dass alles Gepäck hereingekommen war, doch der Wagen war trotzdem nicht da. Sie sagten mir, oft käme noch Gepäck mit dem folgenden Zug, der aber erst in einigen Stunden eintreffen würde.

Das war entmutigend. Erstens, weil wir dann auch den nächsten Zug nach Samoëns verpassen würden, zweitens, weil das Warten ja vielleicht trotzdem vergebens war. Also dachten wir über die Sache mit dem Wagen neuerlich nach. War er wirklich nötig? Würden wir ihn auf den Fußpfaden durch die Alpen überhaupt verwenden können? Er hatte zwar nur zwei Räder, zwei große Räder,

die ihn gerade für Bergwege besonders brauchbar scheinen ließen, aber die Wege konnten sich genauso gut auch als zu schmal erweisen.

Wir entschieden, dass der Wagen unverzichtbar sein würde, nachdem die Berge überquert waren. Wir würden dann viele Kilometer durch Täler zu gehen haben, die am Ende zu irgendeinem Bahnhof führten. Das Marschieren könnte tagelang dauern. Mignon dabei zu tragen, könnte uns überfordern. Und nicht nur das, es könnte auch so viel Aufmerksamkeit auf uns lenken, dass wir noch in der Grenzregion gefasst und zurückgebracht werden könnten, woher wir gekommen waren.

Diese Überlegungen gaben den Ausschlag dafür, auf den nächsten Zug zu warten und zu hoffen, dass er Mignons Wagen bringen würde. Ich wollte aber in der Zwischenzeit einen neuen Wagen kaufen, selbst wenn er nur ein schlechter Ersatz wäre, um auf jeden Fall vorbereitet zu sein. Falls es überhaupt möglich war, einen Wagen zu bekommen, dann bot diese kleine Stadt die letzte Chance dazu.

Ich ließ Alice und Mignon auf der Bank zurück und ging auf der Suche nach einem Wagen in die Stadt. Als die Hauptstraße eine kleine Kurve machte, tauchte plötzlich ein Gendarm auf und kam auf meiner Gehsteigseite direkt auf mich zu. Ich hätte gerne die Straßenseite gewechselt, fürchtete jedoch, mich dadurch verdächtig zu machen. Andererseits konnte ich den Gedanken nicht ertragen, dass er mich anhalten und nach meinen Papieren fragen könne, denn dann hätte er mich mitgenommen, während Alice und Mignon auf ihrer Bank saßen und auf meine Rückkehr warteten.

Also ging ich rasch auf ihn zu und fragte ihn nach einem Geschäft, wo Kinderwagen verkauft würden. Er dachte kurz nach und beschrieb mir genau, wie ich zur Adresse eines Ladenbesitzers käme, der, dessen war er sicher, noch einige Kinderwagen zu verkaufen hätte. Der Laden, sagte er, sei dann nur noch eine Straße entfernt. Er nannte mir auch noch seinen eigenen Namen und empfahl mir, mich auf ihn zu berufen.

Ich fand die Adresse und der freundliche Geschäftsinhaber ging mit mir zum Laden. Es war ein großes, sehr ordentliches Geschäft, aber das gesamte Warenangebot bestand aus nur drei Stück Wagen. Sie waren alle kleinrädrig und hatten schmale Sitze, die gerade halb so viel Platz boten, wie Mignons Gips benötigte. Die Modelle waren verschieden und mir war nicht auf Anhieb klar, welches davon sich möglicherweise schnell adaptieren ließe. Wir kamen überein, dass ich mit Mignon zurückkommen würde, um die Wägelchen zu probieren und dann zu entscheiden, was getan werden könnte.

Also ging ich zurück, holte Mignon und ging mit ihr in den Laden. Mit Mignon auf dem Arm traf ich unterwegs wieder meinen Freund, den Gendarmen,

der ehrliche Freude zeigte, weil er mir hatte helfen können. Im Geschäft passte dann keines der drei Modelle und es wäre auch bei keinem möglich gewesen, die nötigen Änderungen vorzunehmen. In einem davon konnte Mignon mit Müh und Not sitzen, allerdings nur in sehr unbequemer Haltung, bei der ihre kleinen Beinchen auf beiden Seiten über die Räder hingen. Ich kaufte den Wagen und hoffte immer noch, ihn niemals zu brauchen, da unser eigener Wagen noch rechtzeitig ankommen würde.

Wir warteten noch auf zwei weitere Züge, aber unser Wagen war einfach nicht dabei. Es war schon spät am Nachmittag und wir gaben auf. Wir klappten den neuen Wagen zusammen und bestiegen den Zug nach Samoëns. Er war nun nicht mehr so überfüllt, wir hatten bequeme Sitzplätze und konnten aus den Fenstern gucken. Je mehr es in die Berge hinaufging, desto kühler wurde es. Es gab Anzeichen dafür, dass ein Gewittersturm durchgezogen sein musste. Die Wolken lösten sich gerade auf, die Sonne aber war schon untergegangen.

Als wir in Samoëns ankamen, dämmerte es. Das kam unseren Absichten gut entgegen: Hell genug, uns auf den Weg zu machen, dunkel genug, um aus einiger Entfernung nicht gesehen zu werden. Gemäß unseren Karten begann der Weg irgendwo im Ort. Wo genau, war nicht ersichtlich, denn die gesamte Ortschaft erschien auf unserer unzureichenden Karte nur als kleiner Kreis. Ich ging davon aus, dass die Route im Stadtzentrum beginnen würde, oder dass dort zumindest ein Wegweiser sein müsste. Also gingen wir Richtung Zentrum. Wir bemühten uns, wie eine umherschleudernde Familie auf einem geruhsamen Abendspaziergang zu wirken, schauten aber ganz genau nach Wanderrouuten oder Wegweisern. Aber wir fanden nichts.

Jeder, der schon einmal gewandert ist, weiß wie leicht es ist, auf einem Pfad zu bleiben, sobald man nur den Anfang gefunden hat. Und jeder weiß, wie schwierig es ist, diesen Anfang zu finden, besonders in einem kleinen Ort, von dem in alle Richtungen Wege weggehen, meist nur in die unmittelbare Nachbarschaft. Unter normalen Umständen hätten wir entweder eine Karte in großem Maßstab gehabt oder bei Ortsansässigen, zum Beispiel der Gendarmerie, nachgefragt. Aber unter diesen Umständen...

Inzwischen war es völlig dunkel geworden. Wir versuchten verschiedene kleine Gässchen. Manche stellten sich als Sackgassen heraus, andere führten in den Wald, wie Wanderwege. Wir hatten aber keine Ahnung, welcher davon der richtige sein könnte, denn es gab keine Wegweiser. So kamen wir zur Hauptstraße im Ortszentrum zurück.

Wir hatten mit der ergebnislosen Suche bereits eine Menge Zeit vertan und bekamen langsam das Gefühl, die Augen der gesamten Bevölkerung wären schon

aus Neugier oder Argwohn auf uns gerichtet. Zwei Dinge waren uns klar: Erstens, dass unsere Pläne ein Fragen nach dem Weg nicht erlaubten, denn dies würde eine Botschaft zurücklassen, die unseren Weg enthielt, so dass die Gendarmerie uns dadurch früher oder später finden könnte. Zweitens, so viel sagte uns die Vernunft, dass wir den Weg niemals finden würden, ohne danach zu fragen.

Aus diesem Dilemma gab es nur einen Ausweg und das war, jemand in einem Haus zu fragen, jemand, der uns nicht schon die ganze Zeit umhergehen gesehen hatte und deshalb auch nicht neugierig war. Und solange er sich nicht draußen auf der Straße befand, würde er auch nicht – jedenfalls nicht sofort – mit allzu vielen Leuten über uns reden.

Auf der Hauptstraße sahen wir im Erdgeschoß eines kleinen alten Hauses Licht. Ein paar Stufen führten zum Eingang hinunter. Es war eine Schusterwerkstatt. Dies schien eine gute Gelegenheit zu sein. Aber fürs erste Mal gingen wir noch am Haus vorbei, um zuerst die Angelegenheit zu besprechen und uns dann erst zu entscheiden.

Die Gelegenheit erschien uns nahezu ideal. Der Schuster würde höchstwahrscheinlich bei der Arbeit sein und kaum auf die Straße laufen, um die Neuigkeit zu verbreiten. Außerdem hatte er wahrscheinlich viel mit Bergwanderern zu tun, deren Schuhe zu flicken waren und so bestand eine gute Chance, dass er über die Bergwege in der Nähe Bescheid wusste. Und, noch besser, wenn ich allein hineinginge, würde er den Wagen mit Mignon nicht sehen und mich einfach nur für einen Bergwanderer halten.

Wir mussten einige Male vorbei gehen, bis einen Moment keine Leute in der Nähe waren. Dann trat ich schnell ein, während Alice und Mignon in einer dunklen Seitengasse auf mich warteten. Der Schuster, ein freundlicher alter Mann, war allein. Der kleine Raum wurde durch eine Petroleumlampe beleuchtet, die an der Wand hing. Er schnitt gerade ein Stück Leder zu, als ich hereinkam.

Ich erzählte ihm, dass ich erst vor ein paar Stunden angekommen und hier alles für mich fremd sei. Ich wäre an einer Wanderung interessiert und hätte gedacht, dass er vielleicht über die Möglichkeiten dieser Gegend Bescheid wisse.

Er legte Messer und Leder aus der Hand und musterte mich. Dann streckte er mir die Hand entgegen und nannte seinen Namen. Ja, er kenne hier alle Wege, sagte er.

Er beschrieb drei kurze Wege, die zu den Nachbarorten führten. Keiner davon war der Weg, den ich suchte, aber das behielt ich für mich und hörte seinen Beschreibungen aufmerksam zu. Als ich nach weiteren Wegen fragte, wusste er keine. Ich blickte ihn an und fragte: „Aber zum Mont Blanc, wie sieht es mit Wegen zum Mont Blanc aus?“

„Das ist viel zu weit“, sagte er. „Da müssen sie erst den Zug nach Chamonix nehmen und dort werden sie ihnen weiterhelfen.“

Ich dachte mir, nun hätte ich genug vom Thema abgelenkt und könnte riskieren, nach genau jenem Weg zu fragen, um den es mir ging. Also sagte ich: „Unterwegs sah ich Karten, nach denen hier im Ort auch noch andere Wege begannen. Einer von ihnen führt, glaube ich, nach C., kennen Sie auch diesen?“

Von dem kannte er nur das erste kurze Stück, musste er gestehen.

Aber er beschrieb mir in allen Details, wo er begänne, riet mir jedoch dringend davon ab, ihn zu gehen, wenigstens nicht während der nächsten ein, zwei Tage, bis der Wind den Boden getrocknet haben würde. Dieser Weg, beschwor er mich, sei nach einem Regen extrem gefährlich. Erst recht nach dem sintflutartigen Unwetter des Nachmittags. Außerdem meinte er, dieser Weg sei nicht sehr gut markiert und man könne sich leicht verirren.

Ich ließ ihn genau wiederholen, wo dieser schlechte Weg begänne. Danach plauderte ich mit ihm noch lange genug über die drei anderen Wege, um das hartnäckige Interesse zu überdecken, das ich am Weg nach C. gezeigt hatte.

Beim Verlassen der Schusterwerkstatt war bereits entschieden, dass wir unmöglich riskieren konnten, während der Nacht auf dem gefährlichen Weg loszugehen und daher erst am nächsten Morgen starten würden, sobald es hell war. Ich holte meine beiden Mädchen aus der Seitengasse. Nun war nur noch das Problem zu lösen, einen sicheren Platz zu finden, um die Nacht zu verbringen. In einer Grenzstadt war das ein ziemlich heikles Problem.

Ich war mir sicher, dass man in jedem Hotel dieser Zone irgendwelche Papiere von uns verlangen würde. Trotzdem waren wir der Meinung, dass ein Hotel weitaus mehr Sicherheit bieten würde als irgendein anderer Ort, wenn es uns nur gelänge, hineinzukommen.

Auf unseren langen Streifzügen hatten wir nur ein einziges Hotel gesehen. Es war gleich neben der Hauptstraße, wo ein paar zurückgesetzte Häuser einen kleinen Platz bildeten. Ich ging hinein und ließ Alice mit Mignon draußen warten.

Ein langer Gang führte zu einem kleinen Zimmer, in dem drei oder vier Leute an einem Tisch saßen und Karten spielten. Eine Frau stand auf und begrüßte mich. Ich sagte, ich bräuchte eine Unterkunft für drei Personen, sie holte das Gästebuch vom Schalter und setzte sich an einen Tisch.

„Es tut mir leid“, sagte sie, „aber ich muss Sie um Ihre Papiere bitten.“

Sie sagte das mit sehr lauter Stimme, als wolle sie von den Leuten am Kartentisch unbedingt gehört werden.

Ich gab ihr meine Identitätskarte von der Sorbonne in Paris. Diese Karte war kein offizielles Dokument und diente nur dem internen Gebrauch an der Uni-

versität, aber in diesem kleinen Dorf, dachte ich, müsste das ja niemand wissen. Die Karte enthielt mein Foto und meinen Namen, erwähnte jedoch nicht meine Nationalität. Es war das „beste“ Dokument für diesen Anlass.

Sie besah die Karte.

„Sobald ich Sie sprechen hörte, wusste ich, dass Sie aus Paris sind“, sagte sie.

Dann, mit der Karte in der Hand, schrieb sie ins Gästebuch, las laut, was sie von der Karte ablas und auch was sie ins Buch schrieb: „*Nom – Monsieur Burmetz, Nationalité – francais, Religion – catholique.*“

Dann sagte sie ohne aufzuschauen: „Ich nehme an, Sie sind Franzose und Katholik, denn sonst könnten Sie gar nicht in unserer Zone sein.“ Irgendwie machte sie den Eindruck, als ob sie meine Antwort mit lauter Stimme erwartete.

„*C'est bien compris, madame*“, sagte ich.

Sie klappte das Buch zu und bat mich, ihr zu folgen. Während wir gingen, erzählte sie mir, dass das Leben in dieser Zone ziemlich reguliert war. Zum Beispiel, sagte sie, käme jeden Morgen um sechs Uhr dreißig die Polizei, um das Gästebuch zu kontrollieren. Sobald sich etwas fände, das nicht ganz in Ordnung scheinete, würden die betreffenden Gäste zur zentralen Polizeistation gebracht. Erst ging sie mit mir zur Straße, um Alice und Mignon hereinzulassen, dann stiegen wir eine Treppe hinauf und gelangten durch viele Gänge zu einem großen Raum eines angrenzenden Gebäudes. Dann zeigte sie mir einen anderen, direkteren Ausgang.

„Sie können das Hotel jederzeit verlassen“, sagte sie. „Wenn Sie aus irgendeinem Grund besonders früh los wollen, lassen Sie sich nicht aufhalten. Sie können diese Türe benutzen. Sie ist versperrt, aber der Schlüssel steckt im Schloss. Sie müssen nur aufsperrern.“

Als die Frau gegangen war, blickten wir einander an. Wir waren dankbar, aber sehr nervös. Es war etwa elf Uhr abends, oder später. Uns war nicht nach Schlaf zumute. Ich weiß noch, dass wir ein bisschen Brot und Käse aßen. Es war die Art von Käse, die in Aluminiumfolie verpackt ist. Ich weiß nicht, wo wir ihn gekauft hatten. Vielleicht in Valence. Eigentlich wollten wir nichts essen, aber so waren wir immerhin beschäftigt. Wir entschieden, um drei Uhr morgens aufzubrechen. Um nicht zu verschlafen, blieben wir wach.

*

Das Warten machte uns vollkommen nervös. Irgendwann zwischen ein und zwei Uhr früh beschlossen wir, nicht noch länger zu warten. Auf Zehenspitzen schlichen wir zum Tor und verließen das Hotel.

Wir hielten uns an die Anweisungen des Schusters, um den Anfang des Weges zu finden. Alles war genauso, wie er es beschrieben hatte – Straßenecken, Gebäu-

de, Wegweiser – es war genau wie beschrieben. Es war gut zu wissen, dass wir auf dem richtigen Weg waren. Nach fünfzehn Minuten hatten wir die Stadt zurückgelassen und befanden uns auf dem Wanderpfad. Wir kamen nun in den Wald. In einem Punkt hatte der Schuster nicht recht gehabt: Es war ein eher guter, breiter und flacher Pfad und trotz der Dunkelheit gab es keine Probleme.

Obwohl es noch so früh war, beeilten wir uns besonders. Wir wollten in der Früh, wenn die Polizei das Gästebuch kontrollierte, so weit weg sein, dass sie uns selbst zu Pferd nicht mehr einfangen konnten. Aber der Pfad stieg ziemlich steil an und bald mussten wir langsamer gehen.

Nachdem wir etwa eine halbe Stunde unterwegs waren, begann es zu regnen. Ich rollte eine Decke auf und breitete sie über Mignon, so dass sie nun in einem kleinen Zelt auf Rädern reiste. Der Regen wurde heftiger und da die Bäume vom vortägigen Niederschlag noch nass waren, floss das Wasser ungebremst durch.

Der Pfad war inzwischen nicht mehr so gut, überall ragten Wurzeln aus dem Boden. Wir konnten sie natürlich nicht sehen und sie brachten den Wagen immer wieder ins Wanken, so dass Mignon Angst hatte, er würde überkippen. Sie war die ganze Nacht müde und unglücklich gewesen und nun brachten der Regen und der wackelnde Wagen sie zum Weinen.

Es schüttete weiterhin. Die Decke war längst vollgesogen und die arme Mignon fühlte sich immer elender und weinte immer lauter. Auch Alice und ich waren vollkommen durchnässt, aber das Weinen von Mignon tat mehr weh als alles andere. Ich war knapp davor, die ganze Welt zu verfluchen. Plötzlich dämmerte mir, dass ich, beim Versuch das Leben meines Kindes zu retten, riskierte, es durch eine Lungenentzündung zu verlieren. Ich musste Mignon, koste es was es wolle, vor dem Regen schützen, der gegenwärtig die größte Gefahr war.

Genau in diesem Moment kamen wir an etwas zu unserer Linken vorbei, das wie eine kleine Holzhütte aussah. Es war wie ein Wunder! Ich bereitete mich schon darauf vor, die Türe aufzubrechen, da sagte Alice: „Sieh mal, da ist auch ein Fenster.“ Automatisch schaute ich durch. Welche Überraschung! Eine kleine Lampe brannte. Auf einem Sessel hing eine Uniformjacke und auf einer Couch lag, in Uniformhosen, ein Mann, der offensichtlich schlief. Polizei, durchzuckte es uns, oder Grenzsoldat. Rasch deutete ich Mignon, absolut still zu sein und wir eilten weiter, so schnell es nur irgendwie ging und vergaßen den Regen und alles andere.

Bald aber hörte der Regen so plötzlich auf, wie er begonnen hatte und wir konnten Mignon von der triefenden Decke befreien. Alice und ich spürten die Kälte nicht, die von unserer nassen Kleidung ausging, denn durch das Tempo,

in dem wir gingen, wurde uns so heiß, dass wir schwitzten. Aber wir konnten nichts tun, um Mignon zu wärmen, die vor Kälte schauderte.

Den Rest der Nacht marschierten wir ohne Pause. Der Weg führte weiterhin bergan, aber er war gut und nicht zu verfehlen. Als es dämmerte, waren wir bereits etliche Stunden unterwegs.

Etwa eine halbe Stunde nach der Morgendämmerung erreichten wir das Ende des Waldes. Damit hatten wir die Baumgrenze überschritten, was nach meinen Schätzungen bedeutete, dass bereits die Hälfte der Höhendifferenz, die bis zum Gipfel und der Schweizer Grenze zu überwinden war, hinter uns lag. Wir waren sehr zufrieden und beschlossen, eine halbstündige Rast einzulegen, sobald die Sonne aufgegangen sein würde.

Bald hatten wir die Wälder völlig hinter uns gelassen und sahen einen grasbewachsenen Hügel vor uns. Ich war mir sicher, dass dieser Hügel nicht der Gipfel war, sondern lediglich eine vorgelagerte Erhöhung.

„Wenn wir erst dort oben sind, werden wir bis zum Gipfel hinaufsehen“, sagte ich zu meinen Mädchen, „und dann wissen wir auch genau, wie lange wir noch gehen müssen.“

Aber als wir näher kamen, sahen wir auf dem Hügel etwas Schreckliches: Häuser! Große Holzhäuser. Es musste eine der Almsiedlungen sein, die Bergbauern während der Sommermonate benutzen, wenn ihr Vieh oben weidet. Wie sollten wir durchkommen, ohne gesehen zu werden? Es war völlig sinnlos, die Häuser zu umrunden, denn dort oben war freie Sicht in alle Richtungen.

Wir hatten nur eine Hoffnung: durchzukommen, bevor die Bewohner erwachten. Unsere Hoffnung wurde dadurch genährt, dass wir wussten, dass die Leute in ländlichen Gebieten sich eher nach der Normalzeit richteten als nach der Sommerzeit. Wir beeilten uns, so sehr wir konnten, und kamen immer mehr außer Atem. Die Siedlung lag viel weiter entfernt, als wir gedacht hatten. Wir marschierten und marschierten und marschierten. Wir gingen davon aus, weniger Argwohn zu erregen, wenn wir mitten durch die Häuser gingen als außen herum und so folgten wir weiterhin unserem Pfad.

Dann waren wir nahe genug, um Details zu unterscheiden. Es waren vier Gebäude. Die meisten der Fenster waren geschlossen, doch einige waren offen. Vor einem der Häuser hing Wäsche an einer Leine. Aber aus keinem der Schornsteine stieg Rauch. Die Leute mussten noch schlafen. Wir versuchten, noch schneller zu werden und durchquerten den Weiler, ohne einer Menschenseele ansichtig zu werden.

Aus dem Pfad war inzwischen ein Karrenweg geworden. Er querte den Hang des vor uns liegenden hohen Berges und bog dann um die Ecke zur anderen

Seite. Ich schätzte, es würde zirka eine Stunde zügigen Bergaufgehens erfordern, um jene Stelle zu erreichen, ab der der Weg sich dem Blick aus den Häusern entzog.

Es war klar, dass der Erfolg unseres Unterfangens alleine davon abhängen konnte, ob wir die Biegung erreichten, ehe wir gesehen wurden. Wir sammelten zusammen, was uns an Kraft noch verblieben war, und eilten weiter bergauf. Immer wieder drehten wir uns kurz zu den Häusern um. Dort war noch immer kein Rauch zu sehen. Wir würden es schaffen. Schnell, schnell! Der Wagen blieb immer wieder im Schlamm stecken. Die Karrenspuren waren an manchen Stellen sehr tief und sehr weich. Die kleinen Räder sanken tief ein. Mignon war verzweifelt. Aber wir konnten uns nicht darum kümmern. Wir mussten weiter.

Und wir schafften es, erreichten die Straßenbiegung, verloren die Sicht auf die Häuser, ehe wir dort Rauch aufsteigen sahen und konnten annehmen, nicht gesehen worden zu sein. Wir waren vollkommen verschwitzt, total außer Atem, aber viel zu besorgt, um nun die geplante halbe Stunde Rast zu machen. Wir wollten unbedingt weiter. Die Bewohner der Häuser konnten Pferde haben und hier auf einem Morgenritt vorbeikommen. So eilten wir nach zwei, drei Minuten Rast schon wieder los.

Der Hang, den wir erklommen hatten, war noch nicht der letzte. Wir kletterten eine weitere Anhöhe hinauf, von der aus wir dann den wirklichen Gipfel zu sehen hofften. Ich schätzte, wir würden die zweite Anhöhe in einer halben Stunde erreichen, doch es ging nur langsam voran. Der Karrenweg war zu Ende und wir waren nun auf einem schmalen und steilen Stück des Weges, das besondere Vorsicht verlangte. Sollte der Wagen kippen, würde Mignon den steilen Hang hinunterrollen. Es dauerte mindestens eine Stunde, bis wir oben waren.

Dort machten wir für einige Minuten Rast. Vor uns konnten wir nun sehen, was das Ziel unserer Reise war: Der Bergrücken, der ohne Zweifel auch die Grenze zur Schweiz bedeutete. Es war immer noch eine sehr beeindruckende Höhe zu überwinden und würde mindestens zwei Stunden dauern. Wir aßen einige unserer Kekse und gingen weiter.

Es war steil und ermüdend. Die Sonne ging auf, die Wälder waren weit unter uns. Die Luft war dünn und frisch. Der Pfad war nun wieder breiter und eher matschig und weder das Schieben noch das Ziehen des Wagens war einfach. Ab und zu nahm ich Mignon heraus und ließ sie, um selbst auszurasen, ein bisschen gehen. Aber weiter als zehn Schritte kam sie in ihrem Gips, der die Beine rechtwinklig abbog, nicht.

Alice war nun fast am Ende ihrer Kräfte.

„Ich kann nicht mehr weiter“, sagte sie immer wieder, „wir müssen Rast machen.“

„Nein“, sagte ich, „lass uns weitergehen. Es ist nicht mehr weit. Bald sind wir oben und ab dann geht’s bergab. Bergab gehen wird ganz leicht sein, wie von selbst. Stell dir vor, hinunter in die Schweiz. Beeilen wir uns lieber, so dass uns niemand mehr davon abhalten kann, den Gipfel zu erreichen.“

Und zu Mignon sagte ich: „Du weißt noch, was in der Schweiz auf uns wartet?“

Ja, sie wusste es noch: Schokolade, Milch, Käse und viele andere gute Dinge. Es hatte den Effekt, den ich erhoffte – es trieb Alice noch einmal an, um des Kindes willen.

Wir waren es natürlich gewohnt, in den Bergen zu wandern. Wandern aus Spaß, in einem bequemen Tempo, das ist eine Sache – bergauf laufen, um einer Gefahr zu entfliehen, ist etwas ganz anderes.

Irgendwann zwischen Morgen und Mittag waren wir dann wirklich auf dem Gipfel und vollkommen erledigt. Wir ließen uns auf den moosweichen Boden fallen und schnappten nach Luft. Etliche Minuten lagen wir dort, mit nichts anderem beschäftigt als mit Atmen.

*

Langsam begannen wir wieder zu denken. Wir wussten, was wir erreicht hatten und hielten unsere Gefühle nicht mehr zurück. Es war eine kurze Feier, aber unser Empfinden hatte nicht nur Tiefe, sondern buchstäblich auch Höhe. Wir zersprangen fast vor Freude. Und wie großartig, dass es immer noch früh am Tag war. Wir konnten in Ruhe ins nächste Schweizer Tal hinuntergehen und würden immer noch vor Einbruch der Dunkelheit bei der nächsten Bahnstation sein. Es war wirklich wundervoll.

Zusätzlich zu unserem Glücksgefühl fühlte ich nun auch Stolz in mir. Ich war stolz auf unsere Leistung, stolz auf meine Planung, stolz auf meine punktgenaue Vorbereitung, durch die wir all die Schwierigkeiten während der Reise überwunden hatten, stolz darauf, gerade diese Stelle gewählt zu haben, um völlig ungestört die Schweizer Grenze zu überqueren, stolz auf meine Fähigkeiten, die Karten dieser Region zu lesen und auch zu verstehen.

Nun war ich entspannt genug und wollte die Schweizer Seite der Berge hinuntersehen, um etwas über den Zustand des abwärts führenden Weges zu erfahren. Was für ein schöner, beruhigender Anblick! Die Schweiz! Weit, weit unter uns war ein bewaldetes Tal. Alles war in Sonnenlicht getaucht. Nicht eine Spur von menschlichen Wesen. So still, der grasbewachsene Abhang zu den Wäldern! So still die Wälder! Kein Rauch war zu sehen. Ein schmaler Pfad wand sich in weitem Zickzack den Abhang hinunter. Im Tal konnte ich kein Haus aus-

machen, wenngleich es sich davonschlängelte und sich daher nicht weit einsehen ließ.

Nun blickte ich übers Tal hinweg, zu den Bergen dahinter. Sie hatten irgendetwas, das mich stutzen ließ, doch ich wusste nicht, was es war. Doch langsam begriff ich es. Die entfernte Bergkette auf der anderen Seite des Tales war höher, viel höher, als jene, die wir erklommen hatten. Der Berg gegenüber stieg aus dem weiten, dichtbewaldeten Talboden als grüner, grasbewachsener Hügel über die Baumgrenze und in einer Höhe, weit über unserem Gipfel, traten steilere, felsige Wände an die Stelle der grasbewachsenen. Die Spitzen dieser Felsen formten den Boden von so manchem Kar aus glattpoliertem Fels und erst weiter entfernt waren die eigentlichen Berggipfel auszumachen.

Ich war von der schrecklichen Bedeutung, die in diesem soeben betrachteten Bild lag, wie erschlagen. Die Schweizer Grenze war auf diesem weit entfernten, hohen, felsigen Rücken der gegenüberliegenden Berge. Sie war nicht, wo wir waren. Der Hügel, auf dem wir standen, war nur ein kleiner Ausläufer des Bergstocks. Zwischen uns und der Grenze lag ein weites Tal. Wir mussten den ganzen Weg hinunter bis zum Talboden, hinunter durch die Wälder, bevor wir mit dem Anstieg auf die ehrfurchtgebietenden Berge gegenüber beginnen konnten.

Ich konnte den Mädchen die Nachricht nicht verschweigen. Es war niederschmetternd. Es ist unmöglich, den Zustand zu beschreiben, der uns nun überkam. Aber auf Gefühl und Laune Rücksicht zu nehmen war keine Zeit.

„Wir müssen mit dem Abstieg beginnen, sagte ich.

„Nein“, sagte Alice, „wir können nicht mehr. Es ist unmöglich.“

In meiner Antwort ließ ich an unserer Situation und unseren Chancen keinen Zweifel. Ich erklärte, dass wir nicht nur gehen, sondern uns sogar beeilen müssten. Erst hinunter, dann hinauf.

„Wir müssen dort oben sein, bevor die Nacht anbricht. Wenn nicht, werden wir uns beim Ersteigen der felsigen Berghänge das Genick brechen. Verlieren wir jetzt keine wertvolle Zeit mehr. Wir müssen hinunter, so schnell wir können. Wir müssen jetzt Zeit gewinnen, damit wir beim Bergaufgehen eine Pause machen können.“

Doch ich musste weiteren zehn Minuten Rast zustimmen und wir versuchten, das Beste daraus zu machen. Und dann eilten wir den Hügel hinunter. Wir mussten dem Weg all unsere Aufmerksamkeit widmen und vergaßen darüber unser Unglück. Es ging gut voran und wir waren bald wieder zufrieden.

Je weiter wir hinunterkamen, desto mehr Details konnten wir im unten liegenden Tal erkennen, doch in die Wälder hineinsehen konnten wir nicht, so sehr wir uns auch bemühten. Die Frage, die uns vorrangig beschäftigte, war, ob es aus einer anderen Richtung einen einfacheren Zugang zum Tal gab. In diesem

Fall wären wir vielleicht auf eine Landstraße gestoßen oder gar auf eine Grenzpatrouille. Unser Weg wendete sich nun mehr in Richtung des oberen Tales. Das hieß, wir würden nicht ganz so weit hinunter kommen wie befürchtet. Wir waren für jeden eingesparten Höhenmeter dankbar.

Wir erreichten den Talboden noch lange vor Mittag. Aus dem Pfad war wieder ein Karrenweg geworden, der zu einer breiten Schotterstraße entlang eines Baches führte. Diese Straße nahmen wir nach rechts und folgten dem Bachverlauf gegen die Strömung.

*

Die Straße war auch nach einiger Zeit immer noch breit und das erweckte unseren Argwohn. Wer keine Leute treffen will, vermeidet breite Straßen. Außerdem suchten wir nach dem kürzesten Weg zur Bergkette hinauf. Wir gingen wieder zurück, um die Situation genauer zu prüfen. Vielleicht hatten wir Wege, die von der Straße abzweigten, übersehen. Aber wir fanden keine und so gingen wir wieder bergan.

Wir kamen an eine Stelle, wo eine schmalere Straße abbog und steil den Hang hinaufführte. Es war schwer zu sagen, wo sie hinführte, so lange es tief unten durch den Wald ging, aber wir beschlossen, es zu versuchen. Keine hundert Meter weiter hatten wir schon genug gesehen – sie führte direkt zu einem Haus. Schnell gingen wir wieder zur Hauptstraße hinunter und folgten ihr noch ein Stück. Aber sie blieb weiterhin breit und das war gar nicht nach unserem Geschmack.

Je mehr wir uns umschaute, desto sicherer war, dass wir uns ohne eine detaillierte Karte der Umgebung sicher verirren oder der nächsten Grenzpatrouille in die Hände laufen würden. Wir entschieden, dass es das geringere Risiko war, zu dem Haus zurück zu gehen, um dort weitere Informationen einzuholen.

Alice ließ ich mit Mignon in einiger Entfernung zurück und stieg wieder hinauf. Das Haus war aus Holz und bestand nur aus einem einzigen großen Raum mit einer Feuerstelle. Ein Mann und eine Frau saßen da, er kümmerte sich ums Feuer, sie schälte Zwiebeln.

Ich versuchte möglichst viele Informationen zu bekommen, ehe ich selbst welche preisgeben musste. Es stellte sich heraus, dass sie hier über den Sommer wohnten und für den Waldbesitzer arbeiteten. Es war nicht ganz klar, um welche Art von Arbeit es sich dabei handelte. Es gab noch zwei weitere Familien, erzählte der Mann. Eine der beiden kümmerte sich ums Weidevieh einer Genossenschaft, fünfundzwanzig Kilometer stromabwärts. Die andere Familie machte Heu. Beide arbeiteten die meiste Zeit über der Baumgrenze, während seine Familie im Wald beschäftigt war.

„Wohin führt denn die breite Schotterstraße?“, fragte ich.

„Die Straße geht den Pass hinauf und auf der anderen Seite in die Schweiz hinunter“, antwortete der Mann.

„Warum ist sie so breit?“

„Sie haben sie vor drei Jahren verbreitert, als sie das Grenzhaus oben am Pass bauten.“

„Ein Grenzhaus am Pass?“

„Ja, es ist ein feines, stabiles Steinhaus. Wenn die Schweizer etwas machen, machen sie es ordentlich. Das Haus ist groß genug für zwanzig Leute, aber es sind nur sechs Grenzwächter oben stationiert.“

Seine Frau hatte mir inzwischen einen Sitzplatz und ein Glas Milch angeboten. Ich war froh, sitzen zu können und versuchte zu denken, kam aber nicht wirklich weit.

Die volle Bedeutung dieser Situation konnte ich nur langsam begreifen. Da hatten wir all unsere Vorbereitungen getroffen, hatten so viel Anstrengung und Schwierigkeiten hinter uns gebracht, um die Grenze hoch oben in einem öden Berggebiet überqueren zu können, wo nichts und niemand uns stören würde und nun stellte sich heraus, dass am Ende dieses eigens ausgewählten, abgechiedenen Pfades ein solides Haus stand, bemannt mit sechs Grenzwächtern, die nur darauf warteten, uns den Weg zu versperren.

Das war eine unmögliche Situation. Ich wollte die Tatsache, dass alle unsere Anstrengungen komplett sinnlos gewesen waren, einfach nicht akzeptieren. Ich entschloss mich, diesen beiden Leuten unsere Geschichte zu erzählen und zu fragen, ob sie uns vielleicht irgendeinen anderen Weg über die Grenze empfehlen konnten. Aber erst wollte ich Klarheit darüber, wie weit ich uns damit gefährden würde.

Ich fragte, wie denn die drei Familien hier mit dem Rest der Zivilisation kommunizieren könnten. Der Mann sagte, es gäbe nicht viel Zivilisation, mit der zu kommunizieren man begierig sei. Aber was die Einkäufe betreffe, sagte er, dass einmal im Monat einer ins Dorf hinuntergeschickt würde, der dann für alle drei Familien die Besorgungen mache. Das letzte Mal hätten sie ihr Zeug vor zwei Wochen bekommen und in etwa zwei Wochen würden alle über den Winter ins Dorf zurückkehren. Ab etwa Mitte Mai wären sie dann wieder hier draußen.

Da diese Art der Kommunikation mir für uns nicht gefährlich schien, sah ich kein Problem, ihren Rat einzuholen. Kurz erzählte ich von unseren ursprünglichen Plänen und den Gründe dafür. Sie lauschten aufmerksam und mit Sympathie. An einem Punkt merkte der Mann an, dass sie ebenfalls Ausländer wären, Italiener, und unser Problem gut verstehen könnten. Aber sie wuss-

ten von keinem anderen Weg zur Grenze außer dem, der zum Schweizer Grenzhaus auf der Passhöhe führte.

Ich fragte sie nach benachbarten Pässen. Sie kannten einige, aber von hier führten keine Wege dorthin. Wir diskutierten jeden einzelnen der ihnen bekannten Pässe durch, die Situation im jeweiligen Tal, das von dieser Seite hinaufführte und die Möglichkeiten, auf der anderen Seite wieder hinunter zu gelangen. Einer von ihnen schien mir viel näher zu liegen als die anderen und das entschied meine Wahl. Der Pass war am Ende von dem, was sie „die Geröllschlucht“ nannten und sie meinten, wenn wir bald losgingen, könnten wir bis zur Abenddämmerung dort sein.

Es war etwa elf Uhr Normalzeit. Sie zeigten mir einen kleinen Pfad hinter ihrem Haus, der uns zum Beginn des Gerölltales führen würde. Von dort an müssten wir nichts mehr tun, als dem Tal zu folgen.

Das Gespräch mit ihnen hatte etwa eine halbe Stunde gedauert und ich fühlte mich ausgeruht und begierig, weiter zu gehen. Ich fand meine Mädchen ebenfalls ausgeruht und in guter Stimmung. Es gab keinen dringenden Grund, ihnen von der Änderung in unserem Plan zu berichten. So gingen wir sofort los und danach erzählte ich Alice langsam die Geschichte.

Die Änderung machte keinen großen Unterschied, außer dass wir nun ohne bestimmten Weg das Gerölltal durchqueren würden, statt ein anderes Tal auf einem Pfad. Es gab sogar einen Grund, zufriedener zu sein, denn da wir nun keinen Pfad entlang gehen würden, brauchten wir uns nicht mehr so zu sorgen, auf Leute zu treffen.

*

Nach etwa einer Stunde führte der Weg uns zum Beginn des Gerölltales. Es war weit, flach und sumpfig, einige wenige Felsbrocken lagen verstreut am Boden. Der Weg ging weiter, schien aber das Tal zu durchqueren. Nachdem wir einen der Felsbrocken umkreist hatten, standen wir plötzlich von Angesicht zu Angesicht zwei jungen Männern gegenüber, die auf einem Stein saßen. Es mochten Bauern oder Hirten sein. Einer von ihnen schnitzte mit dem Messer an seinem Stock, der andere wickelte gerade Brot und Räucherfleisch aus einem großen roten Taschentuch.

Es war klar, dass wir nicht einfach an ihnen vorbeigehen konnten, ohne ein Gespräch zu beginnen und so setzten wir uns ihnen gegenüber auf einen Stein, packten unser Mittagessen aus, ich nehme an, es waren Kekse, und legten sie auf ihr rotes Taschentuch, das nun als Tischdecke für uns alle diente.

Sie waren, wie ich erwartet hatte, die Oberhäupter der beiden anderen Familien. Sie hatten auf dem Hang gegenüber gemäht und wollten danach die Felsen

hinauf, um ein bisschen Sport oder sonst was zu betreiben – ich verstand nicht genau, was. Es dürfte Sonntag gewesen sein, wenn ich mich recht erinnere.

Als ich sie über unsere Pläne informierte, sagten sie, so etwas Ähnliches hätten sie schon erwartet, seit sie uns am Morgen auf der anderen Seite des Haupttales den Hang herunterkommen sahen. Ich fragte sie, ob in diesem Sommer auch andere Leute hier durchgekommen wären. Nein, sie hatten niemand gesehen, nur die drei Familien, die hier wohnten und die beiden französischen Grenzwächter.

Zu diesen Grenzwächtern hatte ich eine Menge Fragen und bekam die folgenden Informationen: Sie waren unten im Dorf stationiert. Ein oder zwei Mal die Woche gingen sie zum Schweizer Wachhaus hinauf, hauptsächlich, weil sie von den Schweizern Zigaretten oder Tabak bekamen. Auf dem Hinweg pflegten sie bei einem der drei Häuser stehen zu bleiben, meist gegen zehn Uhr Vormittag. Sie traten ihren Rückweg stets erst in der Dunkelheit an, machten aber dann meist keinen Aufenthalt mehr. An diesem Morgen waren sie nicht gesehen worden, jetzt war es schon zu spät für sie. Um diese Zeit würden sie nicht mehr hinaufgehen.

Ich wollte natürlich auch alle Informationen, die über das Terrain zu bekommen waren, denn ohne Weg zu gehen, konnte zu den verschiedensten Überraschungen führen. Ich wollte nicht nur sicher sein, dass wir den Pass am Ende der Geröllschlucht erreichten, sondern dass wir auf der anderen Seite auch wieder hinunter finden würden. Es stellte sich heraus, dass sie die Umgebung äußerst gut kannten, da sie jeden Tag von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang hier verbrachten, wenn sie die Ziegen hüteten, mähten oder das Heu hinunter trugen.

Sie waren sich sicher, dass wir, abgesehen von der körperlichen Anstrengung, keinerlei Probleme haben würden, zum Boden des Kars zu gelangen, das am Ende des Gerölltales lag. Aber genauso sicher waren sie, dass wir unmöglich in der Lage sein würden, von dort zum Gipfel aufzusteigen. Für den letzten Aufstieg erachteten sie feste, genagelte Bergschuhe als unerlässlich. Mit unserem normalen Schuhwerk würden wir dort niemals hinaufkommen.

Das war eine traurige Aussicht. Wir würden bis zum Ende des Tages zum Karboden kommen. Wenn wir aber das letzte Stück wirklich nicht schaffen konnten, würde es auch nicht mehr möglich sein, ohne jeden Pfad im Dunkel durch das Gerölltal zurück zu gelangen. Und oben, in der Höhenluft, würden wir in der Nacht erfrieren.

Wenn wir es aber doch schafften? Ich wollte wissen, was uns auf der anderen Seite erwarten würde. Statt diese Frage zu beantworten, versicherten unsere bei-

den Freunde nur noch einmal, dass es ganz und gar unmöglich sei, dass wir überhaupt hinaufkämen. Sollten wir es mit unserem Schuhwerk versuchen, würden wir den Abhang hinunterrollen und uns an den Felsen die Schädel einschlagen.

Aber sie boten an, uns zu helfen! Sofort nahmen wir an.

Die Vereinbarung war, dass sie uns am Boden des Kars kurz nach Sonnenuntergang treffen würden. Sie gaben uns noch weitere Informationen zum Treffpunkt und dann gingen wir auseinander. Sie durchquerten das Tal, während es für uns weiter aufwärts ging. Kurze Zeit blieben wir stehen, wo sie uns verlassen hatten und sahen ihnen nach, bis sie zwischen den Felsbrocken verschwanden.

Es dauerte, bis wir begriffen, was wirklich geschehen war. Wir fühlten für diese unverhoffte und perfekte Lösung eines auf den ersten Blick unlösbaren Problems große Dankbarkeit. Aber dieses Gefühl war, wenigstens in meinem Fall, mit einem gewissen Unwohlsein gemischt, da das Schicksal meiner Familie nun teilweise in den Händen anderer lag. Dies war etwas, das ich niemals zu akzeptieren gelernt hatte. Es ängstigte mich und hatte für den Rest des Tages eine lähmende Wirkung auf all mein Denken.

Aber für langes Räsonieren war keine Zeit. Wir hatten nur sieben oder acht Stunden, um bis zum Karboden hinauf zu kommen.

*

Nach etwa einer halben Stunde endete der flache, weite Teil des Tals. Der Boden war nun mit Geröll bedeckt und der Aufstieg steil. Die Vorstellung, Mignons Wagen zu ziehen oder zu schieben, mussten wir uns aus dem Kopf schlagen. Alice nahm die Aktentasche und die Decken, ich nahm Mignon auf den Arm und zog den leeren Wagen hinter mir nach.

Die Felsbrocken wurden bald so zahlreich, dass wir einmal von einem zum andern springen mussten, einmal auf sie hinauf und dann wieder hinunter kletterten oder uns dazwischen oder darunter durchschlängelten. Mit Mignon und dem Wagen zugleich war das unmöglich. Also trug ich Mignon fünfzig bis hundert Meter hinauf, ging dann wieder zurück und schleppte den Wagen an Mignon vorbei. Dann ging ich zurück, um Mignon zu holen und hinter dem Wagen wieder abzusetzen. So behalf ich mich auf dem größten Teil des Weges. Manchmal hatte ich Schwierigkeiten, in dem Felsenschungel den Wagen oder Mignon zu finden. Und es schien kein Ende zu nehmen. Es ging weiter und weiter. Es gab keinen anderen Weg, denn beide Seiten des Tales waren nun durch steile Felswände begrenzt.

Die Anstrengungen der vergangenen Nacht erschienen uns, verglichen mit der gegenwärtigen Müh und Plage, als wahres Kinderspiel. In diesem Tal geriet

alles zum Problem. Selbst unsere Moral aufrechtzuerhalten war schwer, da wir nur selten alle drei zusammen waren. Einmal fand ich Mignon weinend auf dem Felsen vor, auf dem ich sie abgesetzt hatte. Ich hatte lange gebraucht, um zurück zu kommen und sie konnte weder mich noch Alice, die vorausgegangen war, sehen und muss sich sehr erschreckt und hilflos gefühlt haben.

Bei etlichen Gelegenheiten spielte ich mit dem Gedanken, den Wagen aufzugeben. Aber ich musste nur Mignon aufheben und das Gewicht ihres Körpers und ihres Gipses spüren und schon war ich wieder auf dem Weg hinunter, um den Wagen zu holen, der mir Erleichterung versprach, sobald wieder ein guter Fußweg gefunden war.

Zum Glück kamen wir früher als erwartet aus der Geröllhalde heraus. Sie endete ganz plötzlich, als wir die erste Anhöhe erreichten. Von da an ging es wesentlich leichter. Eine Stunde vor Sonnenuntergang erreichten wir den Karboden und hatten eine Menge Zeit, uns auszuruhen.

Wir ließen uns nahe dem einen Karende nieder. Links von uns war ein steiler Kegel aus Geröll, das vom Gipfel gefallen war. Gegenüber von uns stieg eine Felswand mehrere hundert Meter senkrecht an und ging in einen rundlichen Felskopf über, der sich nochmals mehrere hundert Meter erhob. Rechts lag das Tal, aus dem wir emporgestiegen waren. In diese Richtung konnten wir nur bis zum Ende des Karbodens sehen. Hinter uns war ein ungewöhnlich steiler, grasbewachsener Hang. In nächster Nähe unseres Ruheplatzes plätscherte ein kleines Bächlein. Das Wasser war eiskalt und schmeckte leicht bitter. Wenige Meter von uns lag ein Haufen alt aussehendes Heu, das um eine lange Stange aufgeschichtet war.

Dies war der Platz, an dem wir unsere Picknickfreunde treffen sollten. Mignon gefiel es hier. Besonders mochte sie den kleinen Bach und vergnügte sich mit flachen Steinen und dem Wasser. Wir hielten Ausschau nach unseren Freunden. Würden sie wirklich kommen? Oder hatte etwas Unvorhergesehenes sie gehindert?

*

Dass die Sonne unterzugehen begann und keine Spur der beiden Männer zu sehen war, machte uns langsam besorgt. Aber in dem Moment, als die Sonne verschwand, sahen wir sie am Fuße der gegenüberliegenden Felswand entlangmarschieren. Bald querten sie das Kar und zwanzig Minuten später waren sie da.

„Wir haben jede Menge Zeit“, beruhigten sie uns, „es ist immer noch zu hell.“

„Wir werden das Mädchen und all eure Sachen tragen“, eröffnete einer von ihnen. „Ihr werdet genug mit euch selbst zu tun haben.“

Sie hatten ein Seil mitgebracht und einer beschäftigte sich damit, wie er den zusammengefalteten Wagen, die Aktentasche und die Decke auf seinem Rücken befestigen könne. Dann setzten sich beide.

„Wir müssen warten, bis es fast dunkel ist“, sagte der eine, der den Wagen übernommen hatte. Das Wachhaus ist nur ein paar Meilen westlich auf der Bergkette. Sie haben sechs Mann dort oben. Das ist genug für Patrouillen. Solange es hell ist, besteht die Möglichkeit, dass einer von ihnen den Hang hinunterschaut, den wir hinaufklettern wollen. Sie wissen, dass dieser Pass manchmal von Schmugglern benutzt wird und beobachten ihn genau.“

„Aber sie patrouillieren niemals in der Nacht“, ergänzte der zweite. „Sie sitzen drinnen an der Feuerstelle und spielen wahrscheinlich Karten.“

„Wie weit werden Sie mit uns gehen?“

„Wir gehen mit Ihnen bis zum Kamm hinauf“, antwortete der erste. Dort ist die Grenze. Weiter können wir nicht gehen.“

Und der andere fügte hinzu: „Wenn wir Ärger mit den Schweizern bekommen, wird es kompliziert. Wir müssen vermeiden, ihr Territorium zu betreten.“

„Dann erzählen Sie mir bitte alles, was Sie über das Terrain jenseits der Grenze wissen“, sagte ich. Und geben Sie uns Ihren Rat, wie wir dort oben am besten weiterkommen.“

„Das ist ganz einfach. An der Stelle wo wir Sie verlassen werden, ist der Kamm besonders schmal. Die andere Seite fällt in eine schnurgerade Felswand ab.“

„Dort können wir also nur den Grat entlang gehen?“

„Ja, und nur nach links.“

„Was wäre rechts?“, fragte ich, denn die Vorstellung nach links, in Richtung des Wachhauses zu gehen, behagte mir gar nicht.

„Rechts geht es über Felsen steil bergauf, bis zu dem großen Felsen, den Sie hier über dem Kar sehen. Von dort geht es noch weiter hinauf. Diese Bergkette führt zu den Dents du Midi.“

„Ich verstehe. Wir müssen also links gehen. Aber wie vermeiden wir es, direkt vor das Haus zu laufen?“

„Das ist gar nicht schwer. Sie gehen eine Weile den Grat nach links. Es gibt keinen Weg, aber Sie können sich nicht verirren, da der Grat sehr schmal ist.“

Der andere unterbrach ihn und sagte: „Wenn Sie den Grat entlang gehen, haben sie linker Hand den steilen Abhang, der hier herunterführt und rechts ist ein Abgrund, den Sie nicht werden sehen können.“

Der erste sprach weiter:

„Am Fuße dieses Abgrundes ist es eben und grasbewachsen. Der Boden ist mit flachen glatten Felsen übersät. Es ist der Boden eines großen Kars. In der

Mitte ist das Haus eines Hirten.“ Und der andere sagte: „Wir haben am Nachmittag darüber gesprochen. Wir beide denken, das Haus des Hirten sollte für diese Nacht Ihr Ziel sein.“

Ich glaubte, er spaßte und fiel ein: „Ja und wir sollten sie wissen lassen, dass wir kommen, damit sie rechtzeitig den Sessellift installieren, mit dem wir die Felswand hinunterfahren wollen.“

„Nur keine Bange“, sagte der erste ganz ernst. „Wir sagen Ihnen genau, wie Sie dorthin kommen. Es ist ganz einfach.“

„Schauen Sie“, sagte er und begann mit seinem Stock auf den Boden zu zeichnen. „Zuerst gehen Sie bis zu dem Platz, wo sich der Grat weitet. Es ist wie eine Gabelung, wenn Sie sich die Ränder vorstellen. Der linke Rand führt zum Wachhaus.“

„Also halten wir uns an den rechten Rand?“ fragte ich.

„Genau. Den gehen Sie eine Weile entlang. Dort ist es leicht, zu gehen. Es gibt ein ganzes Netz von Ziegenpfaden. Bleiben Sie einfach immer so weit rechts, als der Abgrund es erlaubt.“

Ich zwang mich wieder zu etwas Humor und sagte „Es hört sich sehr romantisch an, aber ich muss gestehen, dass ich diese Art von Weg lieber im strahlenden Sonnenlicht ginge.“

„Deshalb spielen die Grenzwächter lieber Karten, wenn es dunkel wird. Vor zwei Jahren stürzte einer von ihnen bei Dunkelheit in den Abgrund...“

Die Details dieses Unfalls wollte ich nun wirklich nicht hören und unterbrach ihn schnell:

„Also gut, wir bleiben rechts auf den Ziegenpfaden. Und dann?“

„Dann, nach ein oder zwei Kilometern, wird der Abgrund langsam sanfter. Die Felswand wird sich in einen steilen Abhang verwandeln, aus dem eine Menge einzelner Felsen herausstechen wie Nadeln oder Zähne.“

„Das hört sich schon besser an. Die Zähne werden uns daran hindern, den ganzen Weg hinunter zu rollen“, sagte ich im Spaß.

„Und dort beginnen Sie langsam abzustiegen. Sie können den Ziegenpfaden folgen und zickzack den Abhang hinunterklettern. Wenn Sie erst unten sind, müssen Sie nur noch geradewegs zum Haus gehen. Im Fenster werden Sie Licht sehen.“

Das hörte sich wirklich einfach an. Gerade wollte ich fragen, welche Leute wir in dem Haus finden würden, aber sie hatten wohl meine Gedanken gelesen und sagten fast gleichzeitig: „Es ist ein Hirte mit seiner Familie und sie wohnen dort über den Sommer. So wie wir.“

Nun besprachen sie untereinander, ob schon Zeit zum Aufbruch wäre oder wir noch eine Viertelstunde warten sollten. Und ich dachte an den scharfen

Grat, die Felswand und die steinernen Zähne, an all das, was ich hinter uns haben wollte, bevor alles in völliger Dunkelheit versank.

*

Einer der beiden Männer band sich unser Gepäck auf den Rücken, der zweite nahm Mignon auf den Arm und wir begannen den Hang zu besteigen. Sie gingen sehr schnell und wir mussten uns ordentlich anstrengen, um mit ihnen mitzukommen. Diesen Männern war dies Land wirklich vertraut. Als der Hang so steil wurde, dass Alice zu rutschen begann, packte einer der Männer ihre Hand und zog sie beim Gehen einfach mit. Ich schaffte es immer noch alleine, ging seitlich und setzte die Kanten der Sohlen ein. Bald aber brauchte ich selbst Hilfe und bekam die Hand des anderen. Er trug Mignon auf einem Arm und mir wurde bewusst, um wie viel sicherer sie bei ihm war, als wenn ich sie getragen hätte.

Wir waren nun daran, den steilsten Teil in Angriff zu nehmen und versuchten, die beste Formation fürs Klettern zu finden. Am Ende nahmen die beiden Männer Alice in die Mitte, jeder nahm eine ihrer Hände und so zogen sie sie hinauf. Der Mann mit dem Gepäck auf dem Rücken gab mir seine linke Hand und Mignon wurde vom rechten Arm des anderen Mannes festgehalten.

War das ein Anstieg! Und welche Anstrengung er kostete. Es gab kein Stehenbleiben oder Rasten. Es war eine einzige Abfolge von gleiten, rutschen und fallen. Doch die viergliedrige Kette hielt stand. Sowie ein Teil hinunterzurutschen drohte, hielt der Rest sie und zog sie nach.

Obwohl wir aufrecht gingen, waren unsere Gesichter nahe am Boden. Der Mann, der Mignon trug, musste sie sehr nah an sich halten, um nicht hintüber zu kippen und die Kleine beschwerte sich in einem fort, dass sie viel zu stark gedrückt würde.

Es war unmissverständlich: Rutschen war ungefährlich und konnte jederzeit gestoppt werden, doch Rückwärtskippen bedeutete das Ende.

Während des Anstiegs wurde kein Wort gesprochen. Wir alle brauchten jeden Funken Energie in uns und waren damit beschäftigt, so schnell und tief zu atmen wie möglich. Unsere beiden Freunde leisteten gut das Doppelte von uns. Niemals wären wir ohne sie hier heraufgekommen. Nicht mit den besten Bergschuhen und ohne jede Ladung. Manchmal fühlte ich meinen Helfer mein gesamtes Gewicht hinaufziehen und einige Male wäre ich ohne seine Hilfe nach hinten gekippt. Mehrmals hörte ich Alice schnaufen: „Stehenbleiben! Ich kann nicht mehr!“, aber die beiden zogen sie einfach fester und marschierten weiter.

Und am Ende erreichten wir wirklich den Gipfel. Wir blickten auf der anderen Seite hinunter und sahen schemenhaft die Talsohle. In der Mitte war ein

Licht zu sehen und unsere Freunde deuteten darauf – es war das Haus, zu dem zu gehen sie uns geraten hatten. Wir sahen die steilen Felsen zu unserer rechten und zur linken den geraden Weg, der weder bergauf noch bergab ging. Die beiden gingen noch ein paar hundert Meter mit uns, bis wir auf einem Ziegenpfad waren und nahmen mit dem Wispern: „Ihr seid nun in der Schweiz! Viel Glück euch allen!“ Abschied. Wir schüttelten die Hände. Dann gingen sie und waren schon nach weniger als einer Minute nicht mehr zu sehen.

*

Hier waren wir drei nun, auf einem scharfen Grat, auf jeder Seite von uns ein tiefer Abgrund und die Nacht senkte sich herab. Ein seltsames Gefühl überkam mich, teilweise Angst, teilweise Einsamkeit. Dann fühlte ich mich mit einem Mal wie gelähmt von dem Gedanken an unsere unendliche Geringfügigkeit in dieser gigantischen Umgebung, die sich so geheimnisvoll und unwirtlich, so bedrohlich und gefährlich darbot. Das riesige Kar unter uns schien geradezu darauf zu warten, uns zu verschlucken.

Als ich merkte, dass ich drauf und dran war, in Passivität zu verfallen, versuchte ich, wieder die Kontrolle über mich zu erlangen, und sagte mir: Diese beiden Fremden waren mehr als Freunde. Sie haben getan, was sie konnten, doch nun liegt unser Schicksal wieder in unserer Hand. Wir müssen handeln, nicht rasten! Danach wendete ich mich an Alice. Es war eindeutig, dass dieselben Gefühle sie bewegten.

„Ist es nicht herrlich“, flüsterte ich ihr zu, „dass wir genau im richtigen Moment hier heraufgekommen sind? Dunkel genug, um nicht gesehen zu werden, hell genug um auf unsere Schritte zu achten. Die beiden Burschen haben das wirklich perfekt geplant.“

„Sie haben mich praktisch den ganzen Weg heraufgetragen“, flüsterte Alice zurück. „Ich bin kaum einen Schritt selbst gegangen. Ich hätte auch gar nicht können, bei ihrer Geschwindigkeit.“

„Ja, wir hatten ein Riesenglück, sie zu treffen. Aber jetzt müssen wir los, bevor es zu finster ist. Wir müssen da hinunter, wo das Licht ist. Es sollte nicht länger dauern als zwei Stunden.“

„Und wie sollen wir da hinunter kommen?“

„Wir werden es später sehen, wenn es rechts nicht mehr so steil ist.“

Wir setzten Mignon in den Wagen und auf ging's. Es war ein Ziegenpfad, aber von der guten Sorte und bisher ziemlich eben. Aber der Pfad folgte scharf der rechten Kante des Grates. Zu scharf.

„Alice“, sagte ich, „bitte vergiss nicht, dass es rechts neben dir mehrere hundert Meter abwärts geht. Sei vorsichtig! Extrem vorsichtig!“

Alice ging voraus. Aber der Wagen mit Mignon war zwischen uns. Wenn Alice stolperte, konnte ich wegen des Wagens vor mir nichts tun. Zu Beginn war sie hinter mir gegangen, aber das hatte mich noch viel nervöser gemacht. Ich hatte Angst, sie würde plötzlich verschwunden sein, ohne dass ich es gemerkt hätte. Darum ging sie nun vor mir.

Der Grat begann nun langsam abzufallen. Wir wurden automatisch schneller, obwohl es inzwischen schon dunkler war und ich kaum weiter sehen konnte, als bis zum Wagen vor mir.

„Bitte, Alice, geh langsamer“, sagte ich von Zeit zu Zeit.

„Mir geht’s gut“, antwortete sie, „keine Sorge!“

Aber dann stolperte sie und fiel hin. Ihr Hut, ein Strohhut, den sie ständig getragen hatte, seit wir aus Albi abgefahren waren, fiel vom Kopf und verschwand über die Kante. Alice war noch da.

„Alles in Ordnung“, sagte sie, „aber ich sehe den Hut nicht.“

„Versuch nicht, nach ihm zu schauen, er ist unten im Abgrund!“ Ich musste rund um den Wagen gehen, um aufzupassen, dass sie nicht neben den Pfad stieg, der immer noch scharf an der Kante verlief. Alice hatte im Dunkeln noch nie gut gesehen und war es aus der Vergangenheit auch nicht gewöhnt, nachts zu wandern. Ein Schritt in die Richtung ihres Hutes wäre ein Schritt ins Nichts gewesen. Ich kam gerade recht, um sie mit Gewalt zurückzuhalten.

„Pass auf“, sagte ich und hielt sie fest am Arm. „Siehst du, was hier rechts vom Pfad ist?“

„Ich kann es nicht genau sehen“, sagte sie, „entweder ist es Gras oder Stein. Aber mein Hut muss hier irgendwo in Griffweite liegen.“

Ich nahm einen Stein vom Weg. Ich zeigte es Alice und ließ sie sein Gewicht fühlen. Er hatte vielleicht fünfzehn Zentimeter im Durchmesser. Dann streckte ich den Arm aus, der den Stein hielt.

„Ich lasse ihn jetzt fallen“, sagte ich, „folge ihm mit deinen Augen.“

„Genau hier liegt mein Hut, der Stein wird genau hineinfallen oder jedenfalls nicht weit weg davon.“

„In diesem Fall hör genau hin, damit du den Aufprall hörst. Ich lasse ihn jetzt fallen. Eins, zwei, drei und aus!“

Zu dritt lauschten wir. Aber wir hörten absolut nichts. Alice war nun überzeugt, dass ihr Hut verloren war und gab die Suche auf. Der Strohhut war ihr ständiger und wirksamer Schutz gegen die starke Sonne und die davon drohende Migräne gewesen.

Wir setzten den Weg über den Ziegenpfad fort, so schnell die Vorsicht es erlaubte. Ich wollte diesen gefährlichen Teil des Kammes schnell hinter uns bringen.

Wir kamen an eine Stelle, wo der Pfad plötzlich scharf nach links abbog. Alice ging immer noch voran und es war ein Wunder, dass sie die Abbiegung bemerkte und dem Pfad folgte. Als ich den Abgrund sah, den der Pfad umkurvte, fühlte ich, wie sich unwillkürlich meine Haare sträubten.

Bald danach fiel die Kante nicht mehr so scharf ab und die Zähne oder Nadeln begannen sich zaghaft zu zeigen. Sie wirkten wie große Phantome, die über den Hang auf uns zukriechen wollten.

„Wir müssen nun nach den Pfaden suchen, die hinunterführen“, sagte ich.

Aber ich muss mich sehr zögernd angehört haben, denn Alice fragte: „Müssen wir wirklich? Ich glaube nicht, dass wir das können.“

Es war vollständig finster geworden. Die gesamte Landschaft wirkte unreal, wie ein Phantasiegebilde. Die einzigen deutlich sichtbaren Dinge waren das blasse Licht weit unter uns, das für uns „das Haus“ war und über uns die Sterne und ein paar Wolken. Nach den Sternen zu greifen oder zum Licht hinunter zu springen, wäre uns vollkommen normal und sinnvoll erschienen, aber diesen geisterhaften Hang hinunterzusteigen, schien ein Widerspruch in sich selbst. Irgendwie waren wir in einer unbekanntem Welt zwischen Himmel und Erde. Unsichtbare Kräfte versuchten, uns aus dieser seltsamen Welt zu ziehen, um uns auszulöschen. Da war jene, die Alices Hut hinuntergeworfen hatte, und jene, die auf uns an der scharfen Linksbiegung gewartet hatte, und da war das Licht da unten, das uns einlud, hinunter zu springen oder gar zu schweben. Was war das für eine seltsame Schattenwelt, in der wir verweilen mussten, um weiterzuleben. Ein Sprung, hinunter zum Licht, und wir würden sterben. Die Ein-Licht-Welt unter uns und die Viele-Lichter-Welt hinter den Wolken da oben, beide lockten uns ins Nichts. Beide konnten genauso gut in Reichweite unserer Hände oder Füße sein, wie viele, viele Kilometer entfernt.

„Ich glaube nicht, dass wir das können“, hörte ich Alice wiederholen und fühlte mich sofort alarmiert.

„Warte, Alice! Versuche nichts! Beweg dich nicht! Wir wollen nicht hinunter!“

Ich war wieder hellwach und versuchte die Schattenbilder zu vertreiben, die uns umgaben. Ich versuchte sie mit den Bildern zu ersetzen, die wir gesehen hatten, als wir vor einer Stunde zum ersten Mal den Kamm betreten hatten. Vertraute Bilder tauchten auf, aus entfernten Winkeln meiner Erinnerung.

Ich erinnerte mich besonders daran, wie wir es vor vielen, vielen Jahren geschafft hatten, einen steilen, felsigen Hang, auf den kein Weg führte, zu erklimmen. Auch das war in den Alpen gewesen, in den österreichischen Alpen, während eines Sommerurlaubes. Wir wollten denselben Weg wieder hinunter-

gehen, aber das stellte sich als unmöglich heraus. Wir kamen bis zur Kante eines hochgelegenen Felsvorsprungs und von dort aus ging es einfach nicht mehr weiter. Wir mussten wieder zurück, hinauf und auf der anderen Seite einen leichten Weg durch ein Tal nehmen. Und das war an einem schönen Sommertag gewesen, bei strahlendem Sonnenschein.

Ich war inzwischen überzeugt, dass bereits der Versuch, zum Haus des Hirten hinunterzukommen, blanker Selbstmord war. Wir entschieden uns, weiter dem Kamm zu folgen, in der Hoffnung, er würde uns irgendwann später hinunterbringen. Wir verließen die Kante und begaben uns wieder zur Mitte des Weges. Hier waren wir sicherer, nicht hinunterzufallen oder zu -rutschen. Immer in der Mitte des Weges folgten wir ihm abwärts.

Die Abschüssigkeit war kaum mehr zu bemerken und der Kamm war über eine längere Strecke nahezu eben, während die Abhänge zu beiden Seiten immer noch sehr steil waren. Ab und zu verzweigte sich der Kamm. Wir gingen dort weiter, wo wir meinten, dass der Hauptkamm verlaufe und gingen davon aus, die Abzweigungen würden wahrscheinlich abrupt im Abgrund enden.

Nach einiger Zeit begann sich unsere Spur in einen Weg zu verwandeln. Das machte nicht nur das Gehen leichter, vor allem der Wagen war nun leichter zu bewegen. Von da an gab es auch keine Probleme mehr, wenn der Pfad sich gabelte. Wir folgten einfach dem Weg. Alles war einfach und leicht.

Plötzlich erhellte ein Blitz den Himmel.

Wir hatten uns derart auf den Boden unter unseren Füßen konzentriert, dass die Änderungen am Himmel vollkommen an uns vorbei gegangen waren. Es war uns gar nicht aufgefallen, dass der Mond schon lange überfällig war. Er war auch längst aufgegangen – aber hinter dicken, dunklen Gewitterwolken, die den halben Himmel verdeckten.

Ein weiterer Blitz beleuchtete die steilen Abhänge auf beiden Seiten des Kammes. Die Luft war noch angenehm warm. Aber wir wussten, wie kalt Gewitter in dieser Höhe werden konnten. Wir wussten, wie plötzlich der Wind stärker werden, eisige Nadeln ins Gesicht treiben und die Kleidung in Fetzen reißen konnte. Wir wussten alles darüber – aus eigener Wandererfahrung. Und vom Hörensagen wussten wir auch, wie gefährlich der Blitzschlag auf einem schmalen Grat wie dem unseren sein konnte.

Das einzige, was wir nicht wussten war, was wir nun tun sollten.

Den Kamm auf der einen oder der anderen Seite hinunterzuklettern kam überhaupt nicht in Frage. Es war viel zu steil. Und vor uns schien sich der Kamm fortzusetzen, weiterhin mit kaum merkbareren Gefälle. Was immer sich nun zusammenbraute, wir waren mittendrin!

Wieder wurde alles hell, es waren drei oder mehr Blitze, die in rascher Reihenfolge niederschlugen. Langsam wurde es beängstigend. Schwarze Wolken hüllten uns ein. Eine Wolke hinter uns hatte schon den ganzen Kamm verschluckt. Wir begannen zu hasten. Dem letzten Blitz folgte weit entferntes Donnernrollen. Wir gingen weiter. Wir waren inzwischen in dichtem Nebel, durchnässt und frierend.

Die ersten Regentropfen fielen plötzlich und heftig. Wieder ein Blitz, gefolgt von Donner. Was war es, woran wir soeben vorbeigegangen waren? Wir hielten an, konnten aber nichts erkennen. Es war zu neblig und dunkel. Wieder ein Blitz. Und nun sahen wir es. Es war eine Holzhütte, nur ein paar Meter entfernt.

Wir liefen hin. Es war eine winzige Hütte, eher wie eine große Hundehütte. Wir krochen durch die kleine Öffnung. Der hölzerne Boden war teilweise intakt, aber es gab einige Löcher, die eher tief schienen. Ich dachte, unten könnte eine Art Brunnen oder Keller sein.

Ich stellte Mignons Wagen in eine Ecke, wo der Boden fest schien und wir sagten ihr, sie solle versuchen, im Wagen zu schlafen. Sie erklärte uns aber, dass das nicht möglich sei. Sie sei sicher, aus dem Wagen zu fallen, wenn sie schlafe. Also blieben wir alle wach. Mignon in ihrem Wagen, Alice und ich auf der verbliebenen schmalen Fläche zusammengerollt.

Wir fühlten uns sicher in der Hütte – und dankbar. Sie gab uns Schutz vor Wind und Regen und wir fühlten uns auch vor den Blitzen geborgen. Ich fand, wenn die Hütte durch Blitzschlag gefährdet sei, hätte sie schon längst einmal abgebrannt sein müssen und so zerbrochen wie der Boden war, musste sie schon ein ordentliches Alter haben.

Das Gewitter war dann doch nicht so schlimm. Es regnete ein bisschen und es hörte bald zu blitzen auf. In weniger als einer halben Stunde waren wir schon wieder im Freien. Die letzten Wolken verflüchtigten sich und nun schien der Mond. Es war kühl geworden, aber es gab kaum noch Wind.

Jetzt, wo unser Weg durch das Mondlicht beleuchtet wurde, war das Gehen viel einfacher. Wir fragten uns, woher der Weg kam und wohin er führte. Ich konnte mir nichts anderes vorstellen, als dass er vom Wachhaus in die nächste Schweizer Siedlung des Tals ging. Sollte es so sein, bestand ein beträchtliches Risiko, auf einige der Grenzwächter zu treffen.

„Warum sollten sie hier gehen und warum so spät in der Nacht?“, fragte Alice.

„Ich nehme an, dass sie oft abgewechselt werden. Sie könnten auch wegen Lebensmitteln oder anderen Dingen ins Dorf gehen. Vielleicht auch bloß ins Kino. Dann würden sie in der Nacht zurückkommen. In der Nacht wäre es

sicher angenehmer, als im sengenden Sonnenlicht, hier, oberhalb der Baumgrenze.“

„Nun, wenn sie wirklich hier heraufkommen, dann wird sich ein Treffen nicht vermeiden lassen. Es gibt nichts, was wir dagegen tun könnten.“

Daher gingen wir schneller, und das war ganz einfach. Der Weg war nun gut und frei, schien aber endlos. Es schien, als gingen wir Kilometer um Kilometer, ohne merklich an Höhe zu verlieren. Nach einigen Stunden wurde der Kamm breiter, der Abhang zur rechten flacher und die Spur verlor sich im Gras.

*

Wir suchten den Weg in großen Kreisen rund um den Punkt, wo er sich verloren hatte.

„Bitte nehmt mich aus dem Wagen, während ihr sucht“, bat Mignon.

Ich setzte sie ins Gras.

„Darf ich kurz schlafen?“

Bevor ich noch ja sagen konnte, war sie schon eingeschlafen. Langsam verstanden wir. All die Zeit in ihrem Wagen hatte sie nicht geschlafen. Sie hatte Angst, dabei herauszufallen. Was für eine Anstrengung für ein fünfjähriges Kind! Wir hatten Valence achtundvierzig Stunden zuvor verlassen und sie hatte seitdem, abgesehen von kurzen Nickerchen im Zug, nicht geschlafen.

Nun fiel uns ein, dass sie schon zuvor, wenn wir nach dem Weg suchten, stets gefragt hatte, ob sie kurz schlafen dürfe. Aber wir hatten nicht begriffen, was sie meinte.

Wir wussten, dass sie die ganze vergangene Nacht, den ganzen vergangenen Tag, und nun wieder die ganze Nacht in ihrem Wagen gesessen war, absolut still, aber wach – und wachsam. Niemals hatten wir angehalten, um darüber nachzudenken, wie ungewöhnlich das war. Wir waren nicht einmal auf die Idee gekommen, sie zu fragen, warum sie nicht schlief. Und schon gar nicht hatten wir daran gedacht, dafür zu sorgen, dass sie schlafen konnte.

Natürlich waren wir uns ihres in jeder Hinsicht perfekten Verhaltens bewusst gewesen und wir waren sehr dankbar dafür. Sie hatte immer genau das getan, was sie sollte, ohne Fragen zu stellen oder Erklärungen zu verlangen. Wie sie sich bedingungslos mit der seltsamen Situation und all den daraus resultierenden Einschränkungen abfand, war vollkommen und – aus unserer Sicht – absolut einzigartig.

Aber obwohl wir dankbar waren – vielleicht dem Schicksal, das uns mit so einem Kind gesegnet hatte –, hatten wir nie angehalten, um die Spannung von Mignon zu nehmen oder es ihr wenigstens ein bisschen bequemer zu machen. All die Zeit war sie buchstäblich auf sich allein gestellt gewesen.

Wie hatte das geschehen können, wo doch Mignon unter normalen Umständen stets der Mittelpunkt all unserer Gedanken war? Es gab nur eine Antwort: Wir waren zu beschäftigt gewesen, unser künftiges Leben zu retten, um den Erfordernissen des Augenblicks die nötige Aufmerksamkeit zu schenken, sie überhaupt zur Kenntnis zu nehmen. Und das war immer mein größter Fehler: Niemals war ich fähig, mich zur gleichen Zeit auf zwei verschiedene Dinge zu konzentrieren.

Während wir nach dem Weg suchten, schlief Mignon für einige Minuten. Dann aber mussten wir ohne Weg weitergehen, denn wir konnten einfach keinen finden.

*

Wir hielten uns rechts, den Abhang hinunter, um schneller nach unten zu kommen. Aber nach ein paar hundert Metern sahen wir plötzlich, dass wir uns einem Haus näherten. Es war ein großes Holzhaus, das sich gegen einen Hügel lehnte. Auf der Seite, von der wir auf das Haus zingingen, war das Dachgeschoß in Bodenhöhe. Es musste knapp vor Anbruch der Dämmerung sein und wir waren erschöpft und müde. Wir konnten nicht anders, wir stiegen durch das Dachfenster ein und warfen uns ins Heu.

„Hier sind wir sicher“, sagte ich. „selbst wenn die Grenzwächter vorbeigehen. Wir können eine Viertelstunde schlafen.“

Wir müssen sofort in tiefen Schlaf gefallen sein.

Danach erwachte ich in Panik.

Ich sprang hinaus und kehrte sofort zurück, um Alice zu wecken: „Es ist schon heller Tag, wir sollten doch vor Tagesanbruch im Wald sein. Zum Glück ist die Sonne noch nicht aufgegangen. Wenn erst die Sonne am Himmel steht, kann man uns kilometerweit sehen. Wer weiß, wie weit es noch bis zum Wald ist.“

Da es inzwischen so spät war, schien es sehr wahrscheinlich, dass unsere Anwesenheit von den Bauersleuten bereits entdeckt worden war. In diesem Fall wäre es nicht sehr klug gewesen, zu gehen, ohne mit ihnen gesprochen zu haben. Sie hätten uns für Diebe oder Schmuggler halten und die Grenzwächter verständigen können.

Ich ging rund ums Haus zum Eingang und klopfte. Es dauerte einige Zeit, bis der Bauer mir öffnete und mich hereinbat. Er war ein kleiner gedrungener Mann, rotbackig, blond, mit schütterem Haar. Ich erzählte ihm schnell, dass wir seinen Heuboden zum Schlafen benutzt hatten und warum. Er nahm meine Entschuldigung an und bestand darauf, dass wir mit ihnen frühstücken sollten. Ich fühlte mich wegen des Zeitverlustes ein bisschen unbehaglich, konnte aber

nicht aus und so willigte ich ein. Ich ging also hinaus, holte Alice und Mignon, und wir setzten uns an den langen Tisch.

Seine Frau machte gerade Butter in einem kleinen hölzernen Fässchen. Seine Tochter kam herein, machte Feuer und kochte die Milch. Ich hatte das Gefühl, dass sie alle eher verängstigt waren, konnte aber nichts tun, um ihre Ängste zu zerstreuen, ohne zu riskieren, alles noch schlimmer zu machen.

Diese Bergbauern lebten sehr bescheiden. Die Butter war für den Verkauf, sie selbst aßen nie welche. Nach dem Frühstück, bevor wir gingen, bat uns der Bauer mehrfach, niemand zu sagen, dass wir auf seinem Heuboden geschlafen und ihn oder seine Familie getroffen hätten. Sonst würde er Riesenräger mit den Grenzwächtern bekommen, erklärte er.

Von seinem Haus ging ein weiter Weg in großen geschwungenen Kurven talwärts und führte dann, soweit das von unserem Aussichtspunkt aus sichtbar war, weiter bergab. Die ersten Sonnenstrahlen fielen über den Hang. Es war klar, dass wir aus großer Entfernung ganz einfach wahrzunehmen waren, aber wir hatten keine Wahl, als den Weg hinunterzueilen.

*

Es war immer noch ein weiter Weg ins Tal hinunter, aber wir fühlten uns ausgeruht und fast genossen wir diesen Morgenspaziergang. Weit unter uns konnten wir in der Ferne das Ende der Grasflächen, die ersten Bäume und eine kleine Gruppe von Holzhäusern sehen. Eines davon hatte auf dem Dach eine Flagge gehisst. Der Mann, bei dem wir gefrühstückt hatten, hatte uns erzählt, dass es ein Bergbauernhof sei wie seiner, dass es aber auch Waren gab und bescheidene Touristenunterkünfte.

Zwei Stunden nach unserem Frühstück marschierten wir geradewegs durch diese Ansiedlung durch, denn es gab keinen Weg rundherum. Gerade in der Mitte befand sich eine Brücke, die über einen rauschenden Gebirgsfluss führte. Als wir am Haus mit der Flagge vorbeigingen, kam eine junge Frau herausgelaufen.

„Sie sind auf der Flucht aus Frankreich“, sagte sie mit gesenkter Stimme.

„Ja.“

„Sie wissen, wie Sie hinunterkommen?“

„Ja, ich glaube schon. Ich nehme an, dieser Weg führt nach C., wo es eine Eisenbahn gibt.“

„So ist es. Aber Sie müssen sich beeilen. Auf dem ganzen Weg die Wiesen hinunter sind sie aus allen Richtungen gut zu sehen gewesen. Die Grenzwächter haben Sie bestimmt auch gesehen und werden versuchen, sie einzuholen.“

„Wie weit ist es noch nach C.?“

„Noch gut vier Stunden. Aber Sie müssten den nächsten Zug erreichen und der geht schon in drei Stunden. Wenn Sie den versäumen, werden die Sie sicher einholen.“

„Und wenn sie uns einholen?“

„Dann werden sie Sie zurückbringen, zurück über die französische Grenze.“

Die junge Frau drückte Mignon eine Tafel Schokolade in die Hand. Dann küsste sie sie und sagte, „Los, los“, und wollte wieder ins Haus zurück. Doch bevor sie eintreten konnte, kam eine ältere Frau heraus. Sie hatte eine Papiertüte in der Hand und lief auf uns zu.

„Hier sind ein paar Sandwiches“, sagte sie und gab Alice die Tüte. Und, an mich gewandt, fragte sie: „Haben Sie denn Schweizer Geld für die Bahnkarten?“

„Nein, wir haben nur französische Francs.“

„Die sind bei uns so gut wie wertlos. Und außerdem würden Sie sich damit verraten. Nehmen Sie. Das sind zwanzig Schweizer Franken, damit sollten Sie wenigstens bis Lausanne kommen.“

„Sobald Sie in Lausanne sind“, sagte nun die junge Frau, „haben Sie nicht mehr viel zu fürchten. Von dort ist es weit zur Grenze und Sie werden dort mit den normalen Behörden zu tun haben. Die werden Sie nicht so einfach zurückbringen, wie es die Grenzwächter tun würden.“

Eine der beiden gab mir ein Stück Papier und sagte: „Das ist eine Mitteilung an die Besitzer des Zeitungskiosks im Bahnhof. Sie werden Ihnen helfen, den richtigen Zug zu bekommen. Sie könnten Ihnen auch helfen, sich zu verstecken, wenn sie den Zug verpassen. Sagen Sie ihnen, Sie kommen von den DuMonts.“

„Viel Glück! Gehen Sie!“, sagten sie fortwährend und gingen zum Haus zurück.

Langsam setzten wir uns in Bewegung. Wir drehten uns um, winkten und die beiden Frauen liefen noch einmal auf uns zu.

„Noch etwas“, sagte die Jüngere, „denken Sie daran, falls Sie von den Grenzwächtern gestellt werden, dass es überhaupt keinen Sinn hat, mit ihnen zu diskutieren. Sie haben sehr strenge Befehle. Was immer Sie denen also erzählen, erzählen Sie ihnen niemals die Wahrheit. Erzählen Sie, was Sie wollen, nur nicht die Wahrheit. Denken Sie sich die beste Geschichte aus, die Ihnen einfällt. Wer weiß, vielleicht wollen sie belogen werden, damit sie ein Auge zudrücken können. Und damit Sie es wissen, die kommen immer zu zweit.“

„Meine Tochter hat recht, absolut recht“, sagte die Ältere. „Sagen Sie ihnen, dass Sie Schweizer sind. Erzählen Sie ihnen, dass Sie eine Bergwanderung gemacht haben. Erzählen Sie Ihnen irgendetwas, mit dem Sie davonkommen, aber nur ja nicht die Wahrheit, wie Sie sie uns erzählten.“

Wir konnten die Sorgen und die Angst in ihren Gesichtern sehen, als wir uns verabschiedeten.

„Los! Los!“

Sobald wir den Wald erreicht hatten, begannen wir uns zu beeilen. Der Weg war nun breiter, aber stark ausgetreten und das machte es mit dem Wagen nicht leichter. Manche Abschnitte waren sehr steinig und das war ein großes Problem für die kleinen Räder. Davon abgesehen war es aber nicht zu anstrengend, da es immer leicht bergab ging.

Würden wir es schaffen und den Zug erreichen, bevor die Grenzwächter uns einholten? Aber warum sollten sie uns folgen? Vielleicht hatten sie uns nicht einmal gesehen. In der Nacht, auf dem Kamm – sicher nicht. Am Morgen waren wir zwar bei Tageslicht den Abhang hinunter gegangen, aber der war nicht von überall einsehbar, nicht vom Bergrücken und auch nicht vom Haus der Grenzwächter, nicht einmal mit einem Fernglas.

Trotz all dieser gegenseitigen Versicherungen gingen wir schneller. „Laufen wir ein bisschen“, sagte ich zu Alice und wir warfen die letzte Decke, die wir immer noch mit uns trugen, fort, um noch schneller zu sein.

*

Wir eilten seit etwa einer Stunde durch den Wald, als wir zwei Leute hinter uns bemerkten, die drauf und dran waren, uns zu überholen. Ein kurzer Blick zurück und ich sah, dass sie uniformiert waren und Gewehre trugen. Wir blieben stehen und traten zur Seite, um sie vorbeizulassen. Wir grüßten und sie gingen weiter. Ich dachte schon, dass wir wieder einmal Glück gehabt hätten, doch sie hielten an und kamen zurück. Ich glaube, ich ließ schnell eine Bemerkung über das Wetter fallen und sie blieben vor uns stehen und antworteten. Dann wurde einer der beiden aber ernst und fragte: „Wohin gehen Sie denn damit?“ Er zeigte auf den Wagen. Der wirkte auf dem buckligen, steinigen Weg tatsächlich deplatziert.

„Wir gehen nach C.“

„Sie werden nicht in C. bleiben, stimmt's?“

„Nein, wir nehmen den Zug nach Lausanne. Sie klingen übrigens, als ob Sie uns verhören wollten.“

„Es tut mir leid, aber genau das tue ich. Sie befinden sich im Grenzgebiet und das unterliegt strengen militärischen Regeln. Können Sie uns Ihre Identifikationspapiere zeigen?“

„Ich fürchte das kann ich nicht.“

„Was tun Sie hier?“

„Wir kommen von einer Wanderung.“

„Mit dem kleinen Mädchen und dem Wagen?“

„Ja.“

„Wo kommen Sie her?“

„Wir kamen gerade aus den Bergen herunter.“

„Und davor waren Sie in Frankreich. Sie haben die Grenze illegal überquert. Sie sind Franzosen oder womöglich Deutsche.“

Es ist sinnlos, sagte ich zu mir. Sie wissen ohnehin alles. Aber laut sagte ich: „Ich hoffe, junger Mann, Sie sind als Grenzwächter besser, als Sie als Wahrsager sind. Es tut mir leid, wenn ich Sie enttäuschen muss, aber wir sind weder Deutsche, noch Franzosen. Wenn Sie jemand fangen wollen, müssen Sie zurück in den Wald und ein bisschen besser jagen.“

„Gut, Sie sind keine Deutschen und keine Franzosen. Aber jedenfalls sind Sie keine Schweizer, auch wenn wir schon sehen, warum Sie vielleicht gerne welche wären.“

Bisher hatte nur einer von ihnen, ein blonder, mittelgroßer Bursche gesprochen. Bei seinem letzten Satz grinste er triumphierend über sein rundes weißes Gesicht. Ich hätte in dieses Gesicht hineinschlagen können. Stattdessen musterte ich ihn und danach seinen Kollegen, einen dunklen, mageren Burschen. Der hatte bisher still vor sich hingeschaut und ich hatte das Gefühl, er sei vielleicht auf unserer Seite. Jetzt konnte ich in seinem Gesicht Missbilligung über das Verhalten seines Kollegen erkennen. Das gab mir Hoffnung, also nahm ich mich zusammen und sagte zum Blondem einfach: „Wenn es ein Privileg ist, Schweizer zu sein, haben Sie noch eine Menge zu lernen, bevor Sie es verdient haben.“

An diesem Punkt drehte sich der Dunkle weg. „Komm, gehen wir weiter“, sagte er zu seinem Kollegen und begann, den Weg hinunterzugehen.

„Nein, warte noch“, sagte der andere, drehte sich zu mir und fragte: „Wo haben Sie diesen Wagen her?“

„Ich habe ihn nicht gestohlen.“

„Wo haben Sie diesen Wagen her?“, fragte er nochmals.

„Ich habe ihn gekauft und bar bezahlt.“

„Sie haben ihn in Frankreich gekauft.“

„Sie beweisen schon wieder, dass Sie kein guter Wahrsager sind.“

„Sie haben ihn in Frankreich gekauft, denn solche Wagen gibt es in der Schweiz nicht.“

„Sie widerlegen Ihre eigene Aussage, junger Mann. Dieser Wagen ist in der Schweiz.“

„Spielen wir nicht mit Worten. Sie sagten, Sie leben in Lausanne?“

„Das habe ich nicht gesagt, aber wenn Sie es annehmen wollen...“

„Sie leben in Lausanne, stimmt's?“

Ich zögerte. War er entschlossen uns anzuhalten oder wollte er uns ziehen lassen und versuchte nun nur noch, irgendwelche vorgeschriebenen Regeln für formale Befragungen zu erfüllen?

Hatte er ein Netz ausgeworfen, um uns zu fangen oder suchte er lediglich einen Vorwand, uns gehen zu lassen? Ich sah ihn mir nochmals genau an, aber sein Gesicht war unergündlich. Ich schaute ins Gesicht seines Kollegen und hoffte, dadurch irgendeinen Hinweis auf ihre Ziele zu finden. Aber er schaute selbst eher verwundert drein. Mir fielen die wiederholten Beschwörungen der beiden Frauen ein, unter keinen Umständen die Wahrheit zu sagen und ich fragte mich, ob sie die Absichten der Grenzwächter kannten.

„*Monsieur*, ich habe gefragt, wo Sie leben“, erinnerte mich der Blonde.

„In Lausanne“, antwortete ich kurz.

„Wo in Lausanne?“

Nun war mir klar, was er vorhatte. Er war entschlossen, uns anzuhalten. Er hatte sein Netz ausgeworfen und nun knüpfte er die Enden zusammen. Aber ich machte weiter.

„*Rue de la Gare*.“

„Na also!“, sagte er triumphierend zu seinem Kollegen. Und dann zu mir: „In Lausanne gibt es keine *Rue de la Gare*. Wir sind ziemlich oft dort. Es gibt nur eine *Avenue de la Gare*.“

„Wie schade“, sagte ich und versuchte, meine Gefühle nicht zu zeigen. Natürlich wusste ich, dass wir uns verstrickt hatten. Aber sobald mir klar war, dass er uns anhalten wollte, hatte ich das früher oder später erwartet. Was mich jedoch dabei so unglücklich machte, war die Art, wie es geschehen war. Ich hatte meine Skrupel beiseitegeschoben und gelogen, wozu ich mich ausreichend berechtigt fühlte. Aber nun hatten sich die Lügen als nutzlos herausgestellt. Ich hätte um nichts weniger erreicht, wenn ich gleich bei der Wahrheit geblieben wäre und hätte mich dann wenigstens nicht in dieser beschämenden Situation befunden. Ich fühlte mich immer elender und unglücklicher.

Der Grenzwächter, entschlossen, seinen Erfolg auszukosten, fuhr fort: „Sie sind also über die französische Grenze gekommen, stimmt's?“

Seine Aggressivität machte aus meinem elenden Gefühl puren Zorn.

„Nehmen wir an, es wäre so. Warum haben Sie dann nicht die Grenze bewacht, wenn Sie das beweisen wollen? Was für eine Sorte Grenzwächter sind Sie, der Leute bis hier herunter gehen lässt, bevor er sie überhaupt sieht? Ihr Vorgesetzter wird kaum glauben, dass Sie die ganze Zeit die Grenze beobachtet haben, ohne uns zu sehen, oder?“

Das hatte mir zwar geholfen, Dampf abzulassen, aber auf ihn verfehlte es seine Wirkung. Er fuhr mit erhobener Stimme fort:

„Es liegt an Ihnen, zu beweisen, dass Sie die Grenzbestimmungen nicht verletzt haben. Sie können das jederzeit nachholen, indem Sie Ihre Identifikationspapiere vorweisen.“ Er hielt an und wartete auf Antwort. Ich sagte nichts und er fuhr fort.

„*Monsieur*, ich bestehe darauf, dass Sie uns Ihre Identifikationspapiere zeigen.“

Ich schwieg weiter. Er wiederholte den Satz, diesmal mit noch lauterer Stimme.

„Ich habe Sie gehört“, sagte ich.

„Ich gebe Ihnen drei Minuten, Ihre Papiere vorzuweisen. Sollten Sie es nicht tun, werden wir Sie durchsuchen müssen.“

Er schaute auf die Uhr, ich setzte mich auf den Boden. Als die Zeit um war, sagte er zu seinem Kollegen: „Komm, wir müssen uns die Papiere selbst besorgen.“

Sie begannen mit unserer Aktentasche und fanden sofort die Mappe mit unseren Dokumenten. Der Blonde war entzückt.

„Schau, das hier wurde in Albi, Frankreich, abgestempelt!“, sagte er „Und das hier in Wien, Österreich!“

Sie studierten die Papiere. Dann traten sie ein paar Schritte zur Seite und sprachen leise miteinander. Als sie zurückkamen, schienen sie sich einig.

„Sie sind verhaftet“, sagte der Blonde. „Wir werden Sie nun zur Grenze hinaufbringen und dort freilassen, so dass Sie nach Frankreich zurückkehren können.“

Ich stand wieder auf.

„Ich nehme an, Sie haben keine Vorstellung davon, was das bedeutet?“

„Doch – wir haben ein wenig Vorstellung davon. Aber wir haben auch unsere Befehle.“

„Befehle lassen immer Raum für Interpretation.“

„Unsere Order ist ganz exakt. Wir haben jeden zurückzubringen, der ohne Erlaubnis das Land betritt.“

„Aber es muss Ausnahmen geben.“

„Unsere Befehle enthalten äußerst wenige Ausnahmen.“

„Gibt es eine Liste, in der diese Ausnahmen angeführt sind?“

„Ja, und zwar ausdrücklich.“

„Wie lauten die Ausnahmen?“

„Sie treffen auf Ihren Fall nicht zu.“

„Trotzdem, wie lauten die Ausnahmen?“

„Unsere Befehle sind nur zum Amtsgebrauch. Wir dürfen sie Ihnen nicht vorlesen. Aber Sie können mir glauben, dass die Ausnahmen auf Ihren Fall nicht zutreffen.“

Und nun sprach auch der Dunkle zum ersten Mal zu mir: „Sie treffen nicht zu“, wiederholte er.

Ich versuchte etwas anderes.

„Ich frage mich, warum Sie sich all diesen Ärger antun. Es wäre Ihnen ein leichtes gewesen, sich aus der Sache herauszuhalten. Sie hätten mir einfach nur glauben müssen. Tatsächlich könnten Sie selbst jetzt noch mein Wort über die Papiere stellen.“

Nun führte wieder der Blonde das Wort.

„*Monsieur*, Ihre französischen Identifikationspapiere, die *permis de séjour*, enthalten Ihre Photographien.“

„Unser Herz hängt nicht an diesen Photographien. Ich werde die Papiere samt den Photographien gerne verbrennen, wenn Sie erlauben.“

„*Monsieur*, diese Anspielung gefällt mir überhaupt nicht. Wir sind Angehörige der Schweizer Miliz. Wir gehorchen Befehlen und dienen unserem Land.“

„Es gibt viele Möglichkeiten, zu gehorchen und zu dienen“, sagte ich, „Sie scheinen intelligent zu sein, aber mit Ihrem blinden Gehorsam dienen Sie niemand anders als den deutschen Konzentrationslagern, obwohl eigentlich jeder durchschnittliche Mann auch intelligent gehorchen und dadurch seinem eigenen Land dienen können sollte.“

„Überlegen Sie, was Sie sagen *Monsieur*, Sie sind ziemlich beleidigend.“

„Es tut mir leid, aber ich habe keine andere Wahl, auch wenn es mir keineswegs darum geht, Sie zu beleidigen. Hören Sie: Bevor Sie jetzt etwas Dummes tun, das Ihnen später vielleicht leidtun, aber nie mehr rückgängig zu machen sein wird, wollen wir, dass Ihnen bewusst ist, dass wir drei lediglich versuchen, uns vor der Deportation nach Deutschland zu retten. Ich hoffe, Sie wissen, was das bedeutet. Falls nicht, werde ich es Ihnen erklären. Es bedeutet Tod. Oder, genauer ausgedrückt, Mord. Wem wollen Sie helfen? Dem Mörder oder dem Opfer? Ich glaube nicht, dass Sie eine Wahl haben. Nicht als Menschen. Und schon gar nicht als freie Menschen in einem freien Land.“

Danach gab es eine lange Pause. Und dann sprach der Dunkle:

„Es tut uns leid. Wir verstehen Ihre Situation, obwohl wir natürlich hoffen, dass die Aussichten nicht so schlimm sind, wie Sie erwarten. Was die Wahl betrifft, wir, also wir Grenzsoldaten, haben nichts zu wählen. Die Entscheidungen werden von den Schweizer Behörden getroffen. Wir glauben, dass sie die

richtigen Entscheidungen treffen, aber so oder so sind wir nur dazu da, sie auszuführen.“

Damit war auch mein kleinster Hoffnungsschimmer erloschen, dennoch fuhr ich fort:

„Wenn die Nachrichten von dem, was in Frankreich vor sich geht, den Rest der Welt erreichen, werden Ihre Behörden ohne jeden Zweifel die Grenzen für Flüchtlinge öffnen. Was wäre, wenn eine solche Entscheidung morgen getroffen würde? Wie würden Sie sich fühlen, nachdem Sie uns den Deutschen geradezu in die Arme geschickt hätten?“

Nun antwortete wieder der Dunkle.

„Wenn es Ihnen irgendeine Art von Trost ist, wir würden uns elend fühlen. Aber das ändert nichts daran, was wir jetzt zu tun haben, weil es nichts an unseren Befehlen ändert.“

An diesem Punkt gab ich jede weitere Diskussion auf. Ich setzte mich und verstummte. Unsere beiden Bewacher waren freundlich genug, uns eine Zeitlang nicht zu belästigen und diese kurze Pause war uns sehr willkommen. Ich sammelte meine Gedanken und entschied, mich allem, was kommen sollte, zu widersetzen. Ich wusste, das würde am Ausgang der Sache nichts ändern, aber es würde uns Zeit bringen.

Nach einer Weile sagten sie in einem Ton, der ganz offensichtlich freundlich, aber auch entschlossen wirken sollte:

„Was sein muss, muss sein. Wir müssen Sie zur Grenze zurückbringen. Es wird für uns alle einfacher sein, wenn sie kooperieren. Es ist ein weiter Weg hinauf und es ist besser, wir gehen gleich los.“

Nun war die Reihe an mir, meiner Antwort einen möglichst entschlossenen Ton zu verleihen:

„Was sie Kooperation nennen, kommt gar nicht in Frage. Wir werden uns nicht freiwillig von diesem Fleck weg bewegen.“

Eine lange und heftige Auseinandersetzung folgte, von der ich nur noch wenig weiß. Sie versuchten weiterhin, uns zur Kooperation zu überreden. Auf beiden Seiten wechselten die Worte zwischen heiß und kalt, sanft und laut, höflich und beleidigend. Dann und wann wäre es fast zu Handgreiflichkeiten gekommen.

Es gab Versprechungen und Drohungen. Sie versprachen, uns nicht an die französischen Grenzwachter auszuliefern, sondern uns einfach nur zurückzubringen. Sie drohten mit der Auslieferung an die Franzosen. Sie versprachen, mit ihrem Vorgesetzten zu telefonieren, um bei ihm eine Ausnahme zu erwirken und drohten, uns auf einen von Pferden gezogenen Forstschlitten zu verfrach-

ten. Sie versprachen, sich bei ihrem Offizier dafür einzusetzen, dass wenigstens Mignon bleiben dürfe. Ich wiederum bot ihnen eher Drohungen als Versprechen an, eher Warnungen als Gesuche.

Dann aber hörte ich auf, ihnen zu antworten. Alices Gesicht sah aus, als ob das Ende der Welt gekommen wäre und Mignon weinte verzweifelt. Ich sah auch, dass wir plötzlich einen Freund auf unserer Seite hatten. Mademoiselle DuMont saß neben Mignon auf dem Boden, versuchte sie zu beruhigen und sie dazu zu bringen, ein Stück Schokolade zu essen. Mignon aber weinte weiter, verzweifelter, als ich jemals davor oder danach jemand weinen gehört habe.

Ich nehme an, Mignon wusste nicht wirklich, was auf dem Spiel stand, obwohl sie vom Nachdruck, mit dem wir uns der Sache widmeten, sicherlich sehr beeindruckt war. Die Tatsache, dass diese beiden uniformierten Fremden sich in unsere Absichten einmischten und uns offensichtlich daran hinderten, unserer Wege zu gehen, schien sie weit mehr verängstigt und geschockt zu haben, als sich ertragen ließ. Da saß sie nun am Waldboden, ein kleines schwächliches Figürchen in ihrem Gips, mit ihren dichten, über die Schultern fallenden Locken, ihr zierliches, engelsgleiches Gesichtchen von Tränen überströmt, vom vielen Weinen ganz außer Atem, ein Anblick unbeschreiblicher Hilflosigkeit, verängstigt, mit erschreckten und flehentlichen Augen, als wäre sie ganz allein einer barbarischen Welt ausgeliefert. Wer könnte jemals die Verzweiflung eines Kindes beschreiben, das mit einem Mal der Rauheit und Kompliziertheit der Welt ausgesetzt und in seiner Unschuld nicht fähig ist, darauf mit Verwünschungen, Hass oder wenigstens Vorwürfen zu antworten...

Mademoiselle DuMont musste die Grenzwächter beobachtet haben, wie sie an ihrem Haus vorbeiging und hatte sich wohl entschlossen, ihnen zu folgen um zu sehen, ob sie uns helfen könne. Nun, da ich aufgehört hatte mit ihnen zu diskutieren, begann sie, sich für uns einzusetzen. Es war eine lange Diskussion, manchmal langsam und sanft, dann wieder leidenschaftlich und dann und wann vorwurfsvoll. Aber es war alles vergebens.

Während all dem weinte Mignon verzweifelt weiter. Jeder war schon extrem angespannt und alles schien auf eine Explosion zuzusteuern.

Da kamen zwei Bergtouristen den Weg herab, ein Mann und eine Frau in Wanderkleidung mit schweren Bergschuhen, Rucksäcken und Stöcken.

„Was ist hier los?“, wandte sich der Mann in schlechtem Französisch an die beiden Grenzwächter.

Anstelle einer Antwort erhielt er die Aufforderung sich auszuweisen, was er unverzüglich tat.

Dann erklärte der Blonde: „Diese Leute haben unerlaubt die Grenze überschritten und wir bringen sie zurück.“

Nun begann eine lange Diskussion zwischen den Grenzwächtern und den Touristen. Die Grenzwächter bemühten sich, alle Fragen der Touristen zu beantworten, wurden aber immer ungeduldiger. Bald war zu bemerken, dass die Touristen versuchten, die Grenzwächter zu unseren Gunsten zu beeinflussen. Ich kann mich nicht mehr an alle Details dieser Diskussion erinnern. An einem Punkt versuchten die Touristen den Grenzwächtern die schrecklichen Dinge zu erklären, die sie über die Konzentrationslager in Deutschland gehört hatten. Der Mann beendete seine Ausführungen mit den Worten: „Wir wollten Ihnen nur erzählen, was wir in der Stadt gehört haben, damit Sie wissen, was diese Leute zu erwarten haben, wenn sie nach Deutschland deportiert werden.“

„Ich glaube, Sie sehen das falsch“, sagte nun der Blonde. „Diese Leute sind Deserteure. Jeder andere steht im Krieg, aber sie versuchen, zu fliehen. Was sie tun, ist nicht in Ordnung. Auch sie sollten ihren Anteil der Last zu tragen bereit sein.“

„Was sagen Sie denn da?“, fragte der Tourist mit strengem Ton.

„Nun, sie sind Deutsche. Österreicher sind das gleiche wie Deutsche. Sie sollten lieber freiwillig heimkehren, als davonzulaufen. Ich bin froh, dass wir den Befehl haben, solche Leute nicht hereinzulassen. Es ist für mich absolut verständlich. Auf Wiedersehen, *Monsieur*, auf Wiedersehen, *Madame*.“

Dann sagte er zu uns: „Wir haben schon viel zu viel Zeit verloren. Wir sollten schon längst auf dem Weg sein. Sie haben drei Minuten Zeit sich zu entscheiden, ob Sie im Guten mitkommen oder ob wir Gewalt anwenden und sie auf einem Forstschlitten hinaufschleppen.“

Doch was er zu den Touristen gesagt hatte, hatte mich zu sehr erregt und ich fühlte das Blut in den Kopf steigen. Mir war nun klar, dass sein Denken der Ideologie der Deutschen folgte. Ich war bemüht, mich zu beruhigen. Statt ihm direkt zu antworten, wendete ich mich an den anderen und sagte: „Ich glaube, ich sollte Ihren Freund da übers Knie legen und ihm eine ordentliche Tracht Prügel verabreichen.“

Da wurde der Blonde fuchsteufelswild und begann mich zornig zu stoßen. „Na los, fangen wir an!“, schrie er.

Dann schrien alle durcheinander, was einen Riesentumult erzeugte, der trotz seiner Lautstärke noch durch Mignons Weinen übertönt wurde, das anklagend die umliegenden Wälder durchdrang.

Nachdem diese Konfusion einige Zeit anhielt und die Grenzwächter versuchten, uns weiterzudrängen, stellte Alice sich dem Blondem in den Weg und ver-

suchte ihn zu überreden. Als das zu nichts führte, stellte sie sich ganz dicht vor ihn hin und beschwor ihn: „Hören Sie, bitte! Ich bitte Sie! Ich erzähle Ihnen nun einen Traum, den ich vor kurzem hatte und den ich nicht einmal meinem Mann erzählte...“

Ich unterbrach sie.

„Alice!“, sagte ich, „Was tust du? Erniedrige dich doch nicht, mit so einem Monster zu sprechen. Siehst du denn nicht, dass er ein Nazi ist? Sprich nicht mit ihm. Versteh doch, er ist ein Nazi. Und seine Vorgesetzten sind auch Nazis. Alle miteinander sind sie Nazis. Darum haben sie ihre Grenze dichtgemacht. Ohne Zweifel, die Deutschen haben sie darum gebeten. Oder es ihnen geschafft. Wir wissen jetzt, wo ihre Befehle herkommen.“

Während ich explodierte, versuchte Alice mehrmals, mich zum Schweigen zu bringen. Sie legte mir die Hand auf den Mund und rief: „Sag nicht so was! Hör auf, so zu reden! Du glaubst das doch selbst nicht. Sie sind doch Kinder! Vielleicht blind, aber immer noch Kinder!“

Aber ich konnte mich nicht mehr zurückhalten, ehe alles heraus war.

„Wahrscheinlich ist das ganze Land verseucht! Was für Narren waren wir, hier herzukommen! Gehen wir zurück nach Frankreich! Ich brauche von diesen Leuten keine Gefälligkeiten, nicht einmal, wenn man mich nötigen sollte. Komm, gehen wir. Los, Wächter! Gehen wir, deutsche Sklaven! Ihr hattet es eilig, also gehen wir!“

Mignon weinte nun so laut sie konnte. Alice war verzweifelt über den plötzlichen und dummen Schwenk in meinem Verhalten. Die beiden Grenzwächter rasten. Die beiden Touristen waren fortgegangen, der Mann empört über meine Anklage, die Frau ihm widerwillig folgend. Mademoiselle DuMont versuchte immer noch, Mignon zu beruhigen. Und ich konnte einfach nicht mehr denken.

Nach ein paar Minuten war das Touristenpaar wieder da, die Frau zuerst.

„Sie irren sich“, sagte sie zu mir.

Ich war ehrlich froh, dass sie das sagte. Ich wünschte, auch die beiden Grenzwächter hätten das gesagt.

„Sie irren sich wirklich vollkommen“, stimmte der Dunkle nun ein, „und Sie haben uns an unserer stolzesten Stelle getroffen.“

„Sie können mir glauben, dass ich ihn kenne“, antwortete Alice für mich, „wenn er so verletzt ist, dann lässt er Dampf ab, aber er meint nicht wirklich, was er dann sagt.“

Die beiden Touristen begannen wieder mit den Grenzwächtern zu verhandeln und boten an, sofort unmittelbare Kontakte zu den höheren Behörden auf-

zunehmen. Aber sie kamen mit den Grenzwächtern, die schon ungeduldig waren loszugehen, auf keinen grünen Zweig. Es sei ihre Pflicht, wiederholten sie, uns auf dem schnellstmöglichen Weg wieder außer Landes zu schaffen.

Das Touristenpaar versprach, alles in seiner Macht Stehende zu unternehmen, um unsere Abschiebung zu verhindern. Sie würden zum Bahnhof hinunter eilen und versuchen, jemand Höheren anzurufen. Dann würden sie schleunigst zurück nach Hause fahren, nach Bern, in die Schweizer Hauptstadt, und sich bei den Behörden persönlich für uns einsetzen.

Aber sowohl ihnen als auch uns war klar, dass es nicht möglich war, rechtzeitig eine hochrangige Entscheidung zu erreichen und an die Grenzwächter weiterzuleiten. Ihr Versprechen war mehr eine moralische als eine praktische Unterstützung, aber es gab uns wenigstens die Spur einer Hoffnung.

Dann verließen uns die Touristen. Zuvor hatte die Frau ihre Strümpfe abgenommen und Alice gegeben. Wir verstanden nicht genau, warum sie es tat, aber wir nahmen es als eine Art Versprechen.

Mademoiselle DuMont kümmerte sich immer noch um Mignon. Irgendwie hatte sie es geschafft, das Kind zu beruhigen. Doch kaum, dass die Grenzwächter uns wieder ansprachen, brach es schon wieder in Tränen aus.

Inzwischen schienen die Grenzwächter gewillt zu verhandeln, statt zu kommandieren und sie hatten sich wohl darauf geeinigt, dass der Dunkle der Sprecher sein sollte. Er drängte uns zu kooperieren und versprach uns Hilfe, um Mignon und unserer Sachen zu den DuMonts zu bringen. Wenn die Touristen etwas erreicht hatten, würden sie bei den DuMonts, am einzigen Telefon auf unserer Strecke, neue Befehle erhalten. Er versprach auch, bei den DuMonts Ausrüstung auszuleihen, damit sie von dort aus Mignon und unsere Sachen hinauftragen konnten. Im Gegenzug verlangte er von uns Kooperation, damit wir die Grenze vor Einbruch der Dunkelheit sicher erreichten.

Ich stimmte unter der Bedingung zu, dass sie, bevor wir die DuMonts verließen, ihren Vorgesetzten anrufen um sich zu informieren, ob sich die allgemeinen Befehle etwa geändert hätten und die speziellen Umstände unseres Falles zu berichten.

Wir gingen sofort los. Mademoiselle DuMont trug Mignon und ging mit den Grenzwächtern voran. Nach einer Weile kam sie zu uns und sagte: „Wenn sie von unserem Hof mit ihrem Vorgesetzten telefonieren, wird auch mein Vater mit ihm sprechen. Wenn nichts mehr hilft und Sie einverstanden sind, werden wir fragen, ob wenigstens das kleine Mädchen bei uns bleiben kann, bis Sie sie abholen können. Ich bin fast sicher, dass sie wenigstens das erlauben werden, schon allein wegen ihres körperlichen Zustandes. Und ohne sie werden Sie in Frankreich mehr Bewegungsfreiheit haben.“

Es gab also noch Hoffnung, ein ganzes Register von Hoffnungen in allen Farben und Schattierungen. An diese und viele andere Hoffnungen mussten wir uns klammern, auch an die Hoffnung auf ein Wunder: Zum Beispiel an den sofortigen Zusammenbruch des Dritten Reichs oder an unser Erwachen aus einem bösen Traum – oder an eine plötzliche Meinungsänderung unserer Bewacher.

Aber während wir uns noch an diese Hoffnungen klammerten, gewann langsam die andere, die dunkle Seite ihre Macht über uns: Unser unerbittliches Schicksal begann Gestalt anzunehmen, es gab kein Entkommen mehr.

Ich erinnere mich an unsere Ankunft im Haus der DuMonts. Monsieur DuMont kam heraus und begrüßte die Grenzwächter. Er nahm sie zu einem kurzen Gespräch beiseite, dann kam er zu uns. Er begrüßte uns voll Wärme und lud uns zum Mittagessen ein, die Grenzwächter hätten es erlaubt. Wir nahmen bereitwillig an. Vor allem weil wir, seit wir am Morgen erstmals an seinem Haus vorbeigekommen waren, eine starke Bindung zwischen unserer Familie und der seinen verspürten. Aber auch, weil seine Einladung einen Zeitgewinn bedeutete und es für uns in diesem Moment nichts Wertvolleres gab als Zeit.

*

Monsieur DuMont war ein älterer Mann mit starker Statur, weißem Haar und von standhaftem und ruhigem Charakter. An der Türe erwartete uns Madame DuMont mit einem ermunternden Lächeln, halb froh, halb traurig und wandte sich dann dem Tisch auf der Terrasse zu, als ob dort noch Wichtiges zu erledigen wäre.

Die Tochter führte uns zum Tisch, der wie für ein Fest gedeckt war. Ich saß gegenüber von Madame DuMont und sie streckte mir ihre Hand entgegen. Ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten, als ich sah, wie sie weinte und versuchte, ihr Gesicht zu verbergen. Noch weniger konnte Alice dies. Sie hatte die meiste Zeit geweint, seit die Grenzwächter uns begegnet waren, ihr Gesicht war kaum noch wiederzuerkennen und sie konnte den vollständigen Zusammenbruch nur mit Mühe verhindern. Aber wir mussten uns alle zusammenehmen. Eines war klar: Die Grenzwächter durften keinen Verdacht schöpfen, dass die DuMonts uns bereits früher am Tag getroffen hatten. Wir mussten auf unsere Lippen beißen und das taten wir. Mignon hatte sich schon beruhigt, bevor wir ins Haus gekommen waren.

Ich erinnere mich noch an die Terrasse. Sie hatte einen hölzernen Boden und ein Geländer rundherum. Der Tisch war lang und mit einem frischen weißen Tuch gedeckt sowie mit Stoffservietten, Blumen und einem Wasserkrug. Alice, Mignon und ich wurden ans Geländer gesetzt, die DuMonts saßen uns gegenüber an der Hauswand.

Die Grenzwächter saßen nicht an unserem Tisch. Ich glaube, auch sie bekamen etwas zu essen, aber wahrscheinlich irgendwo im Haus. Das war nicht nur angenehmer, sondern auch praktischer, da es uns die Möglichkeit bot, Informationen auszutauschen.

Ich weiß nicht mehr, was es zu essen gab, außer dass es mit Suppe begann und mit Schlagobers endete. Woran ich mich aber genau erinnere ist, dass niemand zu essen schien. Selbst Mignon verweigerte das meiste.

Während des Essens ging mir nur dieser einzige Gedanke durch den Kopf: Das ist unser letztes Mahl, bevor wir in die Hände der französischen Grenzsoldaten, der Diener des Irren, fallen. Es erinnerte wirklich alles an eine Henkersmahlzeit: Die peinlich genaue Anordnung der Gedecke auf dem Tisch, ein Überfluss an Speisen, wie wir ihn zwei Jahre lang nicht gesehen hatten, dazu die Niedergeschlagenheit der Teilnehmer, es passte einfach alles zusammen. Ich hatte das Gefühl, dass jeder am Tisch, Mignon ausgenommen, von denselben Gedanken gequält wurde.

Wir saßen lange am Tisch. Nach und nach verließ ein DuMont nach dem anderen für kurze Zeit den Tisch. Ich nahm an, dass sie die Grenzwächter bearbeiteten und wartete stets voll Spannung auf ihre Wiederkehr, doch jedes Mal zeigte ihr Blick Misserfolg an. Ein oder zwei Mal während des Essens vermeinte einer von uns das Telefon gehört zu haben, wahrscheinlich aus einem Wunsch heraus, denn all unser Hoffnungen waren auf einen Telefonanruf aus dem Hauptquartier gerichtet, der hätte bedeuten können, dass das Touristenpaar bei seinen Versuchen zu helfen erfolgreich gewesen war. Irgendwann war das Mahl vorbei, aber Anruf war immer noch keiner durchgekommen.

Dann stand die komplette Du-Mont-Familie, einer nach dem anderen, auf und blieb für eine ganze Weile weg.

„Ich glaube, die Grenzwächter rufen nun ihren Vorgesetzten an“, sagte ich zu Alice. „Halte die Daumen, dass er guter Laune ist.“

Es war Monsieur DuMont, der zuerst zurückkam. Sein Gesicht war traurig, er schüttelte fast unmerklich seinen Kopf und wandte sich dann schnell ab. Danach kam Madame DuMont. Sie hatte Tränen in den Augen, sagte aber nichts. Sie stellte sich hinter uns, eine Hand auf Alices Schulter, eine auf meiner und verharrte schweigend im Versuch, uns zu ermutigen.

Dann kam die Tochter, ebenfalls in Tränen und ging geradewegs auf Mignon zu. Ich hörte, wie sie mit zitternder Stimme sagte: „Möge Gott euch alle beschützen“, als sie Mignon küsste.

Monsieur DuMont sah die Grenzwächter kommen, ging ihnen entgegen und winkte sie zurück, gleichsam, um sie zum Abwarten zu bewegen. Aber ich

war bereits aufgestanden und ging auf sie zu. Einer von ihnen kam mir entgegen. Es war der Blonde.

„Was ist mit dem Kind?“

Ich muss diese Frage herausgebrüllt haben, denn Mademoiselle DuMont versicherte mir schnell: „Glauben Sie mir, sie haben ihr Bestes getan, konnten aber gar nichts von ihm erreichen.“

Der Blonde fügte hinzu: „Er hatte erwartet, dass wir ihn lediglich anrufen um zu berichten, dass Sie schon außer Landes seien.“

Mademoiselle DuMont fuhr fort: „Mein Vater hat selbst mit ihm über Mignon gesprochen“, sagte sie. „Er tat alles, was er konnte, um das Herz dieses Mannes zu rühren.“

Dann war alles komplett still. Ich drückte Monsieur DuMonts Hand als Zeichen des Danks. Lange Zeit fiel kein Wort. Die Grenzwächter waren mit den Vorbereitungen zum Aufstieg beschäftigt und der Klang ihrer Bergschuhe auf dem Holzboden war dumpf und laut. Jeder einzelne Schritt erzeugte ein scharf abgehobenes Geräusch, das einen deutlichen Kontrast zur lähmenden Stille ringsumher darstellte.

Die Grenzwächter hatten zwei geflochtene Körbe, wie sie die Bauern der Umgebung verwendeten, wenn sie ihre Lasten am Rücken trugen. Oben waren die Körbe gut einen halben Meter breit und verjüngten sich nach unten auf ein paar Zentimeter. Die DuMonts und die beiden Grenzwächter begannen, sie zu füllen, teilweise mit Lebensmitteln, teilweise mit unseren Sachen. Auf einen der Körbe kam oben auf eine Schicht Heu und darauf ein Kissen, als Sitz für Mignon.

Madame DuMont brachte Tabak und bat mich, ihn in die Tasche zu stecken, ohne dass unsere beiden Wächter dies sähen. Die Lebensmittel in den Körben entsprachen gut dem Wochenbedarf einer dreiköpfigen Familie. Und es waren Dinge dabei, die in ganz Frankreich nicht erhältlich waren, wie Tee, Kaffee, Zucker und Kakao.

Monsieur DuMont benutzte die Momente, in denen die Grenzwächter nicht um uns waren, um mir genau die Stelle jenseits der Grenze zu beschreiben, wo wir einen Hirten finden würden, den er kannte. Er glaubte, dass wir bei ihm sicheres Nachtquartier erhalten würden, sollte es uns gelingen, von den französischen Grenzsoldaten unbeobachtet zu bleiben. Er glaubte, der Hirte wäre schweizerischer Herkunft, war sich aber nicht sicher, ob er immer noch dort lebte. Er wusste allerdings selbst nicht, an welcher Stelle die Schweizer uns jenseits der Grenze absetzen würden und daher war es fraglich, ob seine Informationen uns helfen konnten.

*

Gegen Mittag war das Packen erledigt und die Grenzwächter drängten zum Aufbruch. Je länger wir noch warteten, so sagten sie, desto mehr müssten wir uns dann eilen. Wir hatten schon entschieden, mit ihnen zu kooperieren, denn es gab durch Widerstand nichts mehr zu gewinnen, durch Kooperation möglicherweise aber schon.

Die beiden schnallten sich die schweren Körbe auf den Rücken und wir setzten Mignon auf den gepolsterten Korb obenauf. In diesem Moment brach Mignon in Tränen des Protests aus.

„Nein! Nein! Ich will nicht! Nein! Nein!“

Es stellte sich heraus, dass sie Angst hatte, weil sie dachte, die Grenzwächter hätten sie von uns weggenommen und würden sie nun wegtragen. Unsere Versicherungen halfen gar nichts, sie hatte kein Vertrauen zu den Männern. Sie war so verängstigt, dass es mich selbst mit Angst erfüllte.

Ich sah keine Lösung. Ich hatte, aufgrund meines physischen Zustandes, der sich in den letzten Tagen verschlechtert hatte, Fieber und wusste, ich würde schon größte Schwierigkeiten haben, mich ohne zusätzliche Last zu halten. Für Alice war es buchstäblich unmöglich, Mignon zu tragen, schon gar nicht bergauf. Beide versuchten wir, ihre Ängste zu zerstreuen, aber es half nichts.

Dann fand aber Mignon in ihrer Verzweiflung selbst die Lösung. Sie trug mir auf, ihre Hand zu halten und zu versprechen, sie nicht loszulassen, egal wohin wir gingen und was immer geschähe. Alice musste auf der anderen Seite in ihrer Nähe sein. Immerhin verlangte sie nichts Unmögliches. Alice konnte nicht so hoch hinaufgreifen, um ihre Hand zu halten und mir gelang es nur mit Anstrengung. Das war physisch ein Problem, vor allem, als der Weg schmal wurde. Aber Mignon bestand nur bis zur Hälfte des Weges auf der Einhaltung unseres Versprechens, später war sie bereit, mich dann und wann für ein oder zwei Minuten loszulassen.

*

Der Eindruck, den die beiden Grenzwächter auf Mignon machten, ergibt sich am besten aus ihren eigenen Erinnerungen. Sie schrieb:

... Das nächste, woran ich mich erinnere, sind diese beiden Männer, die ununterbrochen sagen: „Wir können nicht den ganzen Tag hierbleiben...“

Ich verstand von der Unterhaltung nichts, aber es war klar, dass meine Eltern sie loswerden wollten und nicht das geringste Interesse hatten, die beiden – wie sie behaupteten – aufzuhalten. Was also wollten sie? Und warum erklärten meine Eltern nicht einfach: „Aber wir wollen gar nicht, dass ihr hierbleibt, lasst euch nicht abhalten, geht eures Weges.“ Ich weiß noch, dass ich lange Zeit an jedem Wort meiner Eltern hing und auf so eine Antwort wartete. Aber sie kam nie.

Nach einiger Zeit hörten meine Eltern vollkommen auf zu streiten. Meine Mutter weinte, mein Vater verfiel in Schweigen, sah aber immer verzweifelter und ratloser aus.

Ich hatte keine Ahnung, worum es bei der Auseinandersetzung ging, aber ich begann unbestimmt, fast unbewusst, zu verstehen: Aus irgendeinem Grund wollten sie uns nicht weitergehen lassen, sie wollten, dass wir kehrt machten. Ich hatte natürlich keine Ahnung über die Bedeutung von all dem, da ich ja auch die verzweifelten Gründe für unsere Reise nicht kannte. Aber aufgrund der Reaktionen meiner Eltern war für mich, ohne den geringsten Zweifel, klar, dass die Welt zu Ende gegangen war. Oder besser gesagt, die Welt war zwar noch da, aber von der freundlichen, wundervollen Welt, wie ich sie kannte, hatte sie sich in eine kalte, leblose, fremde verwandelt, die von unbezwingbaren, skrupellosen und unberechenbaren Mächten beherrscht wurde.

Es war heiß. Ich fragte meinen Vater immer wieder, warum wir hier in der Sonne saßen, statt in den Wald zu gehen. Immer wieder antwortete er abwesend, gleichgültig und ohne mich anzusehen, mit „gleich“ oder etwas Ähnlichem. Meine Mutter anzusprechen hatte ich schon lange zuvor aufgegeben. Sie weinte ständig und hemmungslos und schien komplett verloren. Mein Vater antwortete mir noch, wenn ich genügend darauf bestand, aber ich begann zu fühlen, dass er kaum noch wusste, dass ich da war, oder, noch schlimmer, wer ich eigentlich war. Was es so unmenschlich schrecklich machte, war, dass er nicht leidenschaftlich stritt wie die Grenzwächter oder auf irgendeine Art und Weise seiner Verzweiflung Ausdruck verlieh, wie es meine Mutter tat. Meinem Vater standen Niedergeschlagenheit, Verzweiflung und Niederlage deutlich ins Gesicht geschrieben.

Ich erinnere mich, dass die Grenzwächter mich trugen. Ich weiß, dass ich wegen der Wirkung, die sie auf meine kaum wiederzuerkennenden Eltern hatten, total verängstigt war. Meine Mutter und mein Vater waren beide völlig teilnahmslos, fast vollkommen unzugänglich.

Ich weiß noch, dass ich darauf bestand, dass meine Eltern meine Hände halten müssten. Bald sah ich, dass die Arme meiner Mutter nicht hoch genug reichten, so begnügte ich mich mit der Hand meines Vaters und vereinbarte, dass meine Mutter wenigstens gleichsam in Reichweite bleiben solle. Wenn ich mich richtig erinnere, bestand meine Angst nicht darin, dass die Grenzwächter mich absichtlich und gewaltsam von meinen Eltern trennen würden. Ich fürchtete vielmehr, dass es versehentlich zu so einer Trennung kommen könne, die dann auf unbestimmte Zeit andauern könnte, vielleicht sogar für immer, einfach aufgrund schierer Gleichgültigkeit sowohl der Grenzwachen als auch meiner Eltern.

Sobald wir die DuMonts verließen, waren wir über der Baumgrenze. Der Weg ging durchs Tal und führte zur rechten den Hang hinauf. Hier wurde der Aufstieg steiler und der Schritt der beiden wurde zu schnell für uns, obwohl sie die ganze Last zu tragen hatten. Bisher war der Weg derselbe, den wir herunter-

gekommen waren und wir wussten, er würde steil bleiben, bis wir oben auf dem Bergrücken waren.

Die Sonne brannte auf uns nieder, wir sprachen nicht und waren mit unseren Gedanken und Gefühlen beschäftigt. Wir konnten noch nicht wirklich erfassen, was geschehen war, und schon gar nicht verstehen, was es bedeutete. Zeit wäre genug gewesen, aber es war alles viel zu komplex, um es zu begreifen, gleichgültig, wie viel Zeit wir dafür auch gehabt hätten.

*

Nach etlichen Stunden erreichten wir den Hof, wo wir gefrühstückt hatten, und von den Besitzern mehrfach gebeten worden waren, niemandem von unserem Treffen zu erzählen. Alice und ich fühlten uns sehr unwohl, es konnte so viel geschehen, was sie belastet hätte. Als wir am Haus vorbeikamen, gingen wir schneller. Hundert Meter noch, dachte ich mir, und die Gefahr ist vorbei. Aber die Grenzwächter beschlossen, genau hier und jetzt eine Rast einzulegen. Sie saßen bereits im Gras, hatten die Körbe abgenommen und natürlich mussten wir uns dazu setzen.

Wie wir alle da draußen, direkt vor dem Haus saßen, hätte es für jeden der dort lebte, ganz normal sein müssen, herauszukommen um nachzusehen, was hier los war. Mit jeder Sekunde, die die Bewohner zögerten, mussten sie den Argwohn der Grenzwächter schüren. Ich wusste gar nicht, was ich mir mehr wünschen sollte: Blieben sie im Haus, würde es den Verdacht der Grenzwächter bestätigen, kämen sie heraus, würde die daraus entstehende Konversation wohl denselben Effekt haben.

Nach ein paar Minuten kamen sie heraus. Erst der Mann, dann die Frau. Sie blickten zuerst auf uns, dann auf unsere Wachen, dann wieder auf uns. Sie machten sichtbare Anstrengungen, mit uns nicht bekannt zu sein. Sie wussten ja nicht, ob wir unser Versprechen eingehalten oder unseren Begleitern von ihrer Hilfe erzählt hatten.

Bei unserem Wiedersehen fixierten uns die beiden Grenzwächter genauestens, ließen sich kein Detail in unserem Gesichtsausdruck oder dem der Schäfer entgehen und prüften auch das Verhalten von Mignon ganz genau. Jeder Versuch, irgendwelche stummen Zeichen auszutauschen, war völlig undenkbar.

Unter diesen Umständen taten wir dasselbe, was auch die Schäfer taten, wir setzten einen teilnahmslosen Gesichtsausdruck auf und hofften, was Mignons Reaktion betraf, auf eine Portion Extraglück.

Es war eine seltsame Situation. Alles schien zum Zerreißen gespannt und irgendjemand würde bald etwas sagen müssen. Uns störte die Stille wenig, wir

konnten ja weiterhin unsere Unbeteiligtheit vortäuschen. Aber wir spürten, dass das alte Paar es kaum noch länger ertragen konnte.

„Wir werden euch ein bisschen Milch bringen“, sagte der Mann plötzlich und daraufhin verschwanden er und seine Frau im Haus.

Sie kamen mit einem Krug und Gläsern heraus und gaben jedem von uns ein Glas Milch. Nun mussten sie bleiben und uns beim Trinken zusehen und das erhöhte die Gefahr für sie. Wir schafften es nicht, so kurz nach dem Mittagessen Milch zu trinken.

Nach einiger Zeit fragte einer unserer Begleiter das Paar in beiläufigem Ton: „Haben Sie diese Leute hier herunter kommen sehen?“

Sie zögerten, der Mann räusperte sich. Da sah ich eine Ziege auf dem Dach eines kleinen Stallgebäudes stehen. Es sah sehr komisch aus und spontan rief ich:

„Mignon! Schau einmal! Da, auf dem Dach!“

Alle blickten auf die Ziege. Sie sah auf uns herunter und kaute in einem fort, als wolle sie dadurch ihre Gleichgültigkeit gegenüber unseren nichtigen Sorgen und ihre überlegene Weisheit demonstrieren. Ich hatte gehofft, Mignon würde lachen und damit die Aufmerksamkeit unserer Bewacher ablenken. Doch stattdessen begann sie zu weinen und das rettete die Situation noch mehr, wenn auch nur zeitweilig. Mignon schien, nach allem, was geschehen war, viel zu aufgeregt, um für Humor empfänglich zu sein.

Als sie sich wieder beruhigt hatte, wiederholte der Grenzwächter seine Frage und beobachtete uns alle dabei scharf. Nun aber antwortete der Schäfer einfach „Nein“.

„Wir fingen sie unten im Wald, auf dem Weg nach C. Sie müssen hier vorbeigekommen sein“, insistierte der Grenzwächter.

„Wir haben sie nicht gesehen“, war die Antwort.

Und damit war das Thema beendet.

*

Als wir den Berggrücken erreicht hatten, war der Aufstieg nicht mehr so schlimm. Wir verfolgten immer noch unseren Weg vom Morgen und stiegen den Kamm bergauf.

Wir hatten von unseren Bewachern das Versprechen erwirkt, uns nicht an die Franzosen auszuliefern und ich war skeptisch, ob sie sich auch an die Intention dieses Versprechens halten würden statt lediglich an die Buchstaben. Aber es war noch genügend Zeit für mich, „daran zu arbeiten“.

Nach und nach erhielten wir von ihnen die Zusicherung, sie würden sich, bevor sie uns auf französischem Territorium absetzten, vergewissern, dass keine Franzosen in der Nähe wären.

Im Gegenzug wollten sie wissen, wo wir die Grenze überquert hätten, wann wir herübergekommen wären, wie wir die Nacht verbracht hatten, ob wir jemand getroffen oder gesehen hätten und ähnliches. Wir beantworteten alle Fragen, soweit sie nicht andere Leute betrafen, wahrheitsgemäß. So gut ich konnte, beschrieb ich die Stelle, wo wir am Vorabend die Grenze überquert hatten, ohne die beiden Männer zu erwähnen, die uns geholfen hatten, den steilen Hang zu erklimmen. Ich erzählte ihnen auch von der kleinen Hütte, in der wir Zuflucht vor dem Gewitter gefunden hatten. Ich ließ natürlich aus, dass wir auf dem Heuboden geschlafen hatten und ich log auch beständig auf die immer wieder gestellte Frage, ob wir diese bestimmte Familie getroffen hätten. Ich gab auch vor, nicht zu wissen, ob wir an ihrem Haus vorbeigekommen wären oder nicht. Ich log natürlich auch, als sie mich fragten, ob wir die DuMonts auf unserem Weg hinunter getroffen hätten.

Nachdem ich ihnen von der kleinen Hütte erzählt hatte, kam es mir merkwürdig vor, dass sie von deren Existenz offenbar gar nichts wussten. Von da an schaute ich mich genau um, konnte sie aber nirgends sehen – weder entlang unseres Weges noch in der Ferne. Ich schloss daraus, dass wir, ohne dass ich es merkte, irgendwann jenen Weg verlassen haben mussten, den wir in der Früh hinuntergegangen waren und nun auf einem anderen unterwegs waren. Ich fühlte mich, jedenfalls im Moment, nicht in der Lage, den Weg im Vergleich zu „unserem“ Weg einzuordnen und wusste nicht, ob wir uns nun links oder rechts davon befanden.

Nachdem wir „mit dem Geschäftlichen“ zu Ende waren, nahm die Konversation ihren Weg wieder durch normale Kanäle. Wir tauschten Ansichten und Kenntnisse über alles Erdenkliche aus und dadurch erschienen uns die beiden Grenzwächter bald in einem natürlicheren Licht. Beide waren verheiratet, hatten Kinder – einer von ihnen, daran erinnere ich mich, zwei. Wenn sie frei hatten, gingen sie ins Dorf hinunter, um ihren Frauen bei der Arbeit auf ihren kleinen Höfen zu helfen.

Ich glaube, auch unsere beiden Bewacher erfuhren durch die Unterhaltung mehr über uns. Auf jeden Fall wurde unser Verhältnis immer freundlicher und allmählich entwickelte sich etwas wie gegenseitige Zuneigung.

Wir sprachen nicht ständig, es war genug Zeit, nachzudenken. Meine Gedanken kreisten ständig um den Tag, der dem kommenden Abend folgen würde, doch ich tat, was ich konnte, um diese Gedanken zurückzuhalten. Ich befürchtete, wir würden unsere aktuellen Angelegenheiten aus den Augen verlieren, wenn wir uns zu sehr mit dem morgigen Tag beschäftigten. Als unser wichtigstes Ziel erschien mir gegenwärtig, nicht gefasst zu werden, wenn wir wieder französi-

schen Boden betreten und ich wollte mich mit all meinen Sinnen auf dieses vorrangige Ziel konzentrieren.

Trotzdem aber kamen mir immer wieder die Überlegungen, was wir später tun sollten, in den Sinn.

Sollte es uns gelingen, beim Wiedereintritt nach Frankreich frei zu bleiben, wäre es am besten, so schnell wie möglich wieder herauszukommen. Mir wurde klar, dass das bedeutete, wieder zurück in die Schweiz zu gehen. Und damit war die einzige offene Frage: Wo sollen wir die Grenze überqueren? Oder genauer: Sollte es wieder hier sein oder woanders, weiter weg?

Irgendwann fragte ich die Grenzwächter: „Nur einmal angenommen, wir würden nochmals versuchen, die Grenze zu überqueren und es bis in die nächste Stadt schaffen. Würde sich dies für Sie beruflich auswirken oder sonstigen Ärger bereiten?“

Übereinstimmend sagten sie, sollte es uns gelingen, unbeobachtet durch ihren Grenzabschnitt zu kommen, würde das mit Sicherheit großen Ärger für sie bedeuten.

Ich versuchte gar nicht erst, mich aus diesem Dilemma zu befreien und über unser zukünftiges Handeln eine Entscheidung zu treffen. Nach wie vor stellte ihr Abschnitt eine unserer Optionen dar und so machte ich, während wir unterwegs waren, auch von der Möglichkeit Gebrauch, die Charakteristika des Terrains zu studieren und im Gedächtnis festzuhalten. Vertrautheit mit dem Terrain ist eine unabdingbare Notwendigkeit, wenn man im Schutz der Nacht unterwegs sein will.

Ich versuchte daher, möglichst viele Einzelheiten der Landschaft zu beobachten und mir einzuprägen, sobald ich das Gefühl hatte, es könnte für die Orientierung im Dunkeln von Nutzen sein. Vor allem konzentrierte ich mich dabei auf die Konturen der umliegenden Berge, versuchte aber auch, mir Charakteristika und Formen der benachbarten Täler zu merken. Und immer wieder versuchte ich mir vorzustellen, wie all das bei Nacht aussehen könnte. Außerdem versuchte ich, ein komplettes Bild unseres Weges im Gedächtnis festzuhalten, so dass ich es erkennen würde, selbst wenn wir den Weg im Dunkeln kreuzen sollten. Es gab felsige Abschnitte, Serpentina, plötzliche Wechsel im Gefälle, sumpfige Stellen, auffallende Pflanzen, Büsche. Der Weg ging nicht direkt den Bergrücken entlang, sondern einmal links davon, einmal rechts, um das Überqueren von Hügeln zu vermeiden. Manchmal kreuzte er kleine Bäche. All das waren Besonderheiten, die ich mir merken musste. Oft wäre Gelegenheit gewesen, Notizen oder kleine Skizzen anzufertigen, ohne dass die Grenzwächter es gesehen hätten, aber ich hatte weder Papier noch Bleistift bei mir. All das war in

unserer Aktentasche und die befand sich in einem der Körbe. Ich hätte nur Argwohn erregt, hätte ich darum gebeten.

Ich weiß noch, dass es zwar eher warm, der Marsch aber trotzdem fast angenehm war: wenigstens für uns beide, die nichts zu tragen hatten. Die Grenzwächter schwitzten ganz ordentlich und legten auch immer wieder kurze Pausen ein. Für den zufälligen Beobachter musste unsere Gruppe aussehen wie eine geführte Wanderung durch die Berge.

*

Die Stunden verstrichen und wir kamen dem Hauptkamm, den wir aus der Entfernung bereits mehrfach gesehen hatten, immer näher. Als die Sonne unterging, erinnerten das blasse Sonnenlicht und eine kühle Brise an den herankommenden Abend, der uns wieder zurück in jene Gefahr stürzen würde, der wir erst vor kurzem entronnen waren. Dieses Entrinnen war nur durch eine langwierige Verkettung glücklicher Umstände möglich gewesen. Konnten wir denn auf solch eine Serie noch einmal hoffen? Würde es uns noch einmal gelingen, unser schreckliches Geschick abzuwehren?

Je tiefer die Sonne sank, desto angespannter wurden wir. Als wir um einen kleinen Hügel herumgingen, kam ein Haus in Sicht, das sich direkt am Eingang zu einem schmalen Tal befand. Das war das Wachhaus auf der Passhöhe. Das war es also, wohin wir unterwegs waren. Hatten sie vor, uns von hier aus zurückzuschicken? Genau auf dem Weg, den auch die französischen Grenzwächter benutzten? Und was, wenn die Franzosen gerade jetzt ihre Kollegen besuchten?

„Ich nehme an, dies ist das Wachhaus“, sagte ich zu einem von ihnen.

„Ja, das ist unser Quartier.“

„Ich hoffe doch, dass wir nicht dorthin gehen.“

„Doch, das tun wir. Es sind einige Formalitäten zu erledigen, bevor wir Sie gehen lassen.“

„Und wenn die Franzosen gerade jetzt einen Besuch machen? Ich nehme an, das tun sie bisweilen.“

„Oh ja, sie besuchen uns mindestens einmal die Woche. Sie mögen unseren Kaffee und unseren Tabak und wir haben gerne Gesellschaft an diesem gottverlassenen Ort. Aber sie sind jetzt nicht zu Besuch.“

„Melden sie sich denn an, bevor sie kommen?“

„Nein, aber wenn sie hier wären, würden sie draußen am Tisch sitzen.“

„Das können Sie von hier aus sehen?“

„Ja, durch unsere Ferngläser.“

„Aber sie könnten immer noch kommen, nehme ich an.“

„Nein, nicht wenn es so spät ist.“

„Wo planen Sie, uns über die Grenze zu bringen?“

„Wenn es soweit ist, werden wir es Ihnen zeigen. Es ist uns nicht erlaubt, es Ihnen zu sagen.“

„Es ist mir egal, wo es ist, solange es nicht der Weg ist, der beim Haus beginnt, der Weg, den die Franzosen benutzen.“

„Dort wird es ganz sicher nicht sein. Wir haben für Sie einen Weg gewählt, auf dem Sie vor einer Begegnung mit den Franzosen ziemlich sicher sind, wenn Sie sich nur genau an unsere Anweisungen halten.“

Das war eine große Erleichterung für uns. Wir waren nun überzeugt, dass sie uns, soweit ihnen das möglich war, nicht in Gefahr bringen würden. Meine größte Sorge war nun, sie würden uns trotz ihrer guten Absichten in Schwierigkeiten bringen, aus reiner Achtlosigkeit. Zum Beispiel schien mir ihre Annahme, die Franzosen seien nicht zu Besuch, nur weil sie nicht am Tisch vor dem Haus zu sehen waren, viel zu leichtfertig. Aber jetzt war nicht die Zeit, sie zur Vorsicht zu erziehen und ich war auch sicher nicht derjenige, von dem sie sich hätten belehren lassen.

Als wir näher zum Haus kamen, schloss sich uns ein weiterer Grenzwächter an. Er war sehr jung, mager, mit schwarzen Haaren und dunklem Teint. Einer unserer Bewacher fragte ihn, ob die Franzosen hier gewesen wären.

Er antwortete in schlechtem Französisch, dass er keine Ahnung habe, da er den ganzen Tag auf Patrouille gewesen sei und eben erst zurückkomme.

Das machte mich ziemlich wütend, aber ich hielt mich zurück und verlangte einfach von ihnen, nun zweifelsfrei festzustellen, ob die Franzosen da wären oder nicht. Sie erklärten dem Dritten die Lage und schickten ihn voraus, während wir hinter einem Hügel verdeckt warteten. Nach etwa fünfzehn Minuten rief unser Späher, wir mögen hinaufkommen, was bedeutete, dass alles in Ordnung war.

Etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang erreichten wir das Haus. Wir betraten einen großen Aufenthaltsraum und wurden auf eine lange Bank gesetzt, die an einem von zwei großen Tischen aus dickem, unbehandeltem Holz stand. Der Blonde kümmerte sich um die Formalitäten. Es gab eine Menge Fragen, die detailliert zu beantworten waren: Wo wir herkamen, von wo, wann und wie wir die Grenze übertreten hatten und so weiter. Wir gaben ihnen so viele Informationen über die Lage in Frankreich, wie sie wollten – über die Deportationen und die Einstellung der Polizei dazu, wie wir sie in Albi erlebt hatten. Während der Blonde unsere Antworten ins Journal schrieb, hörten die anderen gespannt zu.

Auf einem kleinen Petroleumkocher wurde Tee zubereitet, eine Schachtel Tabak und Zigarettenpapier wurden gebracht und wir saßen alle um den Tisch. Im-

mer wenn der Blonde mit dem Schreiben fertig war, war es auffallend still. Selbst während der Tee serviert wurde, fiel kein Wort. Die Last des Schicksals lag schwer auf uns, jeder schien die Bedeutung dieses Abends zu fühlen. Niemand wagte es, die Stille zu stören. Der junge Grenzwächter mit dem dunklen Gesicht, der aus der italienischen Schweiz kam, weinte lautlos. Auch Alices Tränen flossen lautlos, in anhaltendem Strom. Wer immer einen Schluck Tee nahm, tat es langsam und bedächtig. Es war eine Atmosphäre versteinerten Ernstes und alles tötender Ruhe. Durchs Fenster fielen die letzten Sonnenstrahlen fast horizontal über den Tisch und brachen sich in den Teegläsern. Ich hatte ein Gefühl, als ob die Situation durch die Sonne bestimmt würde. Meine Augen waren auf sie gerichtet, als sie sich den entfernten Berggipfeln näherte. Bald würde sie sie berühren und dann hinter ihnen verschwinden. Ich konnte meine Augen nicht abwenden – als ob es ein Spiegel unseres Schicksals wäre. Langsam verfärbte sie sich von Gelb zu Rot.

Es war an der Zeit aufzubrechen. Ohne ein Wort zu sagen, streifte einer der Grenzwächter mir die Trageriemen des Korbes mit der Verpflegung über. Mignon saß bereits in ihrem Wagen. Wir nahmen Abschied vom Italiener, die beiden anderen gingen mit uns.

*

In meinem Gedächtnis ist nun eine Lücke. Ich muss beim Verlassen des Hauses wohl von meinen Gefühlen überwältigt worden sein.

Als nächstes erinnere ich mich daran, dass wir auf dem Hauptkamm, an einer Stelle, wo ein kleiner Weg zur französischen Seite des Hanges abzweigte, anhielten. Die Grenzwächter erklärten uns, wie wir zu gehen hätten und deuteten auf den kleinen Weg. Wo wir standen, konnten wir ein ganzes Stück davon einsehen und die Grenzwächter taten ihr bestes, uns in allen Details zu erklären, wie wir schnell ins Tal hinunter kommen konnten. Danach sprachen sie – merkbar gegen ihre Gefühle – die offizielle Warnung für den gegebenen Anlass aus. Ihr Befehl lautete, einen jeglichen Versuch des Wiedereintritts in die Schweiz zu verhindern, notfalls auch mit Gewalt.

Wir schieden als Freunde. Sie rieten uns, so weit wie möglich zu gehen, solange es noch hell war und wir eilten den Hang hinunter.

Die Sonne war inzwischen hinter den Bergen verschwunden und während wir den Weg hinunter marschierten, wurde es schnell dunkler. Um bei dem Tempo, das wir gingen, nicht zu riskieren, dass Mignon aus dem Wagen fiel, trug ich sie in einem Arm und zog mit dem anderen den Wagen hinter mir her. Er sprang und polterte und machte einen Heidenlärm. Äußerlich mussten wir wie eine sorglose Familie auf einem fröhlichen Ausflug aussehen. Welch ein Kontrast zu unserer Gemütslage!

Aber es war keine Zeit, sich Gefühlen hinzugeben. Wir mussten wichtige Entscheidungen treffen und die dringendste von allen war: Wollten wir wirklich ins Tal hinuntergehen?

Ich zweifelte nicht daran, dass unsere Freunde uns von der Kammhöhe durch ihre Ferngläser beobachteten und es schien sehr wahrscheinlich, dass sie das nicht nur als Freunde, sondern auch als Grenzsoldaten taten. Darum war es wichtig, bei ihnen den Eindruck zu hinterlassen, dass wir uns wirklich ins Tal hinunter beeilten. Es war nicht möglich, allzu viel nachzudenken und gleichzeitig auf den Weg zu achten und daher gingen wir weiter bergab, ohne darüber, was nun das Beste wäre, eine Entscheidung getroffen zu haben. Ich hatte vor anzuhalten und mir Zeit zum Nachdenken zu nehmen, sobald wir eine Gruppe von Büschen erreicht haben würden, die wir von oben gesehen hatten.

Als wir dort waren, entpuppten sich die Büsche als kleine Kiefern. Der Weg führte links daran vorbei, bog dann scharf nach links ab, um danach im Zickzack einen anderen Hang hinabzuführen, den die Grenzwächter von oben unmöglich einsehen konnten. Wir waren nun frei zu tun, was immer uns beliebte. Während wir uns rechts unter den Bäumen ausruhten, mochten die Grenzwächter annehmen, dass wir den Weg links davon fortgesetzt hatten.

Wir mussten nicht lange überlegen, um zu einer Entscheidung zu kommen.

„Alice, wir haben nur eine einzige Chance und die besteht darin, wieder in die Schweiz zurückzukehren.“

„Das können wir nicht!“

„Wie meinst du das?“

„Ich meine, das können wir den Grenzwächtern nicht antun.“

„Einverstanden. Den Grenzwächtern sollten wir es nicht antun. Aber für uns müssen wir es tun! Abgesehen davon – wenn wir diesmal durchkommen, brauchen wir ja niemandem zu erzählen, wo wir hereingekommen sind.“

„Gibt es keinen anderen Weg?“

„Ich sehe keinen. Außer Spanien. Aber dazu müssten wir wieder den ganzen Weg durch Frankreich reisen. Und ich bin sicher, dass es auch dort Grenzwachchen geben wird.“

„Du meinst also, wir sollten einfach wieder den Weg zurückgehen, den wir gerade gekommen sind?“

„Nein, so einfach ist es nicht. Sie werden oben sicher Wache halten und besonders an diesem Abend noch eine ganze Zeit lang. Ich glaube, wir sollten einige Kilometer weiter hinübergehen und es keinesfalls vor Mitternacht versuchen.“

„Aber wirst du im Dunkeln auch den Weg finden können?“

„Das ist ja das Problem. Ich habe nicht einmal eine Ahnung, ob es in der Nähe eine zugängliche Stelle gibt, wo wir hinüber können. Wir müssten jemand finden, der sich mit der Gegend hier auskennt.“

Wir spähten in der Umgebung nach Häusern. Zur linken war nichts zu sehen, außer dem Waldrand weiter unten im Tal.

„Nach den Grenzwächtern“, sagte ich, „ist die nächste Siedlung unterhalb der Baumgrenze im Tal, fast zehn Kilometer weit entfernt. Wenn wir so weit hinuntergehen, können wir nicht rechtzeitig vor morgen Früh wieder hier oben sein.“

Wir durchquerten unser kleines Wäldchen, um eine bessere Sicht nach rechts und geradeaus zu haben.

Es waren keine Häuser zu sehen. Vor uns schien der Hang in einer steilen Klippe zu enden, rechts waren wir nahe einem anderen Grat. Ein kleiner Ziegenpfad führte geradeaus die Klippe hinunter. Wir beschlossen, solange weiter zu gehen, bis wir einen besseren Ausblick nach unten bekämen, sollte es bis dahin noch hell genug sein.

Wir eilten den Ziegenpfad hinunter. Als wir an der Kante der Klippe waren, gab es eine äußerst angenehme Überraschung. Keine hundert Meter unter uns war eine fast flache Ebene, aus deren Mitte Licht leuchtete. Nach einem genaueren Blick konnten wir mehrere Häuser unterscheiden. Es kam überraschend, wie im Märchen.

*

Als wir auf der Ebene unten anlangten, war es praktisch dunkel. Ich ließ Alice und Mignon zurück und kundschaftete die Lage aus. Auf der Weide vor den Häusern war eine Ziegenherde eingezäunt und meckerte laut. Zwei Frauen, die draußen waren, schienen so beschäftigt, dass sie mich gar nicht bemerkten. Ich rief sie lieber aus einiger Entfernung an, um sie nicht durch plötzliches Auftauchen zu erschrecken. Sie beantworteten meinen Gruß sofort und ich nahm an, dass sie uns wahrscheinlich ohnehin schon beim Herunterkommen über den Ziegenpfad gesehen hatten.

Als ich nahe genug war, sagte ich: „Meine Frau und unsere kleine Tochter warten da hinten. Können wir mit dem Besitzer dieses Anwesens sprechen?“

„Er ist mein Mann und ihr Bruder“, sagte eine von ihnen. „Holen Sie bitte Ihre Familie und kommen Sie ins Haus. Er sollte bald da sein. Wir erwarten ihn in etwa einer Stunde zurück.“

Ich rief Alice zu uns. Dann bat ich die Frauen, sich durch uns nicht stören zu lassen und sie schienen froh, ihre Arbeit zu Ende bringen zu können.

Sie begannen, die Ziegen eine nach der anderen in den Stall zu bringen, um sie zu melken.

„Normalerweise ist das Melken vorbei, wenn es dunkel wird. Aber heute haben wir Verspätung, weil mein Mann nicht da ist.“

„Wo ist er denn?“

„Er ging in der Früh zum unteren Haus, um den Käse hinunterzubringen und Verpflegung zu holen.“

„Wie weit ist es von hier zum nächsten Dorf?“

„Von hier? Gut zwanzig Kilometer zu Fuß und dann noch mehr als dreißig mit dem Wagen.“

„Kommt er alleine zurück?“

„Nein, unsere Buben haben ihn begleitet. Sie hatten einiges zu tragen.“

Wir gingen alle in den Stall. Er wurde von einer Petroleumlampe beleuchtet und nun konnten wir die beiden Frauen genauer sehen. Die Frau des Bauern hatte fast schwarzes Haar, ihre Schwägerin war hellblond. Jede von ihnen hatte hinten einen Melkschemel festgebunden, was für uns sehr komisch aussah. Wir blieben im Stall, während sie mit den Milcheimern hinausliefen und mit neuen Ziegen zurückkamen.

Als sie fertig waren, nahmen sie die Lampe und wir folgten ihnen ins Haus. Wir traten direkt in einen Raum, der als Werkstatt, Ess- und Wohnzimmer dreifach genutzt wurde. Neben der Türe waren die großen Behälter zur Käseerzeugung an der Wand aufgereiht. An der gegenüberliegenden Wand stand hinter einem langen, derben Tisch eine Bank. Der Tisch war gleichzeitig Arbeits- und Esstisch. In der Ecke rechts war eine spezielle offene Feuerstelle, um die Milch in den Käsebehältern wärmen zu können. Die Lampe hing nun über der Bank an der Wand. Gegenüber der Eingangstür führte eine Türe in einen weiteren Raum, daneben stand eine Leiter, die zu einem Speicher hinaufführte.

Sie boten uns die Bank an der Wand an und setzten sich später an die andere Seite des Tisches. Es war klar, dass sie mit dem Abendessen warteten, bis der Mann und die beiden Buben zurückgekommen waren, doch inzwischen luden sie uns auf ein Glas Milch ein. Sie stellten keine Fragen. Es schien abgemacht, dass wir mit der Erklärung unserer Anwesenheit auf den Herrn des Hauses warten sollten.

Beide Frauen taten, was sie konnten, um es uns so gemütlich wie möglich zu machen und bald hatten wir das Gefühl, sie seien alte Freunde. Sie wirkten einfach, direkt und offen. Zwischen ihnen gab es ein enges, reibungsloses Zusammenspiel, das sich wahrscheinlich über viele Jahre entwickelt hatte.

Wir erfuhren von ihnen, dass sie die Hirten der Dörfer im Tal unten waren. Haus und Stall gehörten den Dorfgemeinden, ebenso ein weiteres Haus, das etwa drei Stunden entfernt unterhalb lag. Im Frühsommer zogen sie in zwei Etap-

pen herauf und blieben den ersten Monat im unteren Haus. Im Herbst war die Prozedur umgekehrt. Sie verließen das obere Haus um den fünfzehnten September und das untere Haus einen Monat später. Im unteren Haus hatten sie einen Gemüsegarten, um Nahrung für den Sommer zu haben.

Nach einer Stunde stürmten zwei Buben, etwa sieben und zehn Jahre alt, lautstark herein, verstummten bei unserem Anblick aber sofort. Es wurde ihnen gesagt, dass wir hier auf ihren Vater warteten und sie liefen gleich wieder hinaus, um etwa zehn Minuten später mit ihm zurückzukommen. Er war ein großer, starker, blonder junger Mann, zurückhaltend, aber offen. Ich entschloss mich, den richtigen Moment abzuwarten, bevor ich ihn um Informationen und möglicherweise auch um Hilfe bat.

Während wir Suppe, Brot und Käse aßen, tauschte die Familie Neuigkeiten darüber aus, was hier oben und dort unten vor sich gegangen war. Der Mann und die Buben hatten eine gute Ernte an Kartoffeln und Fisolen eingebracht, die Frauen berichteten, dass drei Ziegen vermisst seien.

Gleich nach dem Essen ging der Mann hinaus, um nach den Ziegen zu sehen und seine Frau sagte uns, wir könnten inzwischen unsere Tochter auf dem Heuboden schlafen legen. Mignon schlief sofort ein. Als wir herunterkamen, waren auch die beiden Buben schon zu Bett geschickt worden. Durch die offene Türe zum Schlafzimmer hörten wir sie noch leise miteinander sprechen, aber bald waren sie still und wohl eingeschlafen. Nach einer halben Stunde kam der Mann mit den Ziegen zurück und nachdem seine Schwester sie gemolken hatte, bekamen wir alle Kaffee – oder irgendeine Art von Ersatz – und ich erzählte unsere Geschichte. Sie hörten sehr aufmerksam zu, als ich über die Ereignisse in Albi und Lyon berichtete.

„Wir haben angenommen, dass so etwas geschehen ist, aber wir waren schon über einen Monat nicht mehr im Dorf und hatten keine Nachrichten.“

„Außer“, fuhr er fort, „dass wir etwa vor einer Woche zwei Männer sahen, die den Grat in nordwestlicher Richtung hinaufkletterten. Wir deuteten ihnen umzukehren, denn auf der anderen Seite ist ein jäher Abgrund. Sie aber gingen einfach weiter und wir schlossen daraus, dass sie auf der Flucht vor den Deutschen waren. Diese armen Leute müssen sich auf der anderen Seite zu Tode gestürzt haben. Wir konnten sie nicht aufhalten.“

Ich erzählte ihm dann, wie wir die Grenze überquert hatten und wieder zurückgebracht worden waren. Sie konnten aber jene Stelle, an der wir in die Schweiz gekommen waren und an der ich es nochmals versuchen wollte, nicht identifizieren. Und ich wusste nicht, wo ich ihr Haus in meinem geistigen Bild von der Landschaft lokalisieren sollte. Also bat ich um Hilfe beim Überqueren

der Grenze an irgendeiner passenden, ihnen bekannten, Stelle. Der Mann bot sofort an, uns bis nahe an die Grenze zu führen, fügte aber hinzu: „Sie müssen total erschöpft sein. Ich rate Ihnen daher entschieden davon ab, schon heute Nacht wieder zurückzugehen.“

„Aber wir müssen. Sonst besteht das Risiko, dass wir inzwischen den französischen Grenzwächtern in die Hände fallen.“

„Müssen oder nicht, wenn Sie heute Nacht die Grenze überqueren, wird es mit Sicherheit schiefgehen. Nicht nur, dass Sie müde sind, es scheint auch ein Gewitter aufzuziehen. Ich schlage Ihnen vor, Sie bleiben heute Nacht und den morgigen Tag unsere Gäste. Und in der morgigen Nacht bringe ich Sie zur Grenze.“

„Und wie können wir sicher sein, nicht die Aufmerksamkeit der französischen Grenzwächter auf uns zu ziehen, während wir hier sind?“

„Wir werden Sie gut verstecken, keine Sorge. Solange Sie unsere Gäste sind, sind wir es, die für Ihre Sicherheit verantwortlich sind.“

*

Ich hatte immer noch Bedenken, aber ich musste annehmen. Bald wollten alle schlafen. Alice und ich kletterten die Leiter zum Heuboden hoch, wo Mignon bereits schlief.

Zu diesem Zeitpunkt begriff ich nicht, wie wichtig diese Nachtruhe für uns war. Ich war dankbar, als ich Mignon leise atmen hörte und mir wurde klar, wie lange sie nahezu ohne jeden Schlaf gewesen war. Aber ich selbst fühlte mich nicht wohl und konnte nicht schlafen. Alice nickte ein, wurde aber von Alpträumen geplagt und wachte immer wieder auf.

Es muss um Mitternacht gewesen sein, ich war am Ende doch eingeschlafen, als mich Donner, Blitze und der Lärm des unmittelbar über uns aufs Dach prasselnden Regens weckten. Es war eines der schwersten Unwetter, die ich je erlebt hatte und es dauerte mindestens eine Stunde. Manchmal, wenn Donner und Blitz fast gleichzeitig kamen, dachte ich schon, das Haus sei getroffen und erwartete jeden Moment, dass das Heu in Flammen aufging. Mignon schlief immer noch fest und auch Alice war schließlich in gleichmäßigen Schlaf gefallen. Sie wurde bloß halbwach, fragte „Was ist denn los?“, und fiel sofort wieder in tiefen Schlaf, als ich ihr sagte: „Schlaf weiter, nur ein Gewitter.“

Als das Gewitter sich legte, war ich froh, dem Rat unseres Gastgebers gefolgt und über Nacht hiergeblieben zu sein. Wir wundervoll war es, zu wissen, dass Mignon und Alice fest und wohlbehalten schliefen. Schon beim Gedanken, von diesem Unwetter im Freien überrascht worden zu sein, schauderte es mich. Es wäre unser sicheres Ende gewesen. Und damit schlief ich ein.

Am nächsten Morgen frühstückten wir alle gemeinsam, nur die beiden Buben waren bereits mit den Ziegen losgezogen. Nach dem Frühstück sagte unser Gastgeber, unser Versteck wäre nun fertig und brachte uns hin. Es war ein alter Stall, vielleicht vierhundert Meter entfernt und nicht mehr in Verwendung. An der Rückseite war eine Leiter, die zum Heuboden führte und das war der Platz, den sie für uns gewählt hatten.

„Sie sind vollkommen sicher hier. Niemand wird zu diesem alten, verwaisten Stall kommen. Und selbst wenn – Sie würden es hören und einfach still sein. Natürlich ziehen Sie die Leiter nach sich hinauf. Das ist alles. Was uns betrifft, werden wir tun, was wir können. Wenn irgendjemand hier heraufkommt, die Grenzwächter oder jemand anderer, sehen wir ihn schon mindestens eine Gehstunde entfernt den Berg heraufkommen. Wir hätten eine ganze Menge Zeit, uns darauf zu einigen, was zu tun ist.“

Wir kletterten hinauf und zogen die Leiter nach. Der Heuboden nahm nur etwa ein Drittel der Stallfläche ein. Es war immer noch Heu da, es bedeckte den ganzen Boden, aber hinten, an der Wand, stand ein richtiges Bett, mit einem heugefüllten Leinensack als Matratze.

Wir machten es uns bequem. Die Öffnungen in den Wänden und im Dach ließen genug Licht durch und eines der Löcher erlaubte den Blick auf einen Teil der umgebenden Landschaft. Es war kurz nach Sonnenaufgang, der Himmel war klar, die Aussicht großartig. Aber wir hatten einen langen Tag vor uns. Einen Tag, an dem nichts zu tun war, als auf den Einbruch der Nacht zu warten.

Als wir bereits gut zwei Stunden oben waren, kam die Schwester unseres Gastgebers zu Besuch. Wir kamen zum Einstieg und sie schaute zu uns herauf und versicherte uns, dass bisher alles in Ordnung sei. Es wäre niemand gesehen worden, der versucht hätte, heraufkommen. Die zwei Buben wären an einer Stelle postiert, wo sie den ganzen Hang überblickten. Sie waren angewiesen, sofort die Eltern zu alarmieren, sollten sie jemand den Weg heraufkommen sehen. Und auch alle drei Erwachsenen hatten ständig die Augen offen.

Die Zeit verstrich nur langsam. Ich erinnere mich dunkel, dass Alice und ich irgendetwas nähten. Wir hatten wohl auf unseren Touren unsere Kleidung zerrissen und versuchten, sie zu flicken. Alle unsere Habe war hier oben auf dem Heuboden, sogar der Wagen, so dass es im Haus keine Spur von uns gab.

Gegen Mittag kamen die beiden Frauen mit dem Essen und wir ließen die Leiter hinunter. Auf einem Tablett, das sie uns gebracht hatten, war Suppe, Käse und Kaffee, alles liebevoll angerichtet. Und es war immer noch alles in Ordnung, sagten sie.

Der Nachmittag wollte überhaupt nicht vergehen. Es war heiß, Alice und Mignon schiefen ein Weilchen. Etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang kam die Schwester, um uns zu einem vorverlegten Abendessen ins Haus einzuladen. Sie erzählte, ihre Schwägerin hätte zu unserer Ehre ein spezielles Mahl zubereitet und sie wollten, dass wir es bei Tisch genießen konnten.

„Es gibt absolut kein Risiko“, sagte sie. „Die Buben halten auf der ‚Große-Felsen-Wiese‘ immer noch Ausschau und wir alle können gemeinsam essen.“

Der Tisch, an dem wir in der Nacht zuvor gegessen hatten, hatte ein festliches Aussehen angenommen. Ein weißes Tischtuch war darüber gebreitet, darauf fein säuberlich Teller und Besteck und ein Sträußchen kleiner Bergblumen in einem Weinglas. Das Festmahl sollte uns „Freiheit und viel Glück“ bringen, sagten sie.

Wir waren von der Warmherzigkeit ihrer Geste so bewegt, dass wir gar nicht darauf achteten, was wir eigentlich aßen. Wir haben es niemals geschafft, uns daran zu erinnern, was serviert wurde, aber ich weiß, dass wir alle großartige Laune hatten und uns besonders die entspannte Atmosphäre gut tat. Es gab eine Menge Gelächter, in dessen Mittelpunkt Mignon gestanden haben dürfte, was sie sehr genossen haben muss.

Als das Mahl vorbei war, begaben wir uns wieder in unser Versteck zurück, während sie sich um das Melken der Ziegen kümmerten. Es war abgemacht, dass wir bald nach Einbruch der Dunkelheit gehen wollten. Nun eröffnete ich Alice, dass ich untertags entschieden hatte, all unsere Habe, auch den Wagen, zurückzulassen und nur mitzunehmen, was wir auch tragen konnten.

*

Alice war mit allem einverstanden, nur den Wagen wollte sie auf keinen Fall zurückzulassen. Ich erklärte ihr, dass wir, wo immer wir wären, ohne ihn eine viel bessere Chance haben würden, keine Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen. Das einzige Problem war, ob ich in der Lage sein würde, Mignon den ganzen Weg lang zu tragen. Ich wusste, ich konnte mich bis zur Grenze auf die Hilfe unseres Gastgebers verlassen und von da an würde es leichter sein, da es nur noch bergab ging.

Völlig unerwartet beteiligte sich plötzlich Mignon an der Diskussion. Sie musste unsere Vorbereitungen beobachtet und meinem Gespräch mit Alice gelauscht haben.

„Wohin wollen wir gehen?“, fragte Mignon.

„Wir gehen wieder in die Schweiz, Mignon.“

„Ich glaube nicht, dass wir dort hingehen sollen.“

„Warum nicht? Du weißt, das ist dort, wo es die Schokolade gibt. Viel Schokolade. Ich habe es dir erzählt, erinnerst du dich?“

„Ja, aber ich will keine Schokolade.“

„Was ist los? Ist es nicht lustig, durch die hohen Berge zu wandern und zu wissen, dass...“

„Ich glaube nicht, dass wir in die Schweiz gehen sollen.“

„Und warum?“

„Weil sie uns nicht lassen werden.“

Nun verstand ich, was sie ängstigte. Die Gedanken dieses kleinen Kindes kreisten um die gleichen Dinge, die auch die meinigen beschäftigten.

„Schau, Mignon, das war gestern. Diesmal wird es anders sein.“

„Gehen wir nach Albi zurück.“

„Keine Angst, Mignon, wir sind schon ganz nahe bei der Schweiz. Diesmal werden sie uns hineinlassen. Du wirst schon sehen. Und es wird dir gefallen.“

„Nein, sie werden uns nicht lassen. Ich möchte wieder nach Albi.“

„Und die Schokolade, die Kekse, der Käse, all die anderen guten Dinge?“

„Ich will sie nicht, gehen wir wieder nach Albi.“

Mir wurde klar, dass ich ihr den wahren Grund nicht länger verheimlichen konnte.

„Dort lassen sie uns auch nicht mehr hin“, sagte ich.

Sie war lange still. Dann sagte sie nur: „Aber dann sind die Leute nicht sehr brav.“

„Ja, Mignon“, sagte ich, „manchmal sind die Leute nicht sehr brav.“

Das war das Ende der Diskussion. Sie hatte stillschweigend aufgegeben.

In Mignons Erinnerungen steht dazu:

... Ich weiß nicht mehr, wie und wann ich mich an der Diskussion beteiligte. Ich weiß nur, dass ich mich sehr bemühte, meine Eltern dazu zu bringen, die Idee, in die Schweiz zu gehen, aufzugeben und nach Albi zurückzugehen, vor allem, weil es uns dort doch so gut gefallen hatte.

Natürlich kannte ich den Grund für unsere Reise nicht. Mein allgemeiner Eindruck war, dass meine Eltern dachten, obwohl wir in Albi so glücklich gewesen waren, würde es in der Schweiz noch viel schöner sein. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden, unser wundervolles Heim in Albi für ein noch viel wundervolleres Heim zu verlassen. Meine einzige Sorge war die Angst, dass die Grenzsoldaten uns nicht in die Schweiz lassen würden. Unwahrscheinlichkeit des Erfolgs ist grundsätzlich keine Rechtfertigung dafür, es nicht zu versuchen, aber in diesem Fall war sie das, jedenfalls für mich. Unser Zusammenstoß mit den Grenzwächtern hatte mir eines bewiesen: Meine Eltern waren nicht allmächtig (und mit diesem Wort meine ich nicht die Herrschaft über die Naturgewalten, sondern eher die Macht, seine Pläne zu verwirklichen und auf dem Weg zum gewählten Ziel sämtliche Hindernisse zu überwinden). Ich war bereit, diese traurige und harte Tatsache zu akzep-

tieren, wenn es sein musste. Aber eine zweite Demonstration, eine Wiederholung der verzweifelten Szene, der ich beigewohnt hatte, riskieren? Nein. Lieber aufgeben. Und darum blieb ich dabei, dass ich nach Albi zurück wollte.

An die Details der Diskussion kann ich mich nicht mehr erinnern. Aber ich wusste, dass die Vernunft auf meiner Seite war. Solange, bis mein Vater sehr leise und behutsam sagte: „Sie lassen uns auch dort nicht mehr hin.“

Es war vollkommen dunkel und ich konnte nicht einmal den Umriss seines Gesichts sehen, aber aufgrund des Tons seiner Stimme konnte ich es mir genau vorstellen. Seine Augen würden feucht sein und in seinem Gesicht würde derselbe stille, verzweifelte Ausdruck sein, den ich während des schrecklichen, unvergesslichen Streits mit den Grenzwächtern gesehen hatte...

Ich weiß, dass ich dachte, wie verblüffend es ist, dass so ein einziger, kurzer Satz so viel enthalten und eine derart andere Perspektive erzeugen konnte. Es war, als ob ich im Dunkeln stünde und plötzlich öffnete sich die Erde und ein großer Abgrund täte sich vor mir auf. Nur dass der Abgrund immer schon da gewesen war und ich ihn wegen der Dunkelheit bloß nicht gesehen hatte. Doch ab nun, auch wenn es immer noch dunkel war, wusste ich, dass er da war und dass ich bereits an seinem äußersten Rand stand.

Alles war jetzt klar. Während ich zuvor geglaubt hatte, wir würden von zwei möglichen Heimen das bessere wählen, wusste ich nun, dass wir gar kein Heim hatten. Es gab keinen Platz, wohin wir konnten. Wir konnten nicht vorwärts in die Schweiz und wir konnten nicht zurück nach Albi. Was also sollten wir nun tun? Was wollten „die“, dass wir tun?

„Aber dann sind die Leute nicht sehr brav...“, sagte ich am Ende und mein Vater antwortete im selben Ton wie zuvor: „Ja, manchmal sind die Leute nicht sehr brav...“

Spät am Abend kamen die drei mit der Lampe, um uns zu holen. Wir hatten den Moment seit Stunden erwartet und waren bereit zu gehen. Sie holten uns erst noch ins Haus, nur für einen kleinen Imbiss, wie sie sagten, aber praktisch war es ein zweites Abendessen. Doch wir waren so auf den Abmarsch eingestellt, dass wir weder die Geduld noch den Wunsch hatten, zu essen.

Ich erklärte, dass wir all unsere Habe bei ihnen zurück lassen wollten und bat darum, dass sie unsere Personalpapiere entweder verstecken oder verbrennen mögen, so dass sie für ihre Hilfe nicht bestraft werden könnten. Sie freuten sich sehr über Kaffee, Kakao, Zucker und die anderen kostbaren Lebensmittel, die wir von den DuMonts bekommen hatten und die nun bei ihnen blieben.

Endlich machten wir uns auf den Weg. Unser Gastgeber trug Mignon und führte. Der Boden war feucht, die ganze Gegend in dichten Nebel gehüllt. Es war vollkommen dunkel. Aber unser Führer kannte den Weg. Nie zögerte er auch nur eine Sekunde, obwohl es in all der Zeit keinen sichtbaren Weg gab.

Der Anstieg war beständig und wir überquerten etliche kleine Bächlein. In einem von ihnen blieb zwischen ein paar Steinen ein Schuh von Alice stecken, ohne dass sie es bemerkte. Erst später, als sie jammerte, dass der Fuß bei jedem Schritt schmerze, sahen wir, dass der Schuh fehlte. Wir verfolgten unsere Spur zurück und fanden den Schuh im Bach.

Wir hielten uns beim Aufstieg links und kamen gut voran. Wir verhielten uns absolut still. Der Nebel begleitete uns während des ganzen Weges. Etwa ein, zwei Stunden vor Mitternacht erreichten wir den Punkt, den unser Gastgeber gewählt hatte.

„Weiter kann ich nicht mehr gehen“, flüsterte er mir ins Ohr. „Ich weiß nicht genau, wo wir sind, aber der Hang wird jetzt sehr steil, wir müssen knapp unter dem Gipfel sein und dort verläuft die Grenze. Sobald Sie oben sind, gehen Sie einfach hinunter, bis zu einem Ziegenpfad und dem folgen Sie abwärts. Wenn es nicht so neblig wäre, hätte ich Sie zu einem Platz gebracht, wo ich mich besser auskenne.“

Er übergab mir Mignon, wir reichten einander die Hände und er verließ uns. Eine Zeitlang konnten wir durch den Nebel seine Schritte hören. Dann war es still.

*

Die Stelle, wo er uns verlassen hatte, war extrem steil. Wir lagen auf dem Bauch und konnten nur mit Mühe verhindern, auf dem nassen, grasbewachsenen Abhang abzurutschen. So lagen wir eine Weile und dachten nach. Ich wollte nicht blindlings hinaufgehen, da wir leicht in eine Lage kommen konnten, wo es nicht mehr vorwärts und kaum noch zurückging.

Ich entschied mich, Mignon bei Alice zu lassen und zuerst alleine zu gehen, um das Gelände zu erkunden. Mehrfach sagte ich beiden, sie müssten ausgestreckt auf dem Bauch liegen bleiben und sich mit eingegrabenen Fuß- und Fingerspitzen am Boden festklammern.

Dann kletterte ich geradeaus hinauf, langsam und mit großer Vorsicht. Es dauerte eine Weile, aber ich hatte kaum fünfzehn Meter hinter mich gebracht und erreichte bereits den Gipfel.

Was für eine Überraschung! Ich war aus dem Nebel heraus. Auf dem Kamm und dahinter war es fast nebfrei. Der Mond schien. Direkt vor mir fiel der Boden gut fünf Meter senkrecht ab. Aber es war keine Felswand, diese Wand war von Menschenhand geschaffen. Ich stand auf einer Mauer. Sie gehörte zu den Resten eines Steinhauses, das wohl einst gegen den Hang gebaut worden war. Mir wurde klar: Wenn hier ein Haus gewesen war, musste es auch einen Weg gegeben haben, der zum Haus führte. Für unsere Zwecke schien das geradezu ideal: Ein alter Pfad, auf dem es unwahrscheinlich war, jemandem zu begegnen.

Ich kletterte wieder zu der Stelle zurück, an der ich Alice und Mignon zurückgelassen hatte und war erfreut, dass sich auch hier der Nebel zurückgezogen hatte. Nur ein paar kleine Wölkchen zogen über den Himmel. Aber unmittelbar neben uns fiel das Mondlicht auf einen wahren Ozean aus Wolken, der sich horizontal ausbreitete, soweit das Auge sehen konnte. Unser kleiner Hang schien direkt auf den Wolken zu schwimmen.

Gemeinsam kletterten wir zum Gipfel hinauf. Es war ziemlich schwierig, Mignon auf diesem steilen Stück zu tragen, aber irgendwie schaffte ich es. Wir hielten uns nun etwas mehr links und als wir oben waren, befand sich die Ruine zu unserer rechten. Wir gingen abwärts zur anderen Seite des Kammes und fanden etwa in der Eingangshöhe des Gemäuers einen schönen breiten Weg, der flach nach links und nach rechts führte. Nun mussten wir nur noch herausfinden, in welche Richtung es ins nächste Tal gehen würde.

„Wenn du hier mit Mignon wartest, werde ich versuchen, es herauszufinden“, flüsterte ich Alice zu. „Aber Sorge dafür, dass sie still ist. Und versucht nicht, mich zu rufen, auch wenn ich lange wegbleibe.“

Zuerst folgte ich dem Weg nach links. Er verlief ziemlich flach oder nur leicht abwärts. Nach zehn Minuten tauchte ich wieder in den Nebel ein, konnte den Weg aber immer noch leicht ausmachen. Weitere fünf Minuten danach befand ich mich auf einer Art Plattform, dem Klang meiner Schritte nach offensichtlich aus Beton gemacht. Der Nebel war hier noch dichter und ich bewegte mich sehr langsam. Plötzlich hatte ich das Gefühl, dass ich mich einem riesigen Felsblock näherte, der vor mir aus dem Boden wuchs. Und gleich danach sah ich: Es war eine Mauer. Keine drei Meter entfernt. Noch ein Schritt und ich sah sie deutlich vor mir.

Das Wachhaus!, schoss es mir durch den Kopf.

Ich stand da wie angewurzelt und hielt den Atem an. Das war die Terrasse, über die wir am Vortag – mir schien, inzwischen wäre ein Jahr vergangen – das Wachhaus betreten und verlassen hatten und ich stand direkt zwischen einem Fenster und der Türe. Drinnen war alles dunkel, aber was war, wenn mich jemand von oben beobachtete? Oder wenn gerade jetzt jemand von einer Nachtpatrouille zurückkam?

Ich bewegte mich auf Zehenspitzen rückwärts, meine Augen ständig auf Fenster und Türe fixiert. Als ich Steinchen unter meinen Füßen spürte, wusste ich, dass ich die Terrasse verlassen hatte. Ich drehte mich um und hastete zurück, wo ich Alice und Mignon gelassen hatte. Ich spürte nun, dass es leicht aufwärts ging, weil die Steigung mich bremste. Immer wieder schaute ich zurück, aber außer dem Nebel war nichts zu sehen. Als ich aus dem Nebel drau-

ßen war, war ich auch schon wieder bei meinen Mädchen, die beide am Boden saßen.

„Und?“, fragte Alice.

„Wir nehmen die andere Richtung“, flüsterte ich.

Wir gingen sofort. Der Weg stieg die nächsten fünf bis zehn Minuten weiterhin leicht an und dann wurde er steil.

„Es geht bergauf“, sagte Alice, „das kann nicht stimmen.“

„Es stimmt schon“, sagte ich.

„Aber wir wollen hinunter. Wie war es denn in der anderen Richtung? Ging es dort auch bergauf?“

„Die andere Richtung war komplett falsch. Ich erzähl es dir später, aber jetzt müssen wir weiterkommen.“

Wir gingen weiter. Vor uns stieg der Kamm nun steil an und führte zu einem felsigen Platz. Der Weg verlief eine Zeitlang leicht links, bog dann beim Überqueren eines Baches scharf links ab und führte von nun an beständig bergab. Wir hielten einen bequemen, aber stetigen Schritt ein. Der Nebel war weg, das Mondlicht ausreichend.

Nach einer Weile überquerten wir einen kleinen Kamm und standen am Rand eines tiefen Grabens. Und genau gegenüber, auf dem höchsten Punkt, im Mondlicht wunderschön zu sehen, stand das Wachhaus!

Der Graben lag zwischen uns und dem Haus, welches nahe genug war, um jedes Detail zu sehen. Unser aller Augen waren darauf gerichtet. Die Fenster waren dunkel und geschlossen. Die Türe war geschlossen. Keine Bewegung war zu sehen.

„Was ist denn das für ein Haus?“, fragte Alice.

„Pst... Es ist das Wachhaus.“

„Das Wachhaus. Ja, das ist es. Glaubst du, sie können uns sehen?“

„Ich glaube nicht. Außer sie sehen gerade in unsere Richtung, während wir uns bewegen. Solange wir still stehen, können sie uns unmöglich von den Steinen rundherum unterscheiden.“

Unwillkürlich hatten wir angehalten. Es war ein seltsames Gefühl: Zu sehen, ohne zu riskieren, gesehen zu werden.

„Was ist, wenn sie auf uns warten? Was ist, wenn sie wissen, dass wir kommen?“

Diesmal kam die Frage von Mignon.

„Dann hätten sie sicher ein Fenster offen, um uns besser sehen zu können“, sagte ich, ohne es zu glauben.

Wir mussten jedenfalls weiter und das bedeutete das Risiko, entdeckt zu werden. Wir bückten uns, so gut es ging und beeilten uns. Der Weg ging immer den

Grabenrand entlang. Das Haus war die ganze Zeit links von uns zu sehen, außer auf kurzen Abschnitten, wo Felsen die Sicht versperrten.

Nach etwa einer halben Stunde wurde der Weg steinig und kurz danach wurden die Steine immer größer. Der Weg fiel nun in eine tiefe, felsige Schlucht ab, mit steilen Wänden zu beiden Seiten. Das gefiel mir nicht. Der Weg sah inzwischen eher wie ein Wildbach aus, als von Menschenhand geschaffen. Ein Glück, bei den großen, runden Steinen, dass wir den Wagen nicht mehr hatten. Was aber, wenn dies bloß der Seitenarm eines Flusses war, der im Tal unten floss? Wir würden den ganzen Weg wieder hinauf müssen und die ganze Nacht wäre nutzlos verstrichen.

*

Wir machten Rast, um nachzudenken. Ich fand, es wäre besser, den Weg zu benutzen, den die Grenzwächter genommen hatten, um uns zum Wachhaus hinaufzubringen. Das schloss zwar das Risiko ein, ihnen zu begegnen, doch der wildbachartige Weg wies dasselbe Risiko auf, falls es sich überhaupt um einen Weg handelte und noch größer war das Risiko, wenn es kein Weg war, da wir dann die ganze Nacht verlieren würden.

Das Problem war nur, den Weg der Grenzwächter zu finden. Es schien, als ob es nur zwei Möglichkeiten gab, wo er sein könnte: Entweder verlief er auf dem Kamm, der direkt über uns nach rechts verlief, oder er verlief auf dem Kamm gegenüber dem Graben, nach links. Nach kurzer Überlegung verwarf ich die zweite Variante. Der Kamm gegenüber vom Graben war viel zu hoch über dem Wachhaus und ich erinnerte mich genau, dass wir uns dem Wachhaus von unten nähert hatten.

Ich ließ die beiden Mädchen niedersetzen und kletterte den Kamm zu unserer rechten hinauf, um dort nach dem Weg zu suchen, aber ich fand nicht einmal eine Spur davon. Und beim Zurückgehen hatte ich Probleme, die Stelle zu finden, wo Alice und Mignon saßen.

Wir diskutierten neuerlich, wie aus unserem Dilemma herauszukommen war.

„Es gibt natürlich eine Möglichkeit, den Weg sicher zu finden“, sagte ich.

„Dann versuchen wir’s.“

„Was ich meine ist, wir wissen mit Sicherheit, wo dieser Weg beginnt – beim Wachhaus. Wenn ich zum Haus zurückgehe, bin ich mir auch sicher, ihn zu finden.“

„Das wäre nichts anderes als blanker Wahnsinn!“

„Aber es scheint unsere beste Möglichkeit zu sein. Außerdem, ich war schon dort und ich weiß den Weg. Es ist gleich nach der Ruine.“

„Aber du kannst das unmöglich riskieren.“

„Dann hoffen wir, dass ich den Weg schon lange vor dem Haus finde.“

Ich ging. Ich nahm die Mädchen gerade so weit mit, dass sie vom Haus aus nicht zu sehen waren und ließ sie dann hinter einem Felsen abseits vom Weg zurück, falls, während sie auf mich warteten, jemand vorbeikommen sollte. Dann ging ich schnell den Weg zurück, den wir hinuntergegangen waren.

Zwei Dinge konnte ich nicht verstehen. Erstens hätten wir, falls der gesuchte Weg auf unserem Kamm verlief, diesen irgendwo kreuzen müssen. Aber obwohl wir unterwegs aufmerksam auf alles geachtet hatten, war uns keine Kreuzung aufgefallen. Und zweitens konnte ich an der Landschaft nichts wiedererkennen, obwohl ich mich am Tag zuvor so bemüht hatte, jedes Detail in mein Gedächtnis einzumeißeln.

Nun kam ich zu dem kleinen Bach. Hier, so dachte ich, musste der Weg scharf nach rechts abbiegen und bergab führen. Doch plötzlich erkannte ich die Kreuzung vom letzten Tag!

Damit war das Rätsel gelöst. Die beiden Wege überquerten den Bach an derselben Stelle. Und genau hier schnitten sie sich. Als wir beim Abstieg von der Ruine den Bach überquert hatten, waren wir bergab gegangen, doch der andere Weg führte leicht bergauf. Ich folgte diesem ansteigenden Weg nun ein Stück, um wirklich sicher zu sein, dass es der richtige war. Und er war es. Er führte danach unmittelbar zu einem anderen Kamm weiter rechts und ich erkannte jede Einzelheit wieder.

Schnell ging ich zu den Mädchen zurück. Sie waren besorgt und froren, doch die gute Nachricht machte uns wieder Mut. Wir gingen zum Bach zurück und waren kurz darauf auf dem richtigen Weg. Nun erkannte ich auch all die vertrauten Landmarken wieder.

Natürlich wurden wir uns, sobald unsere freudige Stimmung wieder abgeklungen war, langsam wieder der Gefahr bewusst, die dieser Weg bedeutete: der Möglichkeit, den Grenzwächtern zu begegnen.

Ich versuchte, Alice anzutreiben.

„Ich gehe, so schnell ich kann“, versicherte sie.

„Aber wir müssen schneller gehen. Auch wenn es schneller ist, als du kannst.“

Mignon war die ganze Zeit über still. Ab und zu sagte sie, dass ich sie nicht richtig halte, dass der Gips drücke oder dass ich sie auf den anderen Arm nehmen solle. Und wieder schief sie nicht, obwohl ich ihr mehrmals gesagt hatte, sie möge es doch versuchen.

Wir folgten dem Weg, der Mond schien und da wir nach unserem Aufenthalt bei den französischen Hirten gut ausgeruht waren, war der Marsch recht an-

genehm und leicht. Aber wir vergaßen nicht die Gefahr, auf eine Patrouille zu stoßen.

„Alice, horch ob Leute kommen“, flüsterte ich.

„Solange sie nicht reden, werde ich sie nicht hören“, flüsterte sie zurück.

„Es ist sehr wahrscheinlich, dass sie reden.“

„Ja, wenn es mehr als einer ist.“

„Ich glaube, in der Nacht hat eine Patrouille immer wenigstens zwei Mann.“

„Dann besteht Hoffnung, dass wir sie hören könnten. Ihre Stimmen oder ihre Schritte. Aber genauso gut könnten wir sie auch nicht hören.“

„So ist es. Darum müssen wir auch ganz genau schauen.“

„Aber es ist derzeit kaum möglich, Leute in der Weite zu sehen.“

„Nun, wir müssen ständig ein Auge für alles haben, das sich zu bewegen scheint. Ich meine, was sich am Boden bewegt.“

„Und was tun wir, wenn wir sie kommen hören oder sehen?“

„Ich halte ständig nach Verstecken Ausschau, die schnell zu erreichen sind. Hier zum Beispiel gibt es keine Felsen oder kleinen Erhebungen, hinter denen man sich verstecken könnte. Aber siehst du rechts die Erhebung, die leicht nach unten abfällt? Wenn wir fünfzig Schritte nach rechts gehen und uns flach hinlegen, sind wir nicht zu sehen. Komm, ich zeige es dir.“

Nachdem ich Alice gezeigt hatte, wie es funktionieren würde, gingen wir unseren Weg weiter.

„Wenn du nach links schaust, siehst du, dass der Hang zu steil für diese Übung wäre. Ein paar Schritte nach links und wir würden hinunterrollen.“

„Ich sehe es.“

„Gut, wenn du also eine Patrouille kommen siehst, werde bloß nicht panisch. Tue nichts, außer es mir anzuzeigen. Dann warte auf ein Zeichen von mir, zum Beispiel, dass ich dich in Richtung eines Verstecks ziehe.“

Mignon hörte uns zu, ohne ein Wort zu sagen. Sie war müde, schien sich aber besonders anzustrengen, wach zu bleiben. Einmal, als ich ihr ein Keks anbot – ich hatte ein kleines Säckchen in meiner Manteltasche – lehnte sie ab.

„Willst du denn nichts essen?“, fragte ich.

„Doch“, flüsterte sie, „aber wenn ich es in meiner Hand halte, vergesse ich, dass es ein Keks ist. Ich werde glauben, es ist ein Steinchen, und werde es fallen lassen.“

Sie war eindeutig zu müde und gleichzeitig zu angespannt.

Während wir weiter hinuntergingen und versuchten, weder unser Tempo noch unsere Aufmerksamkeit zu verringern, nützte ich die Zeit, um weiter voraus zu planen. Am Vortag, in unserem Versteck auf dem Heuboden, hatte ich

die Karte studiert und versucht, mir alle Wege dieser Gegend einzuprägen. Sie war immer noch die einzige Karte, die wir hatten, in weitaus zu ungenügendem Maßstab und ohne ausreichende topographische Details. Ich hatte auf ihr einen Weg gesehen, der die Grenze nicht kreuzte, sondern parallel zu ihr verlief und sich immer mehr oder weniger in der Mitte zwischen einem größeren Tal und der südlich davon gelegenen Bergkette befand. Diese, wie wir sie nannten, Querroute, kreuzte unseren Weg, den wir den „Grenzwächterweg“ nannten, knapp unterhalb der Stelle, an der uns die Grenzwächter zwei Tage zuvor angehalten hatten. Soweit sich das nach der Karte beurteilen ließ, verlief die Querroute unterhalb der Baumgrenze, aber immer noch hoch genug über den Tälern. Sie hatte, nahm ich an, den Zweck, die Sommerwohnsitze der Bergbauern, die als Basis für die höher gelegenen Almhütten dienten, miteinander zu verbinden.

Diese Querroute schien mir etliche Merkmale aufzuweisen, die sie als Fluchtweg empfahlen. Da sie keine Grenze querte, durfte man davon ausgehen, dass auf ihr nicht patrouilliert wurde. Aber das war noch nicht alles, sie hatte eine weitere wichtige Eigenschaft. Je weiter östlich sie in Richtung des Rhône-Tales lief, desto höher wurden die Berge. Das Bergmassiv, das hier die Grenze zwischen der Schweiz und Frankreich bildete, war so hoch, dass es auf normalen Wegen nicht zu durchqueren war.

Bevor wir die französische Hirtenfamilie verlassen hatten, waren wir zu folgender Übereinkunft gekommen: Egal, wo wir die Grenze überqueren würden, wir würden so lange hinuntereilen, bis wir die Querroute erreichten und in die würden wir nach rechts, also in östlicher Richtung, einbiegen und bis zu den nördlichen Abhängen der Mont-Blanc-Region gehen. Von dort konnten wir jeden beliebigen Weg nach links hinunter ins Rhône-Tal nehmen und auf dieser Route würde uns niemand verdächtigen, über die Grenze gekommen zu sein.

Das war unsere Entscheidung vom letzten Nachmittag gewesen. Während wir nun den Grenzwächterweg hinuntergingen, stellte sich die Frage, wie wir es anstellen würden, um auf keinen Fall die Stelle zu verpassen, an der die Querroute unseren Weg kreuzte.

Meine Gedanken gingen ständig zwischen zwei Möglichkeiten hin und her. Eine war, so schnell wie möglich hinunterzueilen, nach rechts auf die Querroute abzubiegen, falls wir sie entdeckten und im anderen Fall dem Grenzwächterweg zu folgen. Die Alternative war, die DuMonts zu wecken, wenn wir vorbeikamen und sie um Hilfe dabei zu bitten, die Querroute zu finden.

Jede der Möglichkeiten trug Risiken in sich. Ich hatte sehr wenig Hoffnung, die Querroute zu finden, wenn wir im Eiltempo und bei Nacht marschierten.

Und sollte die Kreuzung gar an einem bedeutsamen Ort wie zum Beispiel einer Siedlung sein, so würden dort möglicherweise viele Wege wegführen und wir würden keine Ahnung haben, welcher der richtige war. Andererseits würde das Wecken der DuMonts das Risiko bedeuten, gleichzeitig auch Grenzwächter zu wecken, die dort möglicherweise die Nacht verbrachten. Und natürlich wusste ich auch nicht, ob die DuMonts überhaupt den Weg kannten, den wir suchten.

*

Während ich hin und her überlegte, ohne zu einer Entscheidung zu kommen, kamen wir gut auf unserem Weg voran. Wir kamen an der Stelle vorbei, wo sich der Grenzwächterweg mit jenem Weg vereinte, den wir bei unserem ersten Versuch heruntergekommen waren. Dann kamen wir an die Stelle, wo wir am ersten Tag den Weg verloren hatten. Diesmal aber kannten wir den Weg natürlich. Wir gingen den Hang rechts hinunter, bis wir das Haus des Hirten fanden, wo wir auf dem Heuboden geschlafen, danach gefrühstückt und auf dem Rückweg mit den Grenzwächtern gehalten hatten. Wir gingen vorbei, ohne anzuhalten.

Wir kamen ins Tal und näherten uns der kleinen Siedlung an der Baumgrenze, wo das Haus der DuMonts stand. Ich hatte noch immer keine rationale Grundlage für eine Entscheidung gefunden, aber als wir dann die kleine Brücke über den Fluss überquerten und zum Haus der DuMonts kamen, sagte ich mir: Wenn hier Grenzwächter sind, werden sie uns wegen des ungewohnten, alles übertönenden Flusses nicht hören. Nur die DuMonts werden in der Lage sein, beim beständigen Rauschen des Flusses ein Klopfen wahrzunehmen.

Ich schlich auf Zehenspitzen zum Eingang, Alice eng hinter mir, und versuchte durchs Schlüsselloch zu schauen. Es war nichts zu sehen. Ich klopfte leise und wartete. Ich wartete etwa drei Minuten und klopfte ein zweites Mal. In diesem Moment öffnete sich aber schon die Tür und Madame DuMont kam im Nachthemd heraus, umarmte mich und küsste uns. Dann brach sie in Tränen aus.

„Ich wusste, Sie würden zurückkommen! Gott sei Dank! Gott sei Dank! Sie sind zurück!“

Nun kam ihr Mann heraus.

„Pst, pst!“, sagte er zu seiner Frau und deutete auf die beiden gegenüberliegenden Häuser. Er zog uns schnell ins Haus und schloss die Türe hinter uns.

„Ich habe es gefühlt. Ich wusste, dass Sie da sind“, fuhr Madame DuMont fort und weinte immer noch. „Jetzt sind Sie alle da. Alle drei. Gott sei gedank!“ Sie umarmte Alice, als sei sie ihr eigenes Kind, das nach einer langen Übersee-reise wieder zurück war. „Wir haben sie schon die ganze vergangene Nacht erwartet. Zum Glück sind Sie nicht in dieses entsetzliche Unwetter gekommen.“

„Nicht so laut“, erinnerte sie Monsieur DuMont, „es könnte die Nachbarn wecken. Gehen wir in ihr Zimmer, dort können wir reden.“

„Die Nachbarn dürfen nicht wissen, dass Sie hier sind“, erklärte sie uns. „Wir bringen Sie nun zu Ihrem Zimmer. Es ist im alten Haus, seit gestern Abend ist alles für Sie bereit.“

Wir verließen das Haus durch die Hintertür, überquerten eine Wiese, ein kleines Bächlein und betraten ein Gebäude. Madame DuMont führte, ihr Mann ging hinter uns. Es war vollkommen dunkel und wir mussten uns durch einen Vorraum und einen Korridor nahe hinter ihr halten, bis wir einen Raum betraten, wo sie sich bückte, um eine Öllampe anzuzünden. Es war ein kleines Zimmer mit zwei Betten und einem Sessel. Entlang einer Wand und oberhalb eines Fensters liefen Regale.

„Das ist weiter weg von unseren Nachbarn“, sagte sie. „Die Fensterläden sind zwar geschlossen, aber sie schließen nicht dicht. Darum werden wir das Licht lieber noch mehr zurückdrehen.“

Ich hatte den Eindruck, dass wir eingeladen waren, hier die Nacht zu verbringen, daher erzählte ich ihnen rasch von unserem Plan, noch in dieser Nacht die Querroute zu finden und dass wir detaillierte Informationen bräuchten, wo wir abbiegen müssten.

Sie kannten den Weg überhaupt nicht, aber sie sagten, sie hätten junge Verwandte, die bestimmt Bescheid wüssten. Sie seien ins Dorf hinuntergegangen, würden aber zweifellos morgen wieder zurück sein. In jedem Fall rieten sie uns, bis zum nächsten Abend bei ihnen zu bleiben. Untertags würden sie versuchen in Erfahrung zu bringen, was wir wissen wollten.

Während unserer Unterhaltung kam Mademoiselle DuMont mit zwei Eimern herein. In einem war Wasser und aus dem anderen zauberte sie ein komplette Mahl für uns drei.

„Wir wussten, dass sie wiederkommen würden“, sagte sie, „und darum war auch schon alles bereit.“

Ich hatte mich noch gar nicht entschieden, ob wir so lange bleiben sollten. Sollten wir nicht versuchen, den Weg selbst zu finden?

„Mein Mann“, sagte Madame DuMont, „geht wenigstens einmal die Woche nach C. Wenn er diesen Weg nicht kennt, wie wollen Sie ihn finden? Noch dazu im Dunkeln?“

„Aber“, antwortete ich, „Sie und wir gehen ein großes Risiko ein, wenn wir so lange hier bleiben.“

„Nicht, wenn sie vorsichtig sind“, sagte sie. „Dieses Haus wird schon seit drei Jahren nicht mehr benützt. Niemand wird etwas Ungewöhnliches bemerken.“

Und um alles Unerwartete zu verhindern, werden wir die Türen versperrt halten.“

Ich fühlte mich wegen des Aufenthalts immer noch etwas unwohl, aber ich sah keine Alternative. Wir aßen ein bisschen und löschten das Licht. Aber wir schliefen nicht.

*

Es dauerte nicht lange, bis die ersten Lichtstrahlen durch die Ritzen der Fensterläden kamen. Doch danach verging die Zeit nur langsam. Wir hatten keinerlei Möglichkeit, mit den DuMonts zu kommunizieren, solange nicht einer von ihnen zu uns hereinkam. Würden sie untertags kommen? Oder würden wir bis zum Abend warten müssen?

Sie hatten uns erlaubt, uns im Haus zu bewegen, soviel wir wollten, solange wir dabei leise waren und wir taten es, um uns die Zeit zu vertreiben. Es war ein eingeschossiges Haus mit nur einem Zimmer. Der Rest war ein großer Raum, der offenbar zu einem Stall hätte umgebaut werden sollen. Ob die Arbeit daran nur unterbrochen oder eingestellt war, ließ sich nicht sagen. Es kam genügend Licht durch die kleinen Ritzen, so dass wir uns frei bewegen konnten, ohne über das auf dem Boden liegende Gerümpel zu stolpern.

Irgendwann am Morgen, als wir auf der Bettkante saßen, öffneten sich die Fensterläden von außen. Es war Mademoiselle DuMont. Sie hob eilig einen Eimer durchs Fenster und stellte ihn auf den Boden. „Frühstück“, flüsterte sie und schloss die Läden.

Das war zwar Kontakt mit der Außenwelt, brachte aber keine Neuigkeiten. Uns hungerte nach Neuigkeiten, egal welchen, aber nicht nach Frühstück. Doch wir konnten nichts tun, als zu warten.

Es dürfte gegen Mittag gewesen sein, als Mademoiselle DuMont neuerlich kam, aber diesmal flüsterte sie „Mittagessen“ und „lesen Sie die Mitteilung“.

Die Mitteilung sagte, dass Monsieur DuMont zeitig in der Früh nach C. gegangen war, um herauszufinden, was er wissen wollte und zu tun, was immer er sonst tun konnte. Sie würden uns informieren, sobald er zurück war.

Die Zeit schien nur langsam zu verstreichen. Es war ein seltsames Gefühl, zu wissen, dass wir so nahe an dem Weg waren, auf dem die Grenzwächter mindestens einmal, vielleicht auch zweimal täglich, vorbeikamen. Es war sogar vorstellbar, dass sie gemeinsam mit Monsieur DuMont den Weg aus C. heraufkommen würden. Und er würde sie dann zweifellos zum Mittag- oder Abendessen einladen müssen. Und wenn sie dann plötzlich argwöhnisch wurden und beschlossen, einen Blick ins alte Haus zu werfen? Oder wenn ein paar Hunde so lange vor dem alten Haus bellten, bis sie Aufmerksamkeit erregten?

Was würden wir in diesem Fall tun? Diese Gedanken plagten mich einen Großteil des Tages.

Spät am Nachmittag kam Mademoiselle DuMont wieder. Diesmal kam sie herein. Ich lugte gerade durch einen Spalt neben der Türe, sie trug einige Geräte, darunter zwei Heugabeln. Sie öffnete mit einem Schlüssel und schloss hinter sich ab. Die Geräte ließ sie fallen.

„Wann immer ich hierher komme, muss ich etwas in der Hand tragen, um den Nachbarn keinen Grund für Argwohn zu geben. Diesmal habe ich gute Nachrichten für Sie.“

Wir gingen hinein, wo Alice gerade mit sehr leiser Stimme Mignon eine Geschichte erzählte. Mademoiselle DuMont setzte sich.

„Mein Vater war erfolgreich“, begann sie. „Aus C. rief er in Lausanne an. Von hier wollte er nicht telefonieren, wenn Sie verstehen. Er fand heraus, dass es in Lausanne ein Komitee für Flüchtlinge gibt. Dieses Komitee wird sich nun um alles kümmern. Sobald es dunkel ist, werden Sie zu einer Stelle, vier Kilometer vor C., hinuntergehen. Es wird etwa drei Stunden dauern. Ein Vertreter des Komitees wird in einem Automobil warten, das Sie von dort direkt nach Lausanne bringt. Mein Vater wird Ihnen genau erklären, wie die Stelle zu finden ist.“

Mademoiselle DuMont gab Mignon einen Schokoladeriegel und ging, nachdem sie den Eimer genommen und mit einem Tuch zugedeckt hatte.

Die Arrangements, die ihr Vater getroffen hatte, waren gewiss großartig, doch sie befreiten mich nicht von meinen Sorgen. Auf dem Stück Weg von den DuMonts bis vor C. gab es jede Menge Möglichkeiten, auf die Grenzwächter zu stoßen. Das war natürlich auch bei meinem Plan nicht anders, denn auch in diesem Fall hätten wir dem Grenzwächterweg in Richtung C. folgen müssen, bis wir zur Kreuzung mit der Querroute kamen. Aber ich schätzte, dass der Weg bis knapp vor C. gut drei Mal so lang war als bis zu jener Stelle, wo ich die Kreuzung mit der Querroute vermutete.

Und noch mehr als die Gefahr, so lange auf dem Grenzwächterweg zu gehen, missfiel mir die Vorstellung, von einem Automobil abhängig zu sein, das auf uns wartete. Was, wenn es gar nicht da war? Und was, wenn der Mann vom Komitee nicht ausreichend vorsichtig war und die Aufmerksamkeit der Grenzwächter erregte?

Je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr missfiel es mir. Es stand zu viel auf dem Spiel, um uns in bedingungslose Abhängigkeit von Leuten zu begeben, die ich nicht kannte. Ich war so besorgt, dass ich darüber mit Alice sprach.

„Bitte! Mach dir nicht immer solche Sorgen! Es wird alles funktionieren. Das Komitee für Flüchtlinge wird wissen, was zu tun ist. Sie müssen genug Erfahrung haben.“ So versuchte Alice mich zu beruhigen.

Während es noch hell war, kam Monsieur DuMont in unser Zimmer. Er wirkte sehr vergrämt. Er setzte sich und vergrub für einen Moment das Gesicht in den Händen. Dann sprach er langsam.

„Seit meine Tochter Sie informiert hat, ist einiges geschehen. Das Flüchtlingskomitee in Lausanne hat unsere Vereinbarung widerrufen. Sie werden niemand schicken. Offensichtlich haben sie Angst. Ihr Mann hat meinen Freund in C. angerufen und mein Freund mich.“

Während er sprach, waren auch Madame DuMont und ihre Tochter gekommen.

Sie wirkten genauso besorgt wie er. Irgendwie schien sich die Atmosphäre völlig geändert zu haben.

„Wissen Sie, das ist eigentlich nicht so schlimm“, sagte ich. „Sie erinnern sich an meinen Plan, die Querroute zu nehmen, die knapp unter der Baumgrenze in rechtem Winkel von unserem Weg abgeht? Ich glaube, wir können immer noch diesen Weg nehmen und er könnte sich als besser erweisen als der Plan des Komitees. Mir jedenfalls ist es so viel lieber.“

„Nun“, sagte Monsieur DuMont, „genau das ist es, was wir nun planen. Wir haben zwei Leute losgeschickt, um alles darüber herauszufinden, wo diese Querroute abzweigt.“

„Das ist ja großartig“, sagte ich, „uns ist es so viel, viel lieber.“

Meine Äußerung schien aber keine Wirkung auf sie zu haben. Alle drei blieben außergewöhnlich ernst, fast bedrückt. Ich machte einen weiteren Versuch zu erklären, dass ich von Anfang an nicht allzu begeistert gewesen war, von irgendeinem Komitee abhängig zu sein, das ich nicht kannte und dass ich bereits die beste Möglichkeit gesucht hatte, sie zu bitten, die Vereinbarung mit dem Komitee rückgängig zu machen, damit wir gemäß unseren Plänen verfahren konnten. Aber immer noch wirkten sie völlig verstört.

Den Grund dafür begannen wir zu verstehen, als Monsieur DuMont fragte: „Sie werden uns keinen Ärger machen, wenn Sie mit den Behörden sprechen, oder?“

Und Madame DuMont ergänzte: „Wenn die Behörden uns etwas vorzuwerfen haben, könnten sie uns aus der Grenzzone ausweisen und wir würden damit unsere Lebensgrundlage verlieren.“

„Bitte seien Sie versichert“, sagte ich, „dass wir unter keinem denkbaren Umstand Leid über Sie bringen werden. Wir alle geben Ihnen unser Wort darauf. Ich wünschte, schon zu Ihrer eigenen Beruhigung, dass Sie uns weiterhin vertrauen. Ich bin sehr betrübt, dass Sie nun an uns zweifeln und glaube den Grund für diesen plötzlichen Wechsel zu kennen. Ist es das sogenannte Komitee?“

Die Tochter antwortete:

„Das Komitee hatte zweifellos gute Absichten, doch trotzdem haben sie aus Angst alles rückgängig gemacht. Wenn sie, mit all ihrer Erfahrung, als autorisierte Institution und mit der Unterstützung der Bevölkerung, Angst bekommen haben, wie sollte es dann bei einer einzelnen kleinen Familie anders sein?“

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll“, sagte ich und fuhr nach einer Pause, an Monsieur DuMont gewendet, fort.

„Die Zukunft wird zeigen, dass Sie nichts zu befürchten haben. Was aber wird in der Zwischenzeit geschehen? Sie und Ihre Familie werden an Unsicherheit und Angst leiden. Warum sich um dieses Komitee kümmern? Es unterscheidet sich höchstwahrscheinlich nicht von vielen anderen dieser Organisationen. Wenn es darum geht, Spenden zu sammeln und all ihre heroischen Aktivitäten zu beschreiben, stellen sie ihr Licht nicht unter den Scheffel, aber sobald es darum geht, etwas Riskantes zu tun, bekommen sie kalte Füße. Sie dürfen die lebensrettenden Taten Ihrer Familie nicht mit den rein sachlichen Funktionen eines gesichtslosen Komitees vergleichen. Sie haben unser Wort: Egal, was mit uns geschieht, wir werden niemals etwas sagen, das Ihnen oder Ihrer Familie schaden könnte.“

Monsieur DuMont ergriff meine Hand. Er schüttelte sie schweigend mit beiden Händen, sichtlich bewegt.

Alice griff nach der Hand seiner Frau und sagte nach langer Pause: „Sie können sich auf uns verlassen.“

„Möge Gott Sie segnen“, antwortete Madame DuMont, „und Sie alle in Sicherheit bringen. Unsere eigenen Probleme sind wirklich eher unbedeutend.“

Dann verließen sie uns. Ich hatte den Eindruck, dass wir ihre Ängste wenigstens teilweise hatten zerstreuen können.

Nach Einbruch der Dunkelheit kamen die beiden Frauen mit dem Abendessen und brachten unsere Schuhe. Als wir in der Nacht zuvor gekommen waren, hatten sie unsere Schuhe mitgenommen, um sie beim Küchenherd zu trocknen. Nun brachten sie sie zurück, mit einem Extrapaar für Alice, da einer ihrer Schuhe schon fast die Sohle verlor. Es war das kleinste Paar, das zu finden gewesen war, doch es war trotzdem drei Nummern zu groß und sie gaben Alice etliche Paar Socken, damit sie die Schuhe nicht verlöre.

Etwas eine Stunde später kam Mademoiselle DuMont mit zwei jungen Männern – Freunden oder Verwandten der DuMonts. Sie entzündete unsere Öllampe und drehte den Docht so niedrig wie möglich. Ich konnte die Gesichter der Männer deutlich sehen, aber alles, woran ich mich erinnere, ist, dass einer unraziert war und beide groß und schlank. Sie sollten uns bis an die Kreuzung zur

Querroute bringen. Offenbar kannten sie den Weg und schätzten, es würde eine bis eineinhalb Stunden dauern, dorthin zu gelangen. Sie schienen auch schon die Details ausgearbeitet zu haben, wie wir vorgehen sollten und teilten uns die Regeln mit: Sie würden voraus gehen, wir würden in einigem Abstand folgen und wir würden versuchen, diesen Abstand „groß“ zu halten.

Ich hatte gehofft, es würde für den Fall, dass sie auf Grenzwächter stießen, irgendeine Art von Vorbereitung geben, aber ich sprach die Sache nicht an. Ich fürchtete, sie damit zu verschrecken und wollte keine weiteren Probleme schaffen.

Sie gingen und die Vereinbarung war, dass wir exakt zehn Minuten nach ihnen gehen sollten. Sie würden am Waldrand auf uns warten und den Weg fortsetzen, sobald die DuMonts mit einem Lichtsignal angezeigt hatten, dass wir unterwegs waren.

*

Als wir das alte Haus verließen, waren wir sehr nervös. Vorsichtig und langsam gingen wir über die Wiese hinter dem DuMont-Haus und huschten dann nach rechts auf den Hauptweg, wo die Siedlung endete.

Beim Wald angelangt, waren wir vorerst nicht in der Lage, unsere beiden Führer zu sehen. Nach einem Stückchen des Weges flammte plötzlich vor uns ein Streichholz auf. Wir gingen schneller und konnten nun die Stimmen der Männer hören. Danach galt es nur noch, ihre angezündeten Zigaretten nicht aus den Augen zu verlieren. Ich nahm an, dass sie sich, als eine Art Signal, immer zu uns zurückdrehten, wenn sie die Zigarette zum Mund führten. Es funktionierte sehr gut.

Den ersten Teil unseres Weges kannten wir natürlich noch von unserem ersten Versuch, aber im Dunkeln konnten wir nicht viel wiedererkennen. Ich trug Mignon auf dem rechten Arm, während Alice meine linke Hand hielt. So verhinderten wir, zu fallen oder zu weit auseinander zu kommen.

Ich war ziemlich angespannt und spürte, dass auch Alice es war. Bei Mignon war die Spannung so stark wie auf der ganzen Reise zuvor nicht.

Wir waren nun auf demselben Wegstück, auf dem die Grenzwächter uns zwei Tage zuvor aufgegriffen hatten.

In vielerlei Hinsicht schienen die Chancen auf Erfolg diesmal besser. Es war Nacht und eher unwahrscheinlich, dass patrouilliert wurde. Auch hatte uns niemand aus den Bergen herunterkommen gesehen, wie es bei unserem ersten Versuch zweifellos geschehen war. Und während wir vor zwei Tagen noch geplant hatten, nach C. zu gehen, würden wir diesmal bei der Querroute abbiegen.

Andererseits hatte sich in den letzten vierundzwanzig Stunden eine Menge zugetragen, das zu einem Misserfolg hätte beitragen können: Wir waren den

ganzen Tag in der Siedlung gewesen und es gab keinerlei Sicherheit, dass die Nachbarn nichts gemerkt hatten. Die DuMonts waren den ganzen Tag zwischen dem neuen und dem alten Haus hin- und hergegangen und hatten unseren Fall am Telefon besprochen. All das konnte jemanden argwöhnisch gemacht haben.

Inzwischen hatten wir, ohne darauf zu achten, die Stelle passiert, wo die Grenzwächter uns gefangengenommen hatten. Wir näherten uns dem Grund eines Tals und konnten das laute Rauschen eines Gebirgsbaches hören. Gleich darauf überquerten wir eine Brücke.

Der Weg war nun ein breiter Karrenweg. Es ging eine halbe Stunde weiter, bis wir, nachdem wir einen Hügel umrundet hatten, plötzlich Licht sahen. Es war die elektrische Beleuchtung eines Geschäftes oder einer Fabrik, keine zweihundert Meter vor uns.

Dieses Licht war ein Schock. Ich hatte nicht erwartet, auf dieser Strecke durch irgendeine Siedlung zu kommen und unsere beiden Führer hatten wir auch schon einige Zeit nicht mehr gesehen. War es möglich, dass wir zu weit gegangen waren? Hätten sie uns von diesem Geschäft oder dieser Fabrik nicht erzählt, wenn bekannt war, dass wir vorbei müssten?

Wir hielten an und versuchten die beiden jungen Männer irgendwo vor uns auszumachen. Aber nirgends bewegte sich etwas. Wir entschieden zu warten, bis sie beim Licht vorbeikämen und für uns sichtbar wären. Die Zeit verging, aber weiterhin war keine Spur von ihnen zu sehen. Sollten wir riskieren, an der hell erleuchteten Stelle vorbeizugehen? Wenn wir aber bereits zu weit gegangen waren, würden wir ein zweites Mal durchs Licht müssen und es war undenkbar, dabei unentdeckt zu bleiben. Außerdem konnte das Licht ja auch der Beginn einer größeren Siedlung sein, die sich nach der Ecke mit einer langen Straße und vielen weiteren Lichtern fortsetzte.

Ich beschloss darauf zu warten, dass unsere Führer uns irgendein Zeichen gaben oder sich auf irgendeine andere Art bemerkbar machten. Ich war mir sicher, sie würden etwas tun, sobald ihnen unsere Abwesenheit auffiel.

Wir warteten und warteten, aber nichts geschah. Wir gingen langsam weiter und waren dem Lichtkegel schon ziemlich nahe, als es uns schien, dass etliche Leute aus dem Gebäude herauskämen. Von Panik erfasst suchte ich nach Deckung und sah einige große Baumstämme an der Seite der Straße. Wir hasteten dahinter und legten uns flach auf den Boden. Er war nass, aber wenigstens waren wir versteckt. Wir hörten Stimmen und Schritte, sie wurden erst lauter, dann schwächer und verschwanden am Ende. Wir blieben liegen und spähten zwischen den Stämmen durch die Ritzen. Wir entschlossen uns zu warten, bis unsere Führer sich bemerkbar machten.

Wir mussten schon eine halbe Stunde so gewartet haben, ohne dass etwas geschah und langsam wurden wir aufgeregter und nervös. Warum versuchten sie nicht, mit uns in Kontakt zu treten? Sie hatten abgemacht, uns zu führen, warum brachten sie nicht zu Ende, was sie begonnen hatten? Wovor hatten sie Angst? Vielleicht hätten wir gar keine Hilfe akzeptieren sollen. Es wäre vielleicht besser gewesen, um eine detaillierte Beschreibung zu bitten und den Weg dann selbst zu finden. Solche Gedanken jagten einer nach dem anderen durch meinen Kopf. Ich ärgerte mich über mich selbst und war knapp davor, zu explodieren.

Am Ende entschied ich mich, das Risiko zu wagen und weiterzugehen. Wir standen auf, schlichen auf Zehenspitzen, beeilten uns aber. Zwanzig Meter vor dem Lichtkegel flüsterte ich Alice zu: „Jetzt müssen wir die nächsten fünfzig Meter so schnell wie möglich marschieren, aber ohne den Eindruck zu erwecken, dass wir laufen.“

Plötzlich fühlte ich zwei starke Hände, die mich seitlich in den Schatten einer Hütte zogen. Es war einer unserer beiden jungen Männer. Der andere hatte sich in gleicher Weise um Alice gekümmert. Danach bogen wir im rechten Winkel von unserer Straße ab. Ein paar Minuten danach flüsterte einer von ihnen: „Hier verläuft die Querroute, die wir Ihnen zeigen sollten. Wir haben fast eine Stunde auf Sie gewartet und waren schon äußerst besorgt.“

Sie begleiteten uns noch eine Stunde lang, bis zu einer Stelle, an der der Weg sich teilte. Sie erzählten uns nun alles, was sie noch über den Weg wussten und empfahlen uns, die Nacht im Haus eines Verwandten zu verbringen, bei dem wir gegen Mitternacht eintreffen würden. Sie gaben uns seinen Namen, dazu ihre eigenen und verließen uns.

Noch lange danach standen wir still und schauten ihnen nach. Wir hätten ihnen so gerne unsere Dankbarkeit gezeigt und wie sehr wir uns der Bedeutung ihrer Hilfe bewusst waren. Als sie außer Hör- und Sichtweite waren, drehten wir uns um und marschierten weiter.

*

Es war ein schmaler Pfad, der knapp bis zur Baumgrenze anstieg war und sich nun mehr oder weniger auf stets gleicher Höhe den Hang entlang schlängelte, der links von uns steil abfiel, rechts steil aufstieg.

Solange der Weg durch Wälder führte, war er einfach zu erkennen, aber wann immer es über eine Wiese ging, war er nur schwer auszumachen und bot kaum sicheren Tritt. Beim Überqueren der Wiesen verloren wir den Weg oft, konnten ihn beim Wald dann aber schnell wieder finden, indem wir einfach am Waldrand so lange auf und ab gingen, bis der auffälligste Eingang in den Wald gefunden war.

Auf manchen der Wiesen, die wir überquerten, standen Almhütten. Sie waren unbeleuchtet, aber trotzdem versuchten wir, ihnen nicht zu nahe zu kommen. Es bedeutete nichts anderes, als vor einer Hütte vom Weg abzuweichen und danach wieder auf ihn zurückzukehren.

An diesem Abend waren wir sehr glücklich. Unser Weg kam von nirgends und er führte nirgends hin. Er schien lediglich der Verbindung abgeschiedener Almen, hoch oben in den Bergen, zu dienen und kreuzte keine bedeutenden Wege oder Täler. Wir sahen niemals Leitungsmaste und fühlten uns abseits der Zivilisation äußerst wohl. All das trug, ebenso wie der Schutz der Dunkelheit, zu einem Gefühl großer Sicherheit bei. Oft hätten wir vor Freude am liebsten laut gesungen und ein oder zwei Mal sangen und tanzten wir tatsächlich über die Wiesen.

Etwa eine Stunde nach Mitternacht kamen wir zu einem Platz, der gemäß der Beschreibung unserer Führer dem Haus ihrer Verwandten entsprach. Wir hatten soeben eine steile Wiese überquert und etwa hundert Meter unterhalb ging der Hang zur linken unvermittelt in einen völlig flachen Wiesenstreifen über. In dessen Mitte stand ein großes Holzhaus, so dunkel wie all die anderen Häuser, an denen wir vorbeigekommen waren.

Obwohl der Weg stets in gleicher Höhe verlaufen war, hatte er uns doch mitgenommen und wir brauchten unbedingt eine Rast und eine Schlafgelegenheit. Außerdem schien mir der Weg so sicher, dass ich keinen Grund sah, nicht bei Tag zu wandern und in der Nacht zu schlafen. Darum entschieden wir uns, zum Haus hinunterzugehen, um zu schauen, ob man uns den Rest der Nacht hier rasten lassen würde.

*

Das große Holzhaus stand auf einem gemauerten Kellergeschoß. Ich setzte Mignon bei Alice ab und ließ die beiden in einiger Entfernung zurück. Dann ging ich ums ganze Haus herum, ohne in den Steinmauern einen Eingang zu finden. Aber eine Stiege führte zum darüber liegenden Stockwerk. Oben angelangt, klopfte ich an das große Tor. Nach einer Weile wurde im Fenster ein schwächliches Licht sichtbar und danach öffnete sich das Tor. Es war ein älterer, kleiner, dünner Mann im Nachthemd. Er hielt eine brennende Kerze in der Hand und hatte eine Schlafmütze über Ohren und Stirn gezogen.

„Guten Abend, *Monsieur*“, grüßte ich.

„Guten Abend, *Monsieur*“, kam eine kraftlose Antwort.

„Wir kamen gerade vorbei und Ihre Verwandten, Monsieur A. X. und Monsieur B. Y., meinten, Sie würden uns vielleicht einen Platz für die Nacht, oder was von ihr noch übrig ist, geben können. Ich nehme an, Sie sind Monsieur C. Z.“

Nun kam eine ältere Frau, ebenfalls klein und dünn, ebenfalls in Nachthemd und Schlafmütze heraus. Beide wirkten eher verängstigt.

„Ich bin nicht C. Z.“, sagte er.

„Aber Sie sind verwandt mit A. X. und B. Y., oder kennen sie wenigstens?“

„Nein“, sagte er.

„Kennen Sie Monsieur C. Z.?“

„Nein.“

„Nun, dann tut es mir leid. Die beiden Herren, die ich erwähnte, gaben uns eine genaue Beschreibung von Monsieur C. Z.s Wohnsitz und ihr Haus schien dieser Beschreibung ganz genau zu entsprechen. Es tut mir wirklich leid.“

„Keine Ursache.“

„Es tut mir auch leid, weil wir nun immer noch das Problem haben, einen Schlafplatz für die Nacht zu finden. Sie würden uns einen riesigen Gefallen erweisen, wenn Sie uns in Ihrem Heuschobler die Nacht verbringen ließen.“

Er war sich nicht sicher und als die Frau ihn anstieß, wandte er sich zu ihr.

„Es tut mir leid, aber...“, sagte er zögernd.

Er war eindeutig verängstigt und es tat mir leid, der Grund dafür zu sein. Während unseres Gesprächs waren etliche Kinder hinter ihm aufgetaucht, eines nach dem anderen, manche mit brennenden Kerzen, alle in Nachthemd und Schlafmütze und mit großer Neugierde im Gesicht. Am Ende standen etwa acht von ihnen wie aufgefädelt am hinteren Ende des Raumes und beobachteten uns aufmerksam.

Plötzlich sah ich die humoristische Seite der ganzen Szenerie und dachte, ich könnte gut auch den Rest meiner Familie dazustellen. Dann würde die Familie der glücklichen Schläfer, durch ihre Schlafmützen so deutlich gekennzeichnet, der Familie der müden Wanderer gegenüberstehen. Im Ernst aber dachte ich, dass ihre Ängste durch das Auftauchen von Alice und Mignon vielleicht beschwichtigt werden konnten und so sagte ich bedächtig: „Mir ist klar, dass es äußerst ungewöhnlich ist, nach Mitternacht von einem fremden Mann geweckt zu werden, der in Ihrem Heuschobler übernachtet will. Es tut mir leid, wenn ich Sie beunruhigt habe. Aber erlauben Sie mir bitte, Ihnen noch den Rest meiner Familie vorzustellen – meine Frau und meine kleine Tochter. Wenn Sie einen Moment warten, bringe ich sie schnell.“

Ich ließ ihm gar nicht die Zeit, ja oder nein zu sagen und ging schnell hinunter, meine Mädchen zu holen, die auf der anderen Seite des Hauses warteten. Als wir zurückkamen, war das Tor noch offen.

„Das ist meine Frau Alice und das unsere Tochter Mignon.“

Alice und Mignon sagten beiden „Guten Abend“ und der Mann und seine Frau antworteten mit denselben Worten. Eine Weile danach sagte auch eines der Kinder stockend „Guten Abend“ und die anderen fielen eins nach dem anderen ein.

Aber die Situation hatte sich dadurch nicht geändert.

„Es tut uns leid, dass wir sie nicht beherbergen können“, sagte der Mann.

Es war klar, dass er immer noch zu verängstigt war. Ich erkannte, dass es keinen Sinn hatte, die alten Leute weiter aufzuregen, bloß um ein paar Stunden Schlaf zu bekommen. So entschuldigten Alice und ich uns noch einmal, verließen sie und gingen unseren Weg weiter.

Natürlich fühlten wir uns aufgrund der Geschichte nicht wohl. Nachdem wir damit fertig waren, den Überfall auf die armen Leute zu bedauern, überlegten wir, wie sich all dies auf unsere eigene Lage auswirken könnte.

„Glaubst du, Alice, sie würden so weit gehen, diese seltsame Geschichte im Tal herumzuerzählen?“

„Nein, da sie uns alle drei gesehen haben, eher nicht.“

„Wenn du Recht hast, dann war es ein Glück, dass sie uns alle drei gesehen haben. Ich habe aufs Geratewohl entschieden, euch beide vorzustellen.“

„Es ist schade, dass wir sie nicht beruhigen konnten, aber ich bin sicher, morgen werden sie schon darüber lachen. Sie werden nichts weiter unternehmen. Vielleicht schämen sie sich sogar, sich einzugestehen, dass sie vor uns Angst hatten.“

„Ich glaube, du hast Recht, Alice. Zum Glück habe ich ihnen nichts darüber erzählt, warum und wie wir hier hergekommen sind. Ich war nahe dran, aber dann dachte ich, ich ließe es lieber. Ich bin sicher, von sich aus würden sie nie auf die Idee kommen, dass wir die Grenze überschritten haben. Dieser Weg ist viel zu weit entfernt vom Grenzverkehr.“

„Aber sie werden nach möglichen Gründen suchen. Was meinst du, wofür werden sie sich entscheiden?“

„Ich nehme an, sie werden uns für Städter halten, die Verwandte auf einer Alm besuchen – das gibt es sicher dann und wann.“

„Und warum sollten sie uns für Städter halten?“, fragte Alice.

„Nun, weil ihnen sicher aufgefallen ist, dass unser Französisch nicht wie ihres klingt. Es klingt mehr nach der Art, wie es in großen Städten gesprochen wird.“

„Dann haben wir also nichts zu fürchten?“

„Nicht ganz, Alice. Wir sind die ganze Zeit davon ausgegangen, dass auf diesem Weg keine Grenzsoldaten patrouillieren, aber vielleicht irren wir uns. Immerhin ist Krieg und es könnte auch auf entlegeneren Routen Patrouillen geben.“

„Ich verstehe. Wir könnten uns dadurch also selbst gefährdet haben.“

„Außerdem wäre es möglich, dass ‚unsere Wachen‘ vielleicht auf irgendeinem Weg, vielleicht von den Nachbarn der DuMonts, Informationen erhalten und beschlossen haben, alle möglichen Wege zu kontrollieren. Falls uns niemand gesehen hat, würden sie aufgeben, wenn sie bei den Häusern, bei denen sie nachfragen, keine Informationen bekommen. Aber schon ein einziger positiver Hinweis würde mit Sicherheit dazu führen, dass sie ihre Suche fortsetzen, auch wenn es länger dauern sollte.“

„Und was können wir nun tun?“, fragte Alice.

„Nur eines – uns wieder zu beeilen. Das ist das einzige, was das Risiko verringern kann.“

Als wir das Haus der Schlafmützen-Familie verlassen hatten, dachten wir noch daran, irgendwo im Freien zu übernachten, aber lange Zeit danach verlief der Weg über steile Wiesen und es gab kein flaches Plätzchen, um sich niederzulegen. Außerdem war das Gras feucht vom Tau und die Luft auf den weiten Wiesen sehr kühl. Bis wir endlich wieder im Wald waren, hatten wir die Idee, eine Rast einzulegen, bereits aufgegeben. Wir hatten uns zu größtmöglicher Sicherheit entschlossen und blieben dabei.

*

Die ganze Nacht gingen wir weiter. Als der Morgen dämmerte, fühlten wir uns zittrig und müde, aber aufgrund der vorangegangenen Erfahrungen wusste ich, dass uns die ersten Sonnenstrahlen wieder beleben würden und so trieb ich Alice an, solange auszuhalten. Doch das Gelände war gegen uns. Der Weg hatte den Wald verlassen und stieg bis zur Waldgrenze einen steilen Hang an, um einer tiefergelegenen Felswand auszuweichen. Bei diesem Aufstieg sagte Alice, sie könne nicht mehr, aber ich drängte sie weiter, obwohl ich fühlte, wie mich das Gewicht von Mignons Gips zurückhielt.

Wir hatten den Gipfel erreicht und bevor noch die Sonne aufgegangen war, ging es auf der anderen Seite schon wieder hinunter. Bergab ging es leicht, doch wir freuten uns gar nicht über die künstliche Verzögerung des Sonnenaufgangs durch unseren Abstieg in den engen, schattigen Graben.

Der Weg ging nun, nachdem wir wieder die Baumgrenze erreicht hatten, weiter bergab und das war gar nicht nach unserem Geschmack. Erstens, weil wir noch viel zu weit von der Stelle unseres endgültigen Abstiegs entfernt waren und somit jeder Höhenverlust bedeutete, dass wir später wieder bergauf mussten. Zweitens, weil hinunter Richtung Tal zu gehen die Gefahr in sich barg, einen größeren Weg zu kreuzen, was das Risiko erhöhte, gesehen zu werden.

Es ging nun zu einem ziemlich großen Tal hinunter und darum beeilten wir uns, dieses möglicherweise gefährliche Gebiet schnell wieder hinter uns zu lassen.

Als wir aber zu dem Punkt kamen, von dem aus der Beginn des Tales sichtbar wurde, fühlten wir uns erleichtert: Es führte zu einem Gletscher hinauf, der von einer Felswand begrenzt wurde. Es war äußerst unwahrscheinlich, dass wir bis zum Talboden irgendeinen großen Weg queren würden.

So gingen wir nun in bequemerem Tempo. Der Weg wurde wieder etwas breiter, Alice und ich konnten nebeneinander gehen und uns unterhalten.

„Schade, dass wir so weit heruntergekommen sind“, sagte ich, „aber andererseits ist es nicht allzu schlimm. Dieses Tal scheint äußerst entlegen und ich glaube nicht, dass wir hier irgendjemand treffen werden.“

„Wie weit müssen wir denn noch gehen?“

„Nach unserer Karte sollten wir die Bahnstation in St-Maurice irgendwann am Abend erreichen. Vorausgesetzt, wir kommen weiterhin in angemessener Geschwindigkeit voran und gönnen uns keine Pause. Und vorausgesetzt, wir müssen nicht noch weiter hinunter.“

Im Tal überquerten wir eine kleine Brücke, sahen aber keinen anderen Weg. Ab der Brücke gab es für Stunden wieder einen beständigen, aber nicht zu steilen Anstieg durch dichte, etwas feuchte Wälder.

*

Als wir uns dem Waldrand näherten, kam von links ein schmaler Pfad herauf, der sich mit unserem vereinigte. Der Weg wurde steiler, der Aufstieg ermüdender. Dann erreichten wir eine Wiese, die mit hohem Gras und leuchtenden Blumen bewachsen war und sich vor uns gipfelwärts erstreckte. Unser Pfad lief schräg darüber, eng und steil. Wir befanden uns auf einer Seite eines äußerst engen Einschnittes, so eng, dass die gegenüberliegende Seite fast in Reichweite schien.

Auf unserer Seite, weiter oben auf dem Weg, war die Wiese in helles Sonnenlicht getaucht, während wir noch durch den Schatten aufstiegen. Es war jene Art Platz, wo man normalerweise am liebsten für Wochen geblieben wäre, um die Landschaft zu genießen und sich zu erholen.

Einen Moment blieben wir stehen und nahmen die Frische und Schönheit dieses Plätzchens in uns auf, aber schnell holte die Wirklichkeit uns wieder zurück und erinnerte uns an die Anstrengungen und die Zeit, die uns der vor uns liegende steile Anstieg noch abverlangen würde.

Während wir langsam hinaufkletterten, hörten wir schwachen Glockenklang aus der Ferne. Es musste Vormittag sein. Wir hatten auf unserer Reise nicht auf Datum oder Wochentag geachtet. Konnte es vielleicht Sonntag sein?

Wir versuchten nachzurechnen, gaben es aber auf. Alles, worauf wir uns einigten, war dass die Chance eins zu sieben stand.

„Hat der Hang denn nie ein Ende“, seufzte Alice zwischen heftigem Keuchen.

„Bisher sehe ich keines“, sagte ich. „Geht es nach der Größe dieser Wiesen, muss da oben eine ganze Stadt sein. Ich denke, Häuser werden das erste sein, das wir sehen werden.“

Am Ende erreichten wir doch das Ende des steilen Teiles und kamen zu einer kleinen Siedlung mit drei Häusern. Zwei davon waren offensichtlich abgeschlossen. Im dritten stand die Türe zu einer Werkstatt offen. Ein Mann stand davor und hackte Holz.

„Es sind noch drei Stunden bis zum Berggipfel“, sagte er.

„Diese Siedlung hier schaut ziemlich verlassen aus.“

„Sie ist auch schon verlassen. Wir leben hier nur zwei Monate im Jahr. Einen Monat im Frühling, wenn wir auf die Alm hinaufgehen und einen Monat im Herbst, wenn es wieder hinunter geht.“

„Aber jetzt gerade leben Sie hier?“

„Nein, ich kam nur aus dem Tal herauf, um einiges am Haus zu reparieren. Morgen gehe ich wieder hinunter.“

„Dann darf ich annehmen, dass Sie uns kein heißes Getränk, Tee oder Kaffee, anbieten können?“

„Ich fürchte, nein. Alles was ich mithabe, ist saurer Most und Brot. Aber meine Leute sind mit dem Vieh weiter oben am Berg. Die könnten Ihnen sicher eine gute Mahlzeit vorsetzen.“

Wir waren zwar nicht wirklich hungrig oder durstig, aber ich dachte, nach einem Marsch durch die ganze Nacht und den halben Morgen hätte uns ein heißes Getränk oder ein bisschen Nahrung wieder aufgemuntert.

Wir verabschiedeten uns und gingen weiter. Die drei Häuser standen auf einem kleinen, weniger steilen Teil der Wiese, aber nun wurde der Hang sogar noch steiler als zuvor. Langsam machte die Wiese felsigem Untergrund Platz und der Weg wand sich in Serpentina den Berg hoch. Als nächstes kam eine Zone mit spärlichem Baumbestand und am Ende waren wir wieder über der Waldgrenze, wo sich das Gebiet in die typischen Terrassen gliederte. Der Gipfel eines steilen Hanges wurde zum Fuß des nächsten. So kletterten wir von Terrasse zu Terrasse und am Ende einen Berggrücken hinauf, der einen breiten, flachen Gipfel hatte. Es war früher Nachmittag. Hier stand die Almhütte. Weiter hinauf war eine letzte Stufe, die zu einem Gletscher führte, über dem, noch viel weiter oben, eine mächtige Felswand ruhte, die in einer scharf gezackten Kante endete.

*

Nächst der Hütte sahen wir eine Frau arbeiten. Ich ging auf sie zu und ließ Alice mit Mignon warten. Die Frau kam mir auf halbem Weg entgegen.

„Guten Tag, *Madame*.“

„Guten Tag, *Monsieur*.“

„Ich wollte fragen, ob Sie vielleicht ein bisschen Nahrung für uns hätten, der Aufstieg hat uns sehr hungrig gemacht.“

„Ich habe Brot, Butter und Milch, wenn Ihnen das reicht.“

„Das wäre herrlich. Aber es gibt ein kleines Problem. Wir haben kein Geld. Alles was wir haben, brauchen wir für unsere Bahnkarten.“

„Nun, dann kann ich Ihnen immerhin so viel Brot und Milch anbieten, wie Sie wollen. Das ist das gleiche, was auch wir essen. Die Butter machen wir nur, um sie zu verkaufen.“

Sie führte uns in einen Raum, der als Wohn- und Esszimmer, Küche und Werkstatt diente. Die Fensterläden waren geschlossen, es war dunkel und kühl. An einem langen Tisch stand eine Bank, auf der anderen Seite waren Stühle, ganz ähnlich wie im Haus des französischen Hirten, bei dem wir zu Gast gewesen waren, nachdem man uns über die Grenze zurückgebracht hatte. Der einzige Unterschied war, dass es hier mehr Möbel gab und alles poliert war.

Die Frau öffnete die Türen von zwei Kästen und zeigte uns Brot, das in ein weißes Tuch eingeschlagen war, einen irdenen Krug mit Milch, Teller und Besteck.

„Bitte bedienen Sie sich selbst. Wenn Sie die Milch wärmen wollen, können Sie ein bisschen Holz in den Herd tun, das Feuer ist noch nicht aus. Bleiben Sie, so lange Sie wollen und schließen Sie die Tür, wenn Sie gehen. Ich werde nicht mehr da sein, denn ich muss nach den Kühen schauen.“

Sie ging, kam aber gleich noch einmal zurück.

„Das kleine Mädchen wird vielleicht Zucker in die Milch wollen“, sagte sie. „Sie finden ihn hinten im obersten Fach, hinter dem Brot.“

Und dann war sie weg.

Eigentlich wusste ich nicht und weiß es auch heute noch nicht, warum ich um Essen gebeten hatte. Wir stellten die Tassen, das Brot und die Milch auf den Tisch und setzten uns, um zu essen. Aber niemand hatte wirklich Appetit. Ich glaube, dass wir einfach zu müde waren und ich Müdigkeit mit Hunger verwechselt hatte.

Jedenfalls war es für Alice und mich richtig anstrengend, ein Stück Brot und eine Tasse Milch hinunterzubringen. Mignon wollte überhaupt nichts. Obwohl wir ihr viel Zeit gaben, uns beim Essen und Trinken zuzusehen und selbst hungrig zu werden, verweigerte sie alles.

Sie sagte nur: „Ich will schlafen.“

Auch Alice und ich waren sehr müde, das Sitzen am Tisch hatte uns das noch bewusster gemacht. Aber wir nahmen es als Anstoß, aufzubrechen und weiterzugehen, damit wir bis zum frühen Abend auch sicher in St-Maurice sein und noch einen Zug nach Lausanne bekommen würden.

Bald hatten wir wieder unser gewohntes Tempo und da der Weg nun bergab führte und diese Seite viel sanfter abfiel, war das Gehen bequem und leicht. Es dauerte aber sehr lange, bis wir wieder im Wald unten waren.

Danach durchquerte der Weg ein Tal und führte wieder aus dem Wald heraus. Plötzlich sahen wir einen Weg vor uns, der sich einen steilen hohen Hang hinaufwand, so hoch, dass wir den Gipfel gar nicht sehen konnten.

„Paul, das ist aber nicht unser Weg, der da hinaufgeht!“

„Nein, ich glaube nicht. Unser Weg müsste eigentlich abzweigen und links hinunterführen. Diesen kleinen Bach entlang.“

Wir überquerten den Bach, aber kein Weg zweigte ab. Wir standen immer noch vor dem steilen Hang. Das war schon unser Weg, der da hinaufführte.

„Wir können nicht mehr bergauf!“, sagte Alice, „Ich kann auf keinen Fall. Ich bleibe hier!“

Ich fühlte dasselbe, sagte aber nichts. Wir gingen zum Bächlein zurück, setzten uns eine Weile nieder und badeten unsere Füße. Das Wasser war eisig und wir konnten die Füße nicht allzu lang darin lassen. So wechselten wir zwischen dem kalten Wasser und der warmen Sonne ab. Es tat unseren müden Füßen sehr gut und erfrischte uns. Nach einer Viertelstunde waren wir bereit, den beeindruckenden Hang zu bezwingen, der sich uns so plötzlich und entschieden in den Weg gestellt hatte.

Der Aufstieg war langsam und erschöpfend. Nur dass die Sonne immer weiter sank, trieb uns an. Wenn wir vor der Dunkelheit im Tal sein wollten, mussten wir den Gipfel dieses nicht enden wollenden Berges rechtzeitig erreichen. Eigentlich hätten wir längst oben sein sollen.

„Ich kann nicht mehr weiter“, sagte Alice. „Wir müssen hier stehen bleiben.“

„Ja, wir müssen rasten. Aber hier ist es zu steil. Sobald wir ein ebenes Fleckchen finden, bleiben wir eine Weile sitzen.“

Aber auf diesem Hang gab es nicht einmal ein winziges ebenes Stückchen. Wir wurden langsamer, aber zum Sitzen gab es einfach keinen Platz. Der Zickzack-Pfad entrollte sich hinter uns, das Tal mit dem kleinen Bächlein versank tiefer und tiefer, aber vom Gipfel war immer noch nichts zu sehen.

So gingen wir weiter. Alice, vor mir, war schon ziemlich wacklig auf den Beinen. Jeder ihrer Schritte schien ein Wagnis, als ob sie das Gleichgewicht nur noch

zufällig hielt. Ich wusste, wenn sie stolperte, konnte ich sie nicht auffangen. Sie würde hinunterfallen, bis ins Tal weit unten. Aber sie zu warnen, dachte ich mir, würde sie nur ängstigen und alles noch schlechter machen. Alles, was ich tun konnte, war möglichst dicht hinter ihr zu gehen und sie indirekt zu warnen.

„Alice, bitte pass auf, wo du hinsteigst! Geh nicht schneller, als du kannst!“

Ich hatte genug damit zu tun, selbst die Balance zu halten, wenn ich Mignon von einem Arm in den anderen nahm und die Situation war auch für mich alles andere als ermutigend. In diesem Rennen gegen die Sonne waren wir auf der Verliererseite. Sie schien schneller zu sinken, als wir kletterten.

Aber irgendwie schafften wir es und wir schafften es ohne jeden Zwischenfall. Kurz vor Sonnenuntergang standen wir oben auf dem Gipfel.

*

Ein außergewöhnlicher Anblick breitete sich vor uns aus. Weit unter uns lag ein riesiges Tal in all seiner Pracht. Rechts in weiter Ferne reihte sich am Horizont Gletscher an Gletscher, glitzernd in der Abendsonne. Darüber türmten sich felsige Gipfel.

Unsere Augen folgten dem großen Tal, das sich unter uns ausbreitete.

„Das“, sagte ich, „ist das Rhône-Tal. Weiter rechts, wo du die Wand aus Gletschern und Berggipfeln siehst, ist der Ursprung der Rhône. Sie fließt nach links, soweit wir schauen können und noch viel weiter, bis in den Genfersee. Wenn sie auf der anderen Seite des Sees herauskommt, fließt sie nach Frankreich. Wir waren ziemlich nahe dort, als wir in Annemasse waren.“

„Es ist großartig!“, sagte Alice, „majestätisch!“

Die nächsten fünf Minuten brauchten wir, um in Stille den Eindruck dieser großartigen Welt, dieser Berge und Täler im wechselnden Licht der sinkenden Sonne, in uns aufzunehmen. Der Fluss schlängelte sich wie ein dünner Faden durch den breiten Boden des Tales. Über dem Tal waren die Ausläufer des Gebirges zu sehen, durchzogen von zahllosen horizontalen Linien, bei denen es sich um die Terrassen der Weingärten handeln musste. Dahinter kamen dichte Wälder auf steilen Hängen, weiter oben noch steilere, mit Nadelbäumen bewachsene Fels­hänge, und am Ende die von felsigen Berggipfeln überragten Gletscherkare mit ihren kleinen Seen, die sich fast auf unserer Höhe zu befinden schienen.

„Wir sind viel höher über dem Tal, als ich aufgrund der Karte angenommen hätte“, sagte ich.

„Wie hoch, meinst du, sind wir?“

„In Metern kann ich es nicht sagen, aber ich fürchte, wir werden einen vollen Tag brauchen, um hinunter zu kommen. Und dann werden unsere Knie vom langen Abstieg ganz schön weich sein.“

„Das heißt, der Abstieg kommt heute nicht mehr in Frage?“

„Nein, sicher nicht. Wir müssen uns wahrscheinlich schon beeilen, um wenigstens weiter unten einen Platz zum Schlafen zu finden.“

„Wie wäre es mit einer Almhütte?“

„Ich glaube, die Hänge sind hier viel zu steil, die Hirten werden wohl weiter unten sein.“

Die Sonne war schon fast untergegangen, als wir vom Gipfel abstiegen. Der Weg ging langsam abwärts, über moosige Matten und manchmal über felsige Hänge. Das Wissen, den höchsten Punkt unseres Weges hinter uns zu haben, war ermutigend. Ab nun würde es ständig bergab gehen.

Wir gingen so schnell wir konnten, spähten aber immer nach Häusern oder Hütten aus. Nach einiger Zeit sahen wir ein kleines Steingebäude und verließen den Weg, um es näher zu begutachten. Es stellte sich als dachlose Ruine heraus und wir gingen unseren Weg weiter.

Wir waren nun schon eine Stunde bergab unterwegs, ohne eine Behausung zu sehen und kamen auf einem eher flachen Bergstück wieder in den Wald, wo die Bäume bald dichter standen und der Boden matschig wurde. Der Weg gabelte sich in ein Dutzend anderer Wege, die aber alle parallel verliefen. Oft sanken wir bis zu fünfzehn Zentimeter tief ein. Wir versuchten die Seitenwege, aber es war das Gleiche. Wir mussten unsere Schuhe ausziehen, um sie nicht zu verlieren.

Das Tageslicht wurde schwächer und schwächer und wir hatten Angst, uns im schlammigen Wald zu verirren. Wir fanden Karrenspuren und wussten, dass in der Nähe eine Siedlung sein musste. Wir folgten ihnen und kamen, fast schon bei Einbruch der Nacht, zu einer Lichtung. Mitten drin stand ein großes dreistöckiges Haus, das sich als eine Art Hotel, wohl für Urlauber oder Sportler, herausstellte. Es schien mir zu riskant und wir machten einen weiten Bogen.

Aber nun gingen wir auf einem breiten, leicht erkennbaren Karrenweg, dem wir auch im Dunkeln ohne große Probleme folgen konnten. Nach etwa einer Stunde kamen wir zu einem Bergbauernhaus.

*

Wir gingen in den Hof, um zu fragen ob wir die Nacht im Heuschober verbringen dürften. Das Haus hatte Halbtüren und durch die offen stehende obere Hälfte sah ich den Bauern und seine Frau, während ich näher kam: Ein sehr altes Paar, das gerade sein Abendessen vorbereitete.

„Guten Abend!“

„Guten Abend!“ Sie wirkten ein bisschen erschrocken.

„Wir haben einen langen Weg hinter uns und wollten Sie um Erlaubnis bitten, in Ihrem Heuschober zu übernachten.“

„Im Heuschober, sagen Sie?“ Der alte Mann wirkte, als ob er nach einem Vorwand suchte, uns abzuweisen.

„Ja.“

„Aber –“

„Wir wollen nur bis zum Morgengrauen schlafen.“

„Es tut mir leid, das Heu –“

„Wir finden es schon. Ich habe draußen den Eingang gesehen, bevor ich hereingekommen bin. Wir bräuchten nur noch Ihre Erlaubnis.“

„Also gut, sie dürfen. Sie sind nur zu dritt!“

„Ja, nur wir drei. Vielen Dank!“

Sie begannen nun mit gesenkter Stimme miteinander zu sprechen. Ich hatte den Eindruck, sie diskutierten darüber, ob sie uns zum Essen einladen sollten. Um dieses Problem, dessen Ursache ganz offensichtlich wir waren, schnell zu lösen, verschwanden wir Richtung Heuschober. Aber der Mann rief uns nach und bat uns, ins Haus zu kommen. Eine Kuh verstellte den Weg zum Eingang. Der Bauer scheuchte sie weg, wir traten ein und wurden an einen langen Tisch gesetzt. Es gab Brot und Buttermilch.

„Sie leben hier das ganze Jahr?“, fragte ich.

„Nein, nein! Wir sind gerade dabei, ins Dorf hinunterzuziehen. Die meisten unserer Sachen sind schon unten. Unsere Kinder sind schon vor zwei Tagen gegangen. Wir gehen morgen mit dem Vieh.“

Am Weg rund ums Haus zum Heuschober hielten wir an, um das herrliche Märchenland zu bewundern. Kristallklar leuchteten Millionen Sterne am Himmel und kristallklar leuchteten tausende Lichter unten im Tal.

Der Heuboden bedeckte nur die Hälfte des Stalls. Wir hatten unseren Gastgebern hoch und heilig versprochen, auf dem Heuboden kein Feuer zu machen und hielten uns daran.

Wir mussten sehr aufpassen, um nicht zwischen den lose liegenden Bodenbrettern durchzufallen. Unter uns hörten wir, wie das Vieh ruhig atmete und sich dann und wann bewegte. Bald schliefen wir.

*

Es dämmerte, als wir erwachten. Das sollte also der letzte Tag unserer Wanderung sein. Wir erwarteten, irgendwann am Nachmittag bei der Bahnstation zu sein. Es war wichtig, bei der Ankunft wie ganz normale Reisende auszusehen und so begannen Alice und ich sofort, unsere Kleidung und Schuhe vom Schmutz zu befreien. Im Hof gab es frisches Quellwasser, das beständig aus einer hölzernen Rinne floss. Wie erfrischend es war, sich damit zu waschen, während die frische Morgenluft einen wunderschönen Tag versprach!

Die Bauern waren auch schon auf und liehen mir Bürsten für Kleidung und Schuhe und sogar einen Rasierer. Wir mussten viel an uns arbeiten, bis wir wieder wie normale Menschen aussahen. Und dann ging es hinunter ins Tal.

Dieser Tag ist in meinen Erinnerungen der hellste. Der Himmel war klar und strahlend blau, die Luft dünn und frisch, das Tal unter uns und die Berge gegenüber badeten im hellen Sonnenlicht. Wir waren so gut gelaunt, dass es besser gar nicht möglich gewesen wäre. Der Weg ging in ständigem leichten Zickzack bergab, die Nadelbäume verbreiteten ihren typischen Duft und machten den Boden mit ihren Nadeln weich wie einen Teppich.

Bis zur Mitte des Vormittags hatten wir die Hälfte der großen alpinen Terrasse bereits hinter uns. Es war ein riesiges Plateau von Wiesen, mittendrin die ansehnliche Ortschaft Vérossaz. Wir machten einen Umweg durch die Ausläufer des Ortes und erreichten das Ende der Terrasse knapp vor Mittag.

Von dort konnten wir direkt ins Tal hinuntersehen. Der Weg war nun steiler und es gab mehr Serpentinaen. Bevor es uns bewusst war, hatten wir die Nadelbäume hinter uns gelassen und wanderten nun durch die tieferliegenden Laubwälder hinunter. Wir waren dem Talboden und damit unserem Endziel schon sehr nahe.

Am späten Nachmittag befanden wir uns keine zweihundert Meter über St-Maurice. Wir säuberten Kleidung und Schuhe vom Staub, der sich inzwischen wieder darauf niedergelassen hatte und erholten uns ein bisschen, um nicht erschöpft zu wirken. Dann gingen wir das letzte Stück unseres Weges hinunter und stießen am Rande der Stadt auf eine Straße.

Es war sehr ruhig hier. Es gab weder Häuser noch Menschen. Wir gingen die Straße weiter, die sich am Ende leicht bog und in eine andere, breitere mündete. Diese Straße, das konnten wir schon von weitem sehen, wurde durch eine Straßensperre unterbrochen.

Wir blieben stehen, um nachzudenken.

„Diese Straßensperre“, sagte ich zu Alice, „bedeutet sicher militärisches Sperrgebiet. So etwas hätte ich so weit von der Grenze nicht erwartet.“

„Was machen wir also?“

„Erst gehen wir zurück, bis wir außer Sicht sind, damit wir Zeit haben, nachzudenken.“

Schnell, aber bemüht, unbekümmert zu wirken, gingen wir den Weg zurück, den wir gekommen waren. Wir gingen bis in den Wald zurück und schauten uns nach Wegen um, die zu anderen Straßen führen könnten, aber es gab keine. Unser Weg war der einzige Durchgang zwischen zwei hohen Felswänden. Wenn es wirklich einen anderen Weg gab, musste der schon viel früher abgezweigt

sein. Zurückzugehen, um danach zu suchen, konnte bedeuten, wieder den ganzen Weg hinaufzugehen, denn wir konnten uns an keine einzige seitliche Abzweigung erinnern.

Wir einigten uns darauf, dass ich zuerst allein hinuntergehen sollte, um den Zweck der Straßensperre auszukundschaften, bevor wir uns auf eine weitere lange Wanderung, die womöglich Tage gedauert hätte, einlassen wollten.

Ich ging also den Weg wieder hinunter und danach die Dorfstraße in Richtung Straßensperre. Ich versuchte, wie ein Spaziergänger auszusehen und ging bis zu einer Stelle, von der aus ich die Straßensperre genauer sehen konnte.

Ich sah nun, dass es in Wahrheit zwei Sperren waren, eine hinter der anderen. Ein Haus stand unmittelbar daneben und ich erwartete, dort Wachpersonal zu sehen, doch Tor und Fenster schienen verschlossen zu sein. Als ich näher kam, wurde klar, dass das Haus leer stand und die Straßensperren nur dazu dienten, Automobile an der Durchfahrt zu hindern. An beiden Enden war reichlich Platz für Fußgänger. Ich ging noch näher und sah, dass keine Menschenseele sich in der Nähe der Sperren befand. Ich befand mich nun auf der breiten Straße.

Ich passierte die Sperren und ging bis zur nächsten Kurve. Von hier führte die Straße direkt zu einer anderen Straße, die die Hauptstraße der Stadt zu sein schien. Auf den Gehsteigen waren viele Leute und ich fragte eine Frau nach dem Weg zum Bahnhof.

„Sie gehen zehn Minuten die Hauptstraße weiter“, sagte sie und deutete nach rechts. „Sie finden den Bahnhof zu ihrer rechten. Sie können ihn nicht verfehlen, er ist genau in der Mitte der Stadt.“

Die Vorstellung, mit Mignon und Alice durch diese belebte Straße zu gehen, gefiel mir nicht. Mignon mit ihrem klobigen Gips hier durchzutragen, würde zweifellos Aufmerksamkeit erregen. Die Suche nach einem anderen Weg zum Bahnhof blieb aber erfolglos.

*

Ich ging zu meinen beiden Mädchen zurück und nach einigen sorgsam vorbereiteten begaben wir uns wieder den Weg hinunter. Als wir an den Punkt kamen, wo der Weg in die Straße übergang, hängte ich meinen Mantel über Mignon. Er bedeckte ihren Gips vollkommen, sah an ihr aber eher seltsam aus. Ich hob einen Stock auf, den ich Mignon zu halten gab, was alles noch seltsamer aussehen ließ, aber den Eindruck erwecken mochte, dass wir hier irgendein Spiel spielten.

Bevor wir in die belebte Hauptstraße kamen, nahmen wir Mignon in die Mitte und hielten jeder eine ihrer Hände. Nun begann unser Spiel. „Un, deux –

trois! Un, deux – trois!“ Bei „*un*“ ließen wir Mignon so weit herunter, dass der Mantel den Boden berührte, bei „*deux*“ machten wir einen Schritt vorwärts und bei „*trois*“ hoben wir Mignon in die Höhe und schwingen sie vorwärts, hoch durch die Luft und begannen dann die drei Schritte von neuem. Auf diese Art spielten wir eine Familie, die gerade einen wundervollen Nachmittag in den Wäldern verbracht hatte und nun in ausgelassener Laune durch die bevölkerte Hauptstraße von St-Maurice zurückkehrte. Während ich versuchte, heiter und sorglos zu wirken, zersprang mit vor Spannung fast das Herz. Mein Denken wurde von einer einzigen Idee beherrscht: Die endgültige Entscheidung über Erfolg oder Misserfolg unserer Flucht fällt hier und jetzt, in dieser Straße.

Passanten sahen uns verwundert an und lächelten dann verständnisvoll. Auch etliche Soldaten, offenbar aus einer nahen Garnison und auf Urlaub, schauten lächelnd zu. Die Aufmerksamkeit, die wir erregten, war harmlos und ohne Risiko.

Wir tanzten den ganzen Weg durch die Hauptstraße und wechselten unser „*Un, deux – trois!*“ mit „*Un, deux – hop!*“ und verschiedenen anderen Rhythmen ab. Wir tanzten in den Bahnhof bis zu einer Bank am hintersten Ende eines der Bahnsteige.

Alice und Mignon blieben auf der Bank und ich ging zum Fahrkartenschalter. Sollten die zwanzig Franken so weit reichen, würde ich Karten bis Lausanne nehmen, wenn nicht, würden wir den Zug eben vorher verlassen müssen. Die Hauptsache war, aus dem Grenzgebiet herauszukommen.

„Was kostet es bis Lausanne?“

„Einfache Fahrt, dritte Klasse nach Lausanne ist drei Francs und fünfzig Centimes.“

„Sagten Sie, dreieinhalb Francs?“

„Ja. Wieso? Ist es Ihnen zu viel?“

„Nein, ich war verwundert, dass es nach Lausanne so wenig kostet.“

„So wenig, sagen Sie?“ Der Kartenverkäufer schaute mich überrascht an und wie mir schien, mit durchdringendem Blick.

Da habe ich mich ja schön hineingeritten, dachte ich mir. Wozu musste ich diese Bemerkung machen? Der Kartenverkäufer wendete sich inzwischen an einen Mann hinter mir:

„*Monsieur*, haben Sie diesen Herrn gehört? Er findet, die Bahntarife seien zu niedrig.“

Im Umdrehen sah ich hinter mir den Militärmantel eines Offiziers, dessen Kopf sich irgendwo über mir befinden musste. Ohne ihn anzusehen, drehte ich mich wieder zurück. Mir fuhr durch den Kopf, dass ich irgendwann zuvor etwas

über Preise gehört hatte und der Bergbauernhof fiel mir ein, auf dem wir bei unserem ersten Übertritt in die Schweiz Halt gemacht hatten. Noch bevor der Fremde hinter mir auf die Bemerkung des Kartenverkäufers antworten konnte, sagte ich schnell, „Es ist nicht ganz so lustig, wie Sie glauben, *Monsieur*. Überlegen Sie nur, was man heutzutage allein für ein Stück Butter zahlen muss und Sie wissen, was ich meine. Gerade an den Bahntarifen sehen wir, wie die Preise steigen.“

„Ich verstehe“, sagte er und prustete heraus.

„Dann geben Sie mir doch bitte zwei Karten nach Lausanne, falls Sie davon genügend übrig haben.“

„Oh, wir haben eine Menge Karten übrig. Mehr Fahrkarten als Butter, soviel steht fest. Bitte sehr. Sieben Francs geradeaus. Und ihr Zug geht in zehn Minuten.“

Mit den Fahrkarten und dem Wechselgeld kehrte ich zu den Mädchen zurück. Wir beschlossen, getrennt nach Lausanne zu fahren. Sicherheitshalber. Im Zug gingen zweimal hochrangige Offiziere durch die Waggonen, was auf mich den Eindruck eines Kontrollganges machte. Aber es gab keine Kontrollen und wir reisten friedlich den ganzen Weg bis zur Stadt am Genfersee.

*

Der Bahnhof in Lausanne war mit Polizei und Militärpersonen übersät, sowie mit Leuten, die zu speziellen Detektiveinheiten zu gehören schienen. An zwei Stellen mussten wir enge Schleusen passieren und wurden von jeder Seite mit argwöhnischen Blicken durchbohrt. Aber wir kamen ohne Zwischenfall durch. Als wir dann endlich aus dem großen, modernen Gebäude ins Freie traten, befanden wir uns auf der „*Avenue de la Gare*“. Hier schloss ich mich wieder Alice und Mignon an, gemeinsam überquerten wir die *Avenue* und folgten dem Strom der Fußgänger die steile Straße hinauf.

Wir hätten auch eine Straßenbahn nehmen können – hätten wir gewusst, wohin wir wollten. Aber unser Hauptziel war es, vom Bahnhof wegzukommen. Als sich herausstellte, dass wir mehr und mehr in Richtung Stadtzentrum gingen, bogen wir in Seitenstraßen ab. Wir kamen zu einem Park, dort ließ ich Alice und Mignon auf einer Bank und erklärte: „Ich werde sehen, ob ich irgendwo ein Flüchtlingskomitee finden kann. Wir brauchen Beratung, wie wir mit den Schweizer Behörden in Kontakt treten sollen. Zuerst sollten wir aber wissen, ob es eine gute Chance gibt, dass man uns Asyl gewährt.“

„Wie lange wird es dauern?“

„Ich werde mich bemühen, dass es nicht zu lange dauert. Bis dahin achtet darauf, mit niemandem hier zu sprechen.“

Erst versuchte ich es in einer Telefonzelle, aber es war nicht möglich, jemanden zu erreichen. Es waren einige Organisationen aufgelistet, die Flüchtlingskomitees betreiben mochten, aber nirgends meldete sich jemand. Ich ging in die Innenstadt und fragte in einigen der größeren Geschäfte. Niemand schien etwas zu wissen. Die Zeit verging und ich machte mir immer mehr Sorgen wegen Alice und Mignon, die nun schon so lange an derselben Stelle saßen und dadurch vielleicht die Aufmerksamkeit irgendeines Beamten auf sich zogen. Ich ging zum Park zurück, um sicher zu sein. Sie waren immer noch da. Alice saß auf der Bank und kämpfte mit dem Schlaf, Mignon war ebenfalls sehr müde, aber gleichzeitig hellwach.

Nun fragte ich in Krämerläden und Apotheken und endlich bekam ich die gewünschten Informationen. Man verwies mich an einen Geschäftsmann, der ehrenamtlicher Mitarbeiter eines Flüchtlingskomitees war. Ich eilte zu seinem Büro im Stadtzentrum und kam gerade an, bevor es geschlossen wurde. Er trat durch die Türe und war schon am Fortgehen.

„Habe ich die Ehre mit Monsieur X.?“

„Ja, der bin ich.“

„Soviel ich weiß, sind Sie Vorstandsmitglied des Flüchtlingskomitees dieser Stadt?“

„Ja, was kann ich für Sie tun?“

„Wir, das heißt meine Familie und ich, sind soeben eingetroffen. Wir sind illegal aus Frankreich gekommen und brauchen Beratung.“

„Wir werden uns freuen, Ihnen in jeder erdenklichen Weise zu helfen.“

„Ich freue mich sehr, das zu hören und bin Ihnen sehr dankbar.“

Er beschrieb ein Blatt Papier, drückte es mir in die Hand und sagte: „Das ist die Büroadresse des Komitees. Jetzt hat es geschlossen, aber es wird Montag um neun Uhr wieder öffnen.“

„Wann ist das?“

„Montag um Neun.“

„Ja, ich habe schon verstanden. Aber wann ist das? Ich meine, welchen Wochentag haben wir heute?“

Verdutzt starrte er mich an, antwortete dann aber mit einem Lächeln: „Heute ist Freitag.“

„Und das Büro wird vor Montag nicht offen sein, sagten Sie?“

„Ja, es hat Montag bis Freitag von neun bis zwölf geöffnet.“

„In diesem Fall, fürchte ich, müssen Sie uns zu dem Mann nach Hause schicken – ich meine zu dem Mann, der die Angelegenheiten mit den Behörden regelt.“

„Es tut mir leid. Sie müssen am Montag wieder kommen.“

„Aber wir brauchen dringend Rat. Wir müssen wissen, was wir tun sollen, um auf keinen Fall nach Frankreich zurückgeschickt zu werden.“

„Es tut mir leid, aber bis Montag müssen Sie warten.“

So einfach konnte ich nicht aufgeben. Ich versuchte, ihm zu erklären, wie jemand vom Komitee, vielleicht sogar er selbst, wenige Tage zuvor mit Monsieur DuMont telefoniert hatte, wie damals geplant worden war, dass ein Automobil uns in C. erwarten würde, wie wir aus Eigenem hierhergekommen waren und dass wir nun seine Hilfe brauchten. Aber es war vollkommen sinnlos. Er wiederholte nur seinen einen Rat: „Warten Sie bis Montag.“

Zurück auf der Straße, war ich zunächst unentschlossen, was ich tun sollte. Erst zu Alice und Mignon gehen? Würden sie überhaupt noch da sein, oder bereits auf einem Militärlastwagen sitzen, unterwegs zur Grenze? Sollte ich lieber, falls es das überhaupt gab, nach einem anderen Komitee fragen, bevor alle Geschäfte schlossen?

Ich beschloss, erst die Adresse aufzusuchen, die mir der Mann vom Komitee gegeben hatte. Wer weiß, dachte ich, vielleicht macht dort jemand Überstunden.

Ich fand das Büro tatsächlich – in Form einer verschlossenen Türe, im Parterre eines großen, in einer Seitenstraße gelegenen Privatgebäudes. An der Türe befand sich ein großes Schild mit dem Namen des Komitees und den Öffnungszeiten, genau wie der Mann sie mir gesagt hatte. Ich klopfte an diese wie an einige benachbarte Türen. Es war vollkommene Stille.

Auf dem Weg hinaus sah ich vor dem Gebäudeeingang einen alten Mann auf den Stufen sitzen.

„Entschuldigen Sie, kennen Sie vielleicht das Büro des Flüchtlingskomitees im Parterre?“

„Das will ich meinen. Ich bin ja der Hausmeister. Aber es ist jetzt geschlossen. Wollten Sie jemand treffen?“

„Ja, allerdings. Ich bin Flüchtling und brauche Rat.“

„Da müssen Sie am Montag wiederkommen. Um neun Uhr morgens sperren sie auf.“

„Ich weiß. Und eigentlich wusste ich es bereits, bevor ich hierher kam.“

„Wirklich? Warum sind Sie dann gekommen?“

„Weil es dringend ist.“

„Ach. Inwiefern?“

„Wir, also wir drei, sind soeben angekommen. Wir sind vollkommen fremd hier und aus Frankreich geflohen.“

Der alte Mann sprang auf.

„Aus Frankreich geflohen? Und gerade angekommen? Warum sagen Sie das nicht gleich? Wie viele, sagten Sie, sind Sie?“

„Wir sind zu dritt. Meine Frau und unser kleines Mädchen warten auf einer Bank im Park.“

„Also, *Monsieur*, machen Sie sich keine Sorgen. In zwei Minuten hole ich Ihnen jemand vom Komitee hierher. Warten sie hier. Ich bin sofort wieder zurück.“

Und weg war er.

Nach etwa fünfzehn Minuten war er wieder da. Er gab mir einen Zettel mit einem Namen und einer Adresse.

„Gehen Sie zu diesen Leuten, zur Familie B.“, sagte er. „Sie werden sehen, das sind sehr nette Leute. Ich habe ihnen erzählt, was Sie mir erzählt haben. Sie erwarten Sie. Es ist gleich hier um die Ecke.“

*

Ich ging sofort hin. Es war ein großes Wohnhaus. Im Stiegenhaus stand eine junge Frau und wartete offensichtlich auf jemand. Als ich mit dem Zettel in der Hand näherkam, fragte sie: „Wollen Sie zu B.?“

„Ja.“

„Ich bin seine Tochter. Meine Eltern erwarten Sie. Kommen Sie bitte mit mir?“

Monsieur und Madame B., zwei ältere Herrschaften, begrüßten mich sehr herzlich. Als ich erwähnte, dass Alice und Mignon auf einer Bank in einem Park warteten, gaben sie mir ihren Sohn mit, um sie gleich in einem Taxi abzuholen. Es wurde fast schon dunkel, aber Alice und Mignon waren immer noch da und warteten geduldig.

Zurück bei den B.s fühlten wir uns fürs erste sicher und konnten die Angelegenheit endlich in Ruhe besprechen. Monsieur B., der auf irgendeine Art mit dem Komitee in Verbindung stand, erzählte uns, was er wusste und versuchte telefonisch, bei verschiedenen Freunden Antworten auf spezielle Fragen zu erhalten.

Die Situation war nicht ganz klar. Die Schweizer Behörden schienen Flüchtlingsangelegenheiten auf einer individuellen Basis zu behandeln, definitive Regeln dafür waren nicht bekannt. Das Thema stand sehr im Blickpunkt der Öffentlichkeit: Manche Leute waren dafür, die Grenzen dichter zu machen, um wegen der im Land herrschenden Lebensmittelknappheit den Zustrom von illegalen Flüchtlingen einzudämmen. Andere, darunter auch die Mehrheit der Zeitungen, traten für eine Lockerung der Bestimmungen ein und übten dahingehend erheblichen Druck aus.

Klar war jedenfalls – von nun an lag die Sache nicht mehr in unseren Händen. Wir konnten nichts tun, als uns an die bestehenden Regeln zu halten und aufs Beste zu hoffen.

Noch am selben Abend registrierten wir uns bei einer Stelle, die Monsieur B. für die Nacht empfohlen hatte. Am nächsten Morgen holte mich ein Offizier der Militärpolizei zum Verhör bei der regionalen Militärbehörde. Man brachte mich zu einem Hauptmann G., mit dem ich ein angenehmes Gespräch hatte. Er erstellte einen detaillierten Bericht unseres Falles und erklärte mir, dass die Bestimmungen ihn dazu verpflichteten, mich zu internieren. Danach entließ er mich auf Ehrenwort, damit ich ein paar Stunden bei meiner Familie sein konnte.

Zu einem vereinbarten Zeitpunkt wurde ich abgeholt und in eine kleine Villa in B. bei Lausanne gebracht. Diese Villa war vom Militär requiriert worden und wurde nun von der nächstgelegenen Garnison betreut und bewacht. Bei meiner Ankunft waren bereits zwei andere Internierte dort und in den nächsten Tagen folgten weitere. Hauptmann G. kam jeden Tag vorbei und berichtete uns Neuigkeiten zu unserem Status. Diese „Neuigkeiten“ bestanden meist darin, dass er nach wie vor auf eine Entscheidung durch seine vorgesetzten Behörden wartete. Er brachte mir aber auch Neuigkeiten von Alice und Mignon, die sich immer noch in ihrer Herberge aufhielten, nun aber vom Militär betreut wurden.

Nach etwa zehn Tagen kam Hauptmann G. mit der endgültigen Entscheidung: Meiner Familie war Asyl in der Schweiz gewährt worden! Damit war der Schlusstrich unter all unsere Anstrengungen seit unserer Flucht aus Albi gezogen worden und ein neues, ruhiges Kapitel im Leben meiner Familie konnte beginnen. Wir feierten dieses Ereignis am kommenden Tag, als ich mit Alice und Mignon wieder vereint war.

Es muss wenige Tage später gewesen sein, dass die Schweizer Regierung ihre Grenzen für alle Flüchtlinge öffnete, deren Leben in Gefahr war.

Teil III

NACH HAUSE

Während unseres Aufenthaltes in der Schweiz genossen wir ein ruhiges, fast normales Leben. Es zu beschreiben, würde das Talent eines geschickten und begabten Autors erfordert haben, denn oberflächlich betrachtet gab es nichts Dramatisches oder Außergewöhnliches.

Auf jeden Fall machten die Erfahrungen auf dieser friedlichen Insel inmitten einer im Krieg versunkenen Welt tiefen Eindruck auf uns und hinterließen in uns große Dankbarkeit. Bei der Erledigung unserer Angelegenheiten mit den Schweizer Militär- und Zivilbehörden und den Flüchtlingsorganisationen trafen wir stets auf verständnisvolle Hilfe. Wir genossen angenehme Kontakte zur intellektuellen Welt. Die anregenden Persönlichkeiten von Professor und Madame M. in Lausanne, die Bescheidenheit, tiefe Weisheit, einen starken Glauben in menschliche Werte und eine engagierte Einstellung zu den Prinzipien wahrer Demokratie und Freiheit in sich vereinten, werden stets in unserem Gedächtnis bleiben.

*

Bald nach unserer Ankunft in der Schweiz wurde Mignon von ihrem Gips befreit. Die lange Behandlung hatte am Ende zur richtigen Ausformung der Gelenke geführt und sie war vollkommen geheilt.

Wir nützten unsere Wochenenden gerne zum Wandern in den prachtvollen Schweizer Alpen. Ich erinnere mich, dass wir oft die Berge nördlich des Rhône-Tales hinaufwanderten, wo es eine sehenswerte Aussicht auf beeindruckende Berggipfel und Gletscher über dem Tal gab – auch auf jenen Abschnitt, in dem wir die Grenze überquert hatten.

Unmittelbar vor Kriegsende verschlechterte sich mein körperlicher Zustand und ich musste eine weitere Operation über mich ergehen lassen. Ich brauchte lange, um mich wieder zu erholen und als ich endlich voll wiederhergestellt war, schrieben wir bereits das Jahr 1948.

Ich hatte noch keine nennenswerte Initiative entwickelt. Wir waren zu diesem Zeitpunkt seit sechs Jahren in der Schweiz, hatten Freiheit und Sicherheit sowie ein fast normales Leben genossen. Die Schweizer Regierung hatte uns inzwischen gestattet, für immer hier zu bleiben. All das und unsere generelle Abneigung dagegen, schon wieder weiterzuziehen, bremsten mich bei allen Auswanderungsplänen.

Erst Ende 1949 kam ich auf unsere ursprüngliche Idee zurück. Im Herbst 1950 erhielten wir unsere Einreisevisa für die USA und machten uns auf den Weg – zum allerletzten Mal.

*

Bevor wir die Schweiz verließen, kaufte ich drei Armbanduhren, und gerade als der Zug die Grenze nach Frankreich überquerte, um elf Uhr Nachts, weckte ich Alice und Mignon, legte ihnen die Uhren an und ließ Alice dasselbe bei mir tun. Diese Uhren sind bis zum heutigen Tag eine Erinnerung an die Dankbarkeit für jenes Land geblieben, das uns Leben, Freiheit und Sicherheit geschenkt hat. Und sie hatten noch eine weitere Bedeutung: Sie kennzeichneten den Anfang einer neuen Ära im Leben meiner Familie.

Als wir die Grenze überquert hatten, kamen anderen Gefühle und Erinnerungen zurück: *La France!* Wie ermutigend war es, wieder in Frankreich zu sein! Das gleiche Frankreich, das wir vor acht Jahren als Land unter deutscher Besatzung verlassen hatten, war nun wieder ganz es selbst – frei und friedlich.

Wir hatten abgemacht, französisch zu sprechen, sobald wir uns auf französischem Boden befinden würden, auch Mignon, die sich kaum an mehr als ein Dutzend Worte erinnern konnte.

Unsere Route nach Le Havre, wo wir uns auf der *Washington* einschiffen sollten, führte über Paris. Wir hatten uns vorgenommen, ein paar Tage zu bleiben und waren entzückt, diese Stadt so vieler inspirierender Erinnerungen wiederzusehen, die Plätze, an denen wir im August 1939 unsere menschliche Würde wiedergewonnen und begierig die Luft der Freiheit geatmet hatten.

Als es soweit war, den Zug nach Le Havre zu besteigen, gab es eine kleine Überraschung. Auf dem Bahnhof gab ein Vertreter des Konsulats der USA knapp vor Abfahrt des Zuges bekannt, dass aufgrund eines neu verkündeten Gesetzes sämtliche Einreisevisa einer neuerlichen Überprüfung unterzogen werden mussten und dass sich alle Auswanderer deshalb beim Konsulat melden sollten.

Auf den ersten Blick sah es ganz so aus, als ob das Schicksal seinen alten Widerstand gegen unsere Auswanderung in die USA wieder aufgenommen hätte, aber diesmal ließ ich mich nicht beunruhigen. Es gab keine Dringlichkeit und wir blieben gerne noch eine Zeitlang in Paris.

Auf dem Konsulat wurde die Angelegenheit effizient erledigt und binnen weniger Wochen waren die neuen Papiere ausgestellt. Wir hatten neue Schiffskarten, diesmal für die *America*, denn die *Washington* war natürlich längst abgefahren.

In Le Havre warteten wir vor dem Ausgang zum Landungssteg und unsere Herzen schmerzten beim allerletzten Abschied von Frankreich... Tränen flossen

über Alices Wangen und auch ich konnte mich nicht zurückhalten. Aber es gab auch Freude und Glück über die Herausforderung eines neuen Lebens.

Sobald wir an Bord der *America* waren, sprachen wir nur noch Englisch. So hatten wir es entschieden und wir sind davon niemals mehr abgegangen.

Sobald wir in New York einen Fuß auf den Landungssteg setzten, fühlten wir uns als Amerikaner. Das war kein „Entschluss“ von uns, es kam ganz automatisch, wahrscheinlich in erster Linie deshalb, weil wir vom ersten Moment an frei waren, zu tun, was uns gefiel. Es gab keine Kontrollen, keine Meldungen bei der Polizei und auch keine sonstigen Formalitäten. Wir waren so frei wie jeder andere auch, es gab keinen Unterschied, wir wurden wie Staatsbürger behandelt. Diese Erfahrung war vollkommen neu und unerwartet und wir fühlten uns von Anfang an selbstsicher und ganz wie zu Hause.

Ich glaube, dass darin das Geheimnis liegt, warum Einwanderer sich so schnell als Amerikaner fühlen. Zunächst im passiven Sinn, also in Bezug auf die Rechte, die Freiheit, die Unabhängigkeit und dann ebenso auch im aktiven Sinn, in Bezug auf Verantwortung und Pflicht als Staatsbürger.

*

Zu Beginn blieben wir in New York. Ich wollte genügend Zeit – zwischen zwei und sechs Monaten – um uns an die neue Umgebung zu gewöhnen. Dann erst sollte die Entscheidung getroffen werden, wo wir uns niederlassen wollten und was wir zu tun beabsichtigten.

Unsere vorgefassten Meinungen über die Welt und die Lebensweise, die wir hier vorfinden würden, waren von der Realität weit entfernt. Alles war anders. Aus der Schweiz hatte ich mit Verwandten und Kollegen in den USA korrespondiert und sie mit Fragen über dieses und jenes überhäuft. Die Antworten mündeten immer in derselben Formulierung: „Wir können es dir nicht erklären, du wirst es sehen, wenn du da bist.“ Und nachdem wir selbst erst ein paar Monate hier waren, begann ich schon, die selben Worte zu benutzen, wenn ich Briefe aus Europa beantwortete. „Ich kann deine Fragen nicht beantworten, da sie im Zusammenhang mit Amerika bedeutungslos sind. Du musst kommen und selbst sehen.“

Während der ersten Wochen wohnten wir in einem Hotel und aßen häufig bei *Horn & Hardart Automats*. Ich erinnere mich, wie ich am ersten Morgen mein übliches Frühstück wollte, eine Semmel oder ein Croissant und Kaffee. Da die Semmeln in den Automaten alle bereits mit einem Klecks Butter versehen waren, wandte ich mich an den Bediensteten.

„Ich hätte gerne eines dieser *small breads*.“

„*Small bread*? Noch nie gehört davon. Wir haben *rye* und *wheat*.“

„Ich meine die *small round breads*.“

„Ah, Sie meinen *rolls*.“

„*Rolls*?“

Er brachte mich zu dem Automaten, wo es die Semmeln mit Butter gab.

„Ist es das, was Sie meinen? *That's rolls*.“

„*All right*. Dann will ich also *rolls*.“

„Dann brauchen Sie hier nur einen *nickel* einwerfen.“

„Ich weiß. Aber ich will nur die Semmel. Nicht die Butter.“

„Nicht was?“

„Nicht die Butter.“

„Die *but-ter*!“

Ich zeigte ihm, was ich meinte.

„Oh, Sie meinen die *budder*, Sie wollen keine *budder* – nun, Sie müssen sie nicht essen. Lassen Sie sie einfach sein.“

„Aber warum sollte es nicht möglich sein, die Semmel ohne die *budder* zu bekommen?“

„Nun, es ist, wie ich Ihnen sagte. Sie werfen einen *nickel* ein, dann nehmen Sie die Semmel und die *budder* lassen Sie sein.“

Ich verstand nichts. Und er verstand nichts. Er schüttelte seinen Kopf. Und ich schüttelte meinen.

Aus diesen ersten Tagen in New York erinnere ich mich an einen Vorfall völlig anderer Art. Ich hatte Alice geschickt, einen Hundert-Dollar-Scheck einzulösen und als sie zurückkam, stellte sich heraus, dass ihre Börse mit dem Geld verschwunden war. Entweder hatte sie sie verloren oder sie war gestohlen worden. Da es sich dabei um ein Viertel unseres Vermögens handelte, das ich hierher überwiesen hatte, als wir die Schweiz verließen und das für sechs Monate reichen sollte, waren wir ziemlich betroffen. Wir gingen hinunter, suchten in den Gängen, im Aufzug und auf der Straße bis zur Bushaltestelle.

„Komm Alice. Vergessen wir's. Weg ist weg. Gehen wir lieber essen.“

Aber Alice wollte nicht aufgeben, obwohl sie nun unglücklich und entmutigt war.

„Schau Alice, wir wollen uns hier eine Zukunft aufbauen, eine neue Heimat, eine neue Existenz. Lassen wir uns wegen eines Hundert-Dollar-Scheins nicht abschrecken. Komm, Mignon wartet oben.“

„Aber wir werden das Geld brauchen und ich werde es finden.“

„Ich weiß, dass wir es brauchen. Aber für unsere Zukunft kann es trotzdem nicht entscheidend sein.“

„Vielleicht doch.“

„Bitte Alice, sei nicht kindisch. Das ist nicht dein Ernst. Wir haben es geschafft, bis hierher nach New York zu kommen. Es wird nicht gleich alles ins Wasser fallen, nur weil wir einen Hundert-Dollar-Schein verloren haben. Wäre das nicht ein bisschen lächerlich?“

„Nein, wäre es nicht. Und ich werde sie wieder bekommen.“

Nach einiger Zeit schlug Alice vor: „Fragen wir einen Polizisten.“

„Was sollen wir ihn fragen?“

„Erzählen wir ihm, was geschehen ist und fragen wir ihn, was wir tun können.“

„Gut“, stimmte ich widerstrebend zu.

Rasch fand sich ein Polizist, ein hochgewachsener Bursche. Ich erzählte ihm, dass wir eine Börse verloren hatten und seinen Rat brauchten. Er hörte zu, wenn auch nur mit einem Ohr. Er brach die Unterhaltung ab, als er zwei Burschen verjagen musste, die von einem Lastwagen, der gerade entladen wurde, Ware entwenden wollten. Aber er kam wieder zurück. Als er Alices betroffenes Gesicht sah, wurde er interessiert und fragte nach den Details. Dann sagte er beschwichtigend: „Machen Sie sich keine Sorgen, *Ma'am*, wahrscheinlich haben Sie die Börse im Bus verloren. Wenn der Fahrer sie gefunden hat, bekommen Sie sie auch wieder zurück. Rufen Sie die Busgesellschaft an. Er ging weiter, drehte sich aber nochmals um und fragte: „War denn Geld in der Börse?“

„Ja.“

„Wie viel?“

„Hundert Dollar.“

Er richtete sich zu voller Größe auf und lehnte sich ins Nichts zurück, als ob er gleich hintüber kippen würde.

„Hu-u-undert Do-o-ollar?! *Oh, that's go-o-ne, that's go-o-ne.*“

Während er dies wiederholte, hob er seinen langen Arm und ließ ihn kraftlos wieder fallen.

Arme Alice! Angesichts seiner Ratlosigkeit schrumpfte sie regelrecht zusammen.

„Also Alice, was ist nun mit dem Essen? Mignon wartet.“

Aber Alice hörte nichts. Ihre Gedanken waren mit den Fakten beschäftigt.

„Ich möchte jetzt zur Busgesellschaft“, sagte sie.

Am Ende konnte ich sie überzeugen, dass es reichen würde, dort anzurufen und als ich das tat, sagte man mir, ich solle es am nächsten Morgen nochmals versuchen.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war Alice verschwunden. Aber gleich fiel mir ein: Die Busgesellschaft!

Nachdem ich schon eine Stunde auf war, kam Alice zurück – mit der Börse und dem Geld. Der Fahrer hatte sie gefunden, gleich nachdem Alice ausgestiegen war und sie bei der Gesellschaft abgegeben.

Alice strahlte vor Freude.

Dieses Erlebnis machte uns große Freude und ich erinnere mich, dass ich darüber in den ersten Briefen an Freunde in Europa schrieb, um den Unterschied zwischen unseren eigenen Erfahrungen und dem, was allgemein über New York und die Vereinigten Staaten gesagt wurde, zu demonstrieren.

Nach zwei Monaten fühlte ich mich bereit, mich nach Arbeit umzusehen und einen Monat später fand ich einen passenden Posten.

Die oberflächliche Anpassung an die neue Lebensart und die Arbeitsbedingungen war eine einfache Sache, aber ein tieferes Verständnis davon zu bekommen, erforderte Zeit. Unsere Ideen waren in der alten Welt entstanden und erst durch das Erfahren der Unterschiede in vielen kleinen Dingen konnten wir neue Inhalte in uns aufnehmen.

*

Soweit das Leben meiner kleinen Familie. Mit der Besetzung Österreichs begann die Nacht. Mit unserem Eintritt in die Schweiz entkamen wir der Vernichtung durch einen skrupellosen Feind und ließen die Angst hinter uns. Bei der Ankunft in den Vereinigten Staaten fanden wir unsere wahre Heimat und hier war es, dass wir unseren Anteil am Morgen erhielten.

Unsere Zukunft ist Teil der Zukunft der Menschheit und diese liegt immer noch – oder vielleicht schon wieder – im Dunkeln. Der Mensch hat die kritischste Phase seiner bisherigen Existenz erreicht.

Wird er in der Lage sein, sich selbst vom Schrecken der Selbsterstörung zu befreien?

Seinen Anteil an der Nacht hat der Mensch schon gehabt. Doch nun ist der Tag in seiner Griffweite. Wenn die Nacht hinter die aufgehende Sonne zurücktritt – werden wir uns ans Dunkel klammern und mit ihm untergehen?

Oder werden wir das Leben wählen und unseren Anteil am Morgen übernehmen?

Anhang

AUS DEM VORWORT DES AUTORS ZUR ORIGINALAUSGABE

Dieses Buch versucht nicht, etwas zu beweisen oder zu widerlegen und auch nicht, Gesinnung oder Denkweise des Lesers zu beeinflussen. Es beinhaltet lediglich einen Tatsachenbericht über Ereignisse, die meiner kleinen Familie während eines schmalen Lebensabschnitts in den Jahren 1939 bis 1942 widerfahren sind. Zwar hatten die beschriebenen Erlebnisse eine grundlegende Auswirkung auf mein Denken und meine Weltanschauung und ich hätte davon dem Leser gerne einiges angeboten, doch ich fürchtete, dass mir die literarischen Fähigkeiten für diese Art der Kommunikation fehlen und habe mich daher auf eine Aufzählung der Fakten beschränkt.

Natürlich war zur Kenntnis zu nehmen, dass die Objektivität Grenzen hat. Da ich an den beschriebenen Ereignissen selbst Anteil hatte, konnte ich sie nur so berichten, wie ich sie erlebt habe. In diesem Sinne ist mein Bericht daher höchst subjektiv.

Zusätzlich zu den allgemein bekannten Grenzen, die das Gedächtnis des Menschen hat, wenn er versucht, alle Details eines Erlebnisses zurückzurufen, gibt es auch noch Beschränkungen, die entstehen, wenn Gedächtnisinhalte in verständliche Sprache umgesetzt werden sollen. Mein beschränktes Vokabular für das Thema dieses Buches hat es mir leider nicht erlaubt, meine Erlebnisse mit jener Genauigkeit zu beschreiben, die ich gerne erzielt hätte.

Ein paar geringfügige Abweichungen von den Fakten wurden von mir mit Absicht vorgenommen, aber stets nur zur Annehmlichkeit des Lesers. Abweichungen gibt es auch, wenn ich versuche, Dialoge in der direkten Rede wiederzugeben, ohne mich an den genauen Wortlaut zu erinnern. Dort aber, wo den Worten große Bedeutung zukommt, wie zum Beispiel in der Unterhaltung mit den schweizerischen Grenzposten, ist die Wiedergabe originalgetreu bis ins letzte Detail.

Ausgeschriebene geographische Daten entsprechen den Tatsachen. Die Namen der Personen sind frei erfunden, sie selbst jedoch alle authentisch.

P. B.

ES BEGANN MIT EINER MONDFINSTERNIS

von *Gustav Freudmann*

Während der Übersetzung dieses Buches verbrachte ich viel Zeit damit, im Internet nach begleitenden oder weiterführenden Informationen zu den beschriebenen Ereignissen zu suchen, teils weil ich annahm, dass dies das Verständnis des Textes und damit die Qualität der Übersetzung fördern würde, vor allem aber, weil ich über die beschriebenen Ereignisse und ihren Kontext ganz einfach mehr erfahren wollte. Als ich zum letzten Drittel des Buches kam, das ziemlich detailliert den Weg von Frankreich in die Schweiz beschreibt, studierte ich stundenlang Satellitenansichten der in Frage kommenden Gegend. Ich wollte ja irgendeine Art von Kontrolle, ob ich die äußerst genaue Wegbeschreibung, die es zu übersetzen galt, überhaupt richtig verstanden hätte. So hatte ich bald eine ungefähre Vorstellung vom mühseligen Marsch der Familie Heller über die Walliser Berge, aber je länger ich ihr in meiner virtuellen Welt nachwanderte, desto genauer wollte ich es wissen und so stellte ich mir die Frage nach weiteren Quellen.

Sofort fiel mir natürlich das Protokoll ein, das, wie Heller erzählt, von der Schweizer Grenzwaiche aufgenommen wurde, bevor seine Familie nach Frankreich zurück musste. In diesem Protokoll, so dachte ich, sollten doch Hinweise darauf sein, wo die beschriebenen Ereignisse stattgefunden haben. Allein, wenn ich den Ort wüsste, an dem die Familie Heller von den Grenzwaichen gestellt worden war, wäre das schon ein bedeutender Hinweis und vielleicht würde auch jener Ort im Klartext genannt sein, der das ursprüngliche Ziel der Familie Heller in der Schweiz war, der im Buch geheimnisvoll stets nur „C.“ genannt wird und über dessen wirklichen Namen ich ziemlich genaue Vorstellungen hatte...

Dieses Protokoll wurde, wenn man dem Autor Glauben schenkt, vor ziemlich genau 70 Jahren irgendwo an der Grenze zwischen Hochsavoyen und dem Wallis aufgenommen – und in ein Journal eingetragen. Akten sind bekanntlich langlebig, warum also sollte dieses Protokoll nicht irgendwo aufbewahrt sein – und immer noch greifbar...

Der Entschluss, das Schriftstück aufzuspüren, war gefasst, nun war nur noch der Tag zu ermitteln, an dem es aufgesetzt worden sein musste. Waren die Angaben von Heller verlässlich, sollte das ein Leichtes sein. Vor allem, weil es in seiner Erzählung einen exakten Anhaltspunkt gibt.

Heller beschreibt, dass der vorletzte Tag, den seine Familie in Albi verbrachte, mit einer Mondfinsternis begann und das Datum einer Mondfinsternis, das musste im Internet doch leicht zu finden sein. Genau so war es auch. Das gesuchte Datum war der 26. August 1942, es gab jede Menge Hinweise, zum Beispiel jenen aus dem „Basler Stadtbuch“, dass an diesem Tag „eine totale Mondfinsternis von 5 Uhr bis 5 Uhr 48 in Basel gut sichtbar“ war... Dieser Tag war ein Mittwoch, das war rasch herausgefunden und dass die Familie Heller an einem Freitagnachmittag in Lausanne angekommen sein sollte, wusste ich ja schon aus Hellers Text. Nun brauchte ich mir nur noch den Rest zusammenzureimen und würde für jedes in Frage kommende Ereignis das Datum ermitteln können.

Ich erstellte also die folgende kleine Übersicht:

Kalender der Flucht in die Schweiz, August/September 1942:

<i>Vorletzte Nacht in Albi (am Fluss Tarn)</i>	<i>Dienstag/Mittwoch</i>	<i>25./26.</i>
<i>Letzte Nacht in Albi (am Fluss Tarn)</i>	<i>Mittwoch/Donnerstag</i>	<i>26./27.</i>
<i>Nacht im Zug (Richtung Marseille)</i>	<i>Donnerstag/Freitag</i>	<i>27./28.</i>
<i>Nacht im Hotel (Valence)</i>	<i>Freitag/Samstag</i>	<i>28./29.</i>
<i>Nacht im Hotel (Samoëns)</i>	<i>Samstag/Sonntag</i>	<i>29./30.</i>
<i>Nacht in den Bergen (1. Grenzüberquerung)</i>	<i>Sonntag/Montag</i>	<i>30./31.</i>
<i>Nacht bei französischer Hirtenfamilie</i>	<i>Montag/Dienstag</i>	<i>31./01.</i>
<i>Nacht in den Bergen (2. Grenzüberquerung)</i>	<i>Dienstag/Mittwoch</i>	<i>01./02.</i>
<i>Nacht auf der Wanderung (Querroute)</i>	<i>Mittwoch/Donnerstag</i>	<i>02./03.</i>
<i>Nacht bei Schweizer Hirtenfamilie</i>	<i>Donnerstag/Freitag</i>	<i>03./04.</i>
<i>Nacht bei der Heilsarmee in Lausanne</i>	<i>Freitag/Samstag</i>	<i>04./05.</i>

Dies ergab einmal fürs Erste, dass Hellers Beschreibung und der Kalender übereinstimmten. Anhaltung und Zurückweisung der Familie Heller mussten folglich am 31. 8. 1942 stattgefunden haben...

Nun war klar, wonach zu suchen war: Nach einem Protokoll, in dem es um Anhaltung und Zurückweisung einer dreiköpfigen Familie am 31. 8. 1942, im Kanton Wallis, nahe der französischen Grenze ging. Das war zwar immer noch ein bisschen vage, aber Heller hatte ja sehr genau das neuerbaute Grenzhaus beschrieben, in dem die Befragung stattgefunden haben soll. Mit großer Wahrscheinlichkeit musste dieses Grenzhaus noch existieren. Wer würde schon mühevoll Gebäude in unzugängliche Bergregionen bauen, um sie nach ein paar Jahrzehnten wieder abzutragen? Und selbst wenn, würde sich im Internet auf solch ein Haus erst recht ein Hinweis finden lassen.

Natürlich halfen auch die Satellitenbilder. So viele Häuser würde es nicht geben, die im fraglichen Abschnitt, hoch über der Baumgrenze, direkt an eine Grenze gepflanzt sind, die über weite Strecken auf schmalen Bergrücken verläuft. Tatsächlich fand sich auf den Bildern auch nur ein einziges in Frage kommendes Haus und dieses Haus – es steht direkt am Col de Cou – wird in einer rasch gefundenen Wanderroutenbeschreibung tatsächlich als *alte Schweizer Grenzstation* bezeichnet.

Wie die Frage lautete, war somit entschieden, nun musste nur noch jemand gefunden werden, dem sie gestellt werden konnte. Und auch das war leicht zu finden: Das *Corps des gardes-frontière* der Grenzwachregion V – Lausanne, zuständig unter anderem für den Kanton Wallis.

Ich schickte meine Anfrage per Email ab und bereits am nächsten Tag hatte ich die Antwort. Leider eine negative. Es gab dort keine so alten Akten, doch man empfahl mir, mich an das schweizerische Bundesarchiv zu wenden. Und so schickte ich meine Anfrage ein weiteres Mal ab.

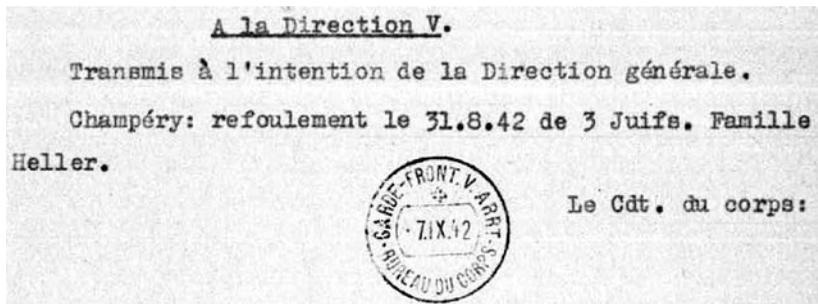
Auch diesmal war die Antwort am nächsten Tag da: Man würde sich des Falles annehmen und binnen Monatsfrist das Ergebnis schicken. Am Ende dauerte es dann überhaupt nur drei Wochen. Das gesuchte Protokoll war nicht gefunden worden, es existierte wohl nicht mehr. Das Bundesarchiv hatte, wie man mir mitteilte, schon 1990, bei der Sondierung der Quellenlage, aus der Zollkreisdirektion Lausanne nichts anderes erhalten, als Kopierbücher. Im betreffenden Kopierbuch aber war immerhin der folgende lapidare Eintrag des Korpskommandanten, vom 7. 9. 1942, gefunden worden:

„An die Direktion V.

Gemäß den Anweisungen der Generaldirektion.

Champéry: Zurückweisung von 3 Juden am 31. 8. 42. Familie Heller.

Der Korpskommandant“



Heller hatte sich also mit seinen Zeitangaben exakt an die Tatsachen gehalten. Und der Ort „C.“ nächst dem seine Familie aufgegriffen wurde, ist, auch das war nun amtlich, Champéry im Val d'Illeiez – genau, wie ich vermutet hatte.

Das schweizerische Bundesarchiv bedauerte, dass das gesuchte Protokoll nicht mehr existierte, bot aber an, mir den Flüchtlingsakt der Familie zugänglich zu machen, der in einem öffentlichen Archiv aufbewahrt wird, das sich dem Thema *Flüchtlinge in der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges* widmet. Und zwei Wochen später war tatsächlich eine Kopie dieses ziemlich umfangreichen Aktes auf meinem Schreibtisch.

Um es vorwegzunehmen: Viele der Aktenstücke bezeugen, wie akribisch Heller seinen Bericht verfasst hat, andere wiederum enthalten Informationen, die ihm nicht zur Verfügung standen und seiner Geschichte nachträglich eine bemerkenswerte Facette hinzufügen. Und am Ende tauchte selbst das gesuchte Protokoll noch auf. Wie? Nun, immer der Reihe nach...

Bei der Beschreibung der Anhaltung durch die Schweizer Grenzgardien erzählt Heller von zwei einheimischen Touristen, die ganz zufällig des Weges kommen und sofort einschreiten. Abschließend schreibt er:

„Das Touristenpaar versprach, alles in seiner Macht Stehende zu unternehmen, um unsere Abschiebung zu verhindern. Sie würden zum Bahnhof hinuntereilen und versuchen, jemand Höheren anzurufen. Dann würden sie schleunigst zurück nach Hause fahren, nach Bern, in die Schweizer Hauptstadt, und sich bei den Behörden persönlich für uns einsetzen.“

Was immer Heller mit ihnen wirklich vereinbart haben mag, was immer die beiden ihm versprochen, Fakt ist laut Aktenlage, dass noch am selben Tag, also am 31. 8. 1942, tatsächlich jemand in der Sache aktiv wurde, allerdings nicht in Bern, sondern in Zürich. Dort lebte Leopold Brodheim, offenbar ein langjähriger Freund der Familie. Der schickte an Bundesrat Eduard v. Steiger in Bern, unbekannterweise wie es scheint, sofort einen Expressbrief ab. Bundesrat v. Steiger leitete zu dieser Zeit das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement (EJPD), bekleidete also das Amt des Justiz- und Polizeiministers.

In Brodheims Brief heißt es:

„Es handelt sich um eine Familie Heller, die heute aus Frankreich über die Grenze nach Champéry hereingekommen ist, wie mir ein Herr Wirz, der sich dort in den Ferien aufhält, mitteilte.“

Bei den von Heller beschriebenen Touristen dürfte es sich also um die in Brodheims Schreiben genannte Familie Wirz gehandelt haben. Die beiden dürften von Heller allem Anschein nach ersucht worden sein, möglichst rasch Brodheim in Zürich zu informieren – was sie offensichtlich auch getan haben. Brodheim schreibt weiter:

„Ich bitte Sie nun inständigst, gegen diese Familie das Möglichste zu veranlassen, dass sie nicht wieder nach Frankreich zurückgesandt werden.“

Dieser Expressbrief, am 31. 8., sicher nicht vor dem frühen Nachmittag, abgeschickt, langte noch am selben Tag bei Bundesrat v. Steiger in Bern ein. Die Post war verlässlich und schnell! Leider aber scheint Bundesrat v. Steiger nicht im Amt gewesen zu sein – jedenfalls teilt er dies am darauffolgenden Tag in einer ersten Antwort an Brodheim mit – und selbst wenn, es wäre ohnehin zu spät gewesen, denn bei Sonnenuntergang war die Familie Heller ja schon nach Frankreich abgeschoben worden.

Wie auch immer, während die Hellers, wieder in Frankreich, den nächsten illegalen Grenzübertritt planten, schickte v. Steiger Brodheims Brief tags darauf, also am 1. September, mit dem Vermerk *„Geht an die Polizeiabteilung zum sofortigen Bericht“* an Heinrich Rothmund weiter. Dieser war damals Leiter der Polizeiabteilung und somit oberster Polizeibeamter der Schweiz. Am nächsten Tag, die Hellers befanden sich, was niemand wusste, schon wieder auf Schweizer Boden, fügte Rothmund den Vermerk *„H. Schürch dringend 2. 9. 42“* hinzu und schickte den Akt an Oscar Schürch weiter, der der Flüchtlingssektion der Polizei vorstand.

Wieder einen Tag später, also am 3. 9. 42, die Familie Heller wanderte soeben unbehelligt durch die Walliser Berge Richtung St-Maurice, erstattete Schürch, für den der Polizeioffizier des zuständigen Territorialkommandos 10 zuvor eigens in Champéry nachgeforscht hatte, Rothmund einen (nicht ganz den Tatsachen entsprechenden) Bericht, in dem es heißt:

„Die Flüchtlinge wurden in der Grenzgegend von Zollorganen angehalten und nach kurzer Befragung anderntags in das unbesetzte Frankreich zurückgewiesen.

Als Grund für die Zurückweisung wird angeführt, dass die Hellers

„nicht unter eine der Kategorien fallen, die nicht zurückzuweisen sind (Weisungen vom 13. August, gemildert durch telephonische Weisung vom 23. 8. abends, dass ‚Härtefälle‘ auszunehmen seien).“

Der Bericht trägt den handschriftlichen Vermerk Rothmunds „Herrn Bundesrat v. Steiger Sie hatten dringenden Bericht verlangt.“ Sowie seltsamerweise das Datum des Vortages, nämlich „2. 9. 42.“...

So wurde dann im Namen v. Steigers am 5. September, Heller wurde bereits beim Territorialkommando 1 in Lausanne verhört, ein abschließender Brief an Brodheim erstellt, in dem es u. a. heißt:

„Meine Erhebungen haben ... ergeben, dass das Ehepaar Heller schon am 1. September 1942 in das Gebiet des unbesetzten Frankreich zurückgekehrt ist, nachdem ihnen der Eintritt in die Schweiz nicht gestattet worden war.“

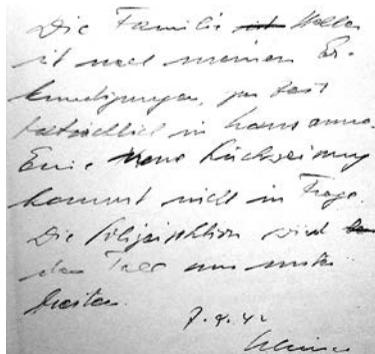
Dieser Brief dürfte, es war Samstag, vorerst liegen geblieben sein, was aber gar nichts zur Sache tat, denn am selben Tag flatterte ja schon der nächste Expressbrief von Brodheim an den Bundesrat herein. Diesmal kam er direkt aus Lausanne, war an eben jenem 5. September abgesendet worden und informierte v. Steiger über den Umstand, dass es den drei Einreisewilligen diesmal gelungen sei, unbehelligt in die Schweiz einzudringen. Es hieß darin:

„Ich erhielt gestern eine Mitteilung, dass sich Familie Heller nun in Lausanne befindet, wo ich sie aufgesucht habe. Herr Heller ist nun interniert worden und befindet sich zur Zeit auf dem Territorial-Kommando in Lausanne. Ich möchte Sie nun herzlich bitten, so fern es Ihnen möglich ist, für diese Leute zu intervenieren.“

In der Schweiz war das Wochenende wohl heilig, vielleicht waren die involvierten Beamten auch bloß anderweitig beschäftigt, jedenfalls ist das nächste Aktenstück erst mit kommendem Montag, also mit dem 7. September, datiert. Es dürfte ein Begleittext zu Brodheims Schreiben aus Lausanne sein und enthält, signiert durch v. Steiger, die kurzen Worte „Geht an die Polizeiabteilung“ sowie den Hinweis „Der Brief vom 5. September an Herrn Brodheim, der übrigens noch nicht abgegangen ist, ist somit überholt.“

Diese beiden Schriftstücke muss Rothmund wohl gleich an Schürch weitergereicht haben, denn von Letzterem findet sich – noch vom gleichen Tag – die folgende handschriftliche Notiz im Akt:

„Die Familie Heller ist nach meinen Erkundigungen zur Zeit tatsächlich in Lausanne. Eine neue Rückweisung kommt nicht in Frage. Die Polizeisektion wird den Fall nun unterbreiten.“



Klingt da ein leiser Unterton zwischen Überraschung und Enttäuschung durch? Egal, wer immer die Entscheidung getroffen hatte, Schürch, Rothmund oder gar v. Steiger persönlich, „eine neue Rückweisung“ kam „nicht in Frage“ und somit war die illegale Einreise der Familie Heller in die Schweiz nun endgültig sanktioniert. Binnen zwei Tagen und von allerhöchster Stelle...

Dass die Familie Heller es geschafft hatte, aus eigener Kraft von der Grenzregion bis ins Landesinnere vorzustoßen, die französische Grenze also mehr als jene als Grenzregion definierten zehn, fünfzehn Kilometer hinter sich zu lassen, hätte sie gemäß den geltenden Weisungen eigentlich ohnehin davor schützen sollen, wieder ins Herkunftsland abgeschoben zu werden. Aber die vielen traurigen Fälle, in denen zu dieser Zeit oder noch lange danach Menschen aus dem Landesinneren der Schweiz ins Deutsche Reich oder in von Deutschland besetztes Gebiet abgeschoben wurden, zeigen, dass die Einhaltung dieser Weisungen absolut keine Selbstverständlichkeit war.

Zwar schließt Heller sein Kapitel „Unterwegs“ mit dem Satz „Es muss wenige Tage später gewesen sein, dass die Schweizer Regierung ihre Grenzen für alle Flüchtlinge öffnete, deren Leben in Gefahr war“, doch davon konnte absolut keine Rede sein. Im Gegenteil, Rothmunds durch den Schweizer Bundesrat bestätigte Weisung vom 26. September 1942 (zitiert nach: *Das Flüchtlingswesen in der Schweiz während des zweiten Weltkrieges und in der unmittelbaren Nachkriegszeit 1933–1950, Bericht des EJPD, 1950*) weist ausdrücklich die Rückweisung aller illegalen Einwanderer an, es sei denn, gewisse Ausnahmen träfen zu:

- I. Illegal einreisende Ausländer sind zurückzuweisen.
- II. Hievon sind auszunehmen:
 1. Deserteure, sofern sie sich durch Uniformstücke, durch ein Soldbuch oder irgend einen andern Ausweis als solche legitimieren.

2. Politische Flüchtlinge, d. h. Ausländer, die sich bei der ersten Befragung von sich aus als solche ausdrücklich ausgeben und es glaubhaft machen können. Flüchtlinge nur aus Rassegründen sind nach bisheriger Praxis nicht politische Flüchtlinge.
3. Härtefälle:
 - a. Offenbar kranke Personen und schwangere Frauen.
 - b. Flüchtlinge im Alter über 65 Jahre. Bei Ehegatten, wenn wenigstens einer über 65 Jahre ist.
 - c. Alleinreisende Kinder unter 16 Jahren.
 - d. Eltern mit eigenen Kindern unter 16 Jahren.
 - e. Flüchtlinge, die sofort behaupten und es auch glaubhaft machen, dass sie nahe Angehörige (Ehegatte, Eltern, Kinder) in der Schweiz oder sonstwie enge Beziehungen zu der Schweiz (langjähriger Aufenthalt in der Schweiz) haben.

III. Ausnahmslos zurückzuweisen sind französische Juden, da sie in ihrem Heimatland nicht gefährdet sind.

Zu dem Zeitpunkt übrigens, da Rothmund französische Juden als „nicht gefährdet“ bezeichnete, waren aus Drancy (Paris) schon an die 40 Transporte von in ganz Frankreich verschleppten Personen nach Auschwitz abgegangen (auch die Insassen des im Buch erwähnten Lagers St. Sulpice waren darunter). Fast alle wurden von der französischen Bahngesellschaft in den sicheren Tod deportiert. Die Schweizer Öffentlichkeit war über diese Vorgänge in Frankreich informiert und entsetzt – entsprechend heftige Kontroversen über die Flüchtlingspolitik standen für lange Zeit auf der Tagesordnung. Erst im Juli 1944 wurde allen Schutzsuchenden, „die wirklich an Leib und Leben gefährdet sind“, die Aufnahme zugesichert.

Wer weiß, wie das Schicksal der Familie Heller verlaufen wäre, hätte sich ihr Fall nicht von Anfang an in den Händen der hochrangigsten Beamten befunden, was bei ihren Untergebenen wohl geradezu übergenaue Korrektheit bewirkt haben wird. Auch wenn diese Frage trotz des vorliegenden Materials bestenfalls mit Spekulationen zu beantworten wäre, ist immerhin sicher: Ohne die entschlossene Intervention des Ehepaares Wirz, das nicht einfach achtlos vorüberging, als es, bei einer morgendlichen Spätsommerwanderung, mitten im Wald auf eine lautstarke Kontroverse zwischen Grenzgardisten und Zivilpersonen stieß, wäre vieles anders gekommen...

Damit bin ich wieder beim Ausgangsthema, dem gesuchten Protokoll, das die Schweizer Grenzgarde mit der Familie Heller am 31. August 1942 im Wachhaus am Col de Cou vor deren Abschiebung nach Frankreich aufnahm. Es fand sich

C O R I U

DAGERS SWISS
Chaux-de-Fonds, le 1.9.1942.

Gardes-Frontières du
Ve. Arrondissement.
No. 544.
App. Falcoisier
arrestation et
renvoiement de
réfugiés.

à l'Office de garde-frontières.
Chaux-de-Fonds.

1942

POLICE

N° 1544-6

Pendant l'exécution d'un service commandé le
31.8.1942 de 0705-1205 au "Marvais Pas" j'ai
arrêté un groupe de trois
personnes venant de Berning à OYBO. En contrôlant leur identité, je
constate qu'il s'agit d'une famille juive ayant quitté clandestinement
la France pour se réfugier en Suisse.

1/ Etat civil des personnes en cause :
M. Heller Isidore, né le 19 Fév. 1906 à Safad (Syrie) originaire de
Safad, domicilié à Albi (dépt. du Tarn) France.
Mme. Heller Caroline née Freudmann, épouse de Heller Isidore née le
27 Janvier 1906 à Vienne (Autriche) et leur fille Gertrude Heller
née à Vienne le 19 Juin 1936.

2/ M. Heller se déclare : " Le lundi 24 août j'ai été ordonné de rester à
mon domicile à disposition des autorités qui venaient me prendre
avec ma famille pour nous conduire dans un camp d'internement. Vu que
j'étais profane, je priais la résolution de chercher un refuge en Suisse.
Nous sommes partis en chemin de fer jusqu'à Genève, puis à pied par
Les Alleman - la Golève, où deux français nous offrent leurs services
pour nous aider à passer la frontière. Aidés de ces Français, nous avons passé la
nuit au col du Pretolet le dimanche 30 août à 1830. Nous avons passé la
nuit suivante à Berroix et finalement nous cherchons à atteindre Ulrich
où j'ai des amis " Professeur de M. Heller : Professeur en mathématique.

3/ Conformément aux ordres reçus, je priais la résolution de renvoyer cette
famille par le Col de Coux. Le guide fr. Nydegger arrivé sur les
lieux à 1000 participe au renvoiement, cette famille ayant des bagages
et une voiture d'enfant que nous transportons nous-mêmes à dos d'homme
jusqu'au Col. Le renvoiement a eu lieu à 1845 au No. 72. Le 31.8.42.
A 1100 le chef de poste était pris au courant de cette arrestation par
le gde. fr. Nydegger qui téléphona de Bernas.

(S) App. Falcoisier J. int. : 511.
Au Chef du sous-sector Marlais-Bourge
Pour la tra. nomination. Le chef de poste : Cpl. Bélière.

T.S.V.P.

tatsächlich als Teil des Akts und zwar in Form einer maschinengeschriebenen Abschrift. Es trägt den Eingangsstempel der Polizeisektion des Territorialkommandos 1, die für Heller und seine Familie ab dem Moment zuständig waren, da sie sich am Abend des 4. Septembers in Lausanne den Behörden stellten. Das Protokoll ging ebenfalls am 4. September, wohl schon vor dem Abend, ein, offenbar als Ergebnis der auf Schürchs Weisung am 3. September angeordneten Nachforschung. Sicherheitshalber hatte es der zuständige Polizeioffizier, dem wohl Böses schwante, auf der Rückseite mit dem Vermerk „Ich war von der Zurückweisung zu diesem Zeitpunkt nicht informiert“ versehen. Fest steht, dass am Morgen des 5. September, als das Verhör begann, der Fall der Familie Heller dem Polizeioffizier in Lausanne bereits bekannt gewesen ist. Zumindest aufgrund der Aktenlage...

Wie von mir erhofft, löst das Protokoll durch ziemlich genaue Ortsangaben nun auch endgültig das Rätsel des Weges, den die Familie Heller von Frankreich aus in die Schweiz genommen hat, so dass es Ueli Raz am Ende möglich war, für den Anhang eine äußerst genaue Beschreibung der Route (siehe p. 287 ff und p. 303 ff) zu erstellen.

KOPIE

Schweizer Zollbehörde
Grenzgarde des V. Arrondissements
No. 348

Gfr. Falconnier
Gefangennahme und Zurückweisung von Flüchtlingen

Champéry, den 1. 9. 1942

Posten der Grenzgarde, Champéry

Während einer Patrouille am 31. 8. 1942 von 7 Uhr 05 bis 12 Uhr 05 arretierte ich am „Mauvais Pas“ um 9 Uhr 30 eine Gruppe von drei Personen, die von Barmag kamen. Als ich ihre Papiere kontrollierte, konnte ich feststellen, dass es sich um eine jüdische Familie handelte, die heimlich Frankreich verlassen hatte, um sich in die Schweiz zu flüchten.

1. Persönliche Daten der Personen:

Herr Heller Isidore, geboren am 18. 2. 1906 in Safad (Syrien), Herkunft aus Safad, wohnhaft in Albi (Dep. du Tarn), Frankreich.

Frau Caroline Heller, geb. Freudmann, Ehefrau des Heller Isidore, geb. am 27. 1. 1906 in Wien (Österreich) und ihre Tochter Gertrude Heller, geb. in Wien am 19. 6. 1936.

2. Herr Heller erklärte mir: Am Montag, den 24. August, wurde ich angewiesen, mich in meinem Haus aufzuhalten, da ich und meine Familie von den Behörden abgeholt und in ein Internierungslager eingewiesen würden. Da ich wusste, was das bedeutet, fasste ich den Entschluss, in die Schweiz zu fliehen. Wir nahmen die Eisenbahn bis Samoëns, anschließend gingen wir zu Fuß über Les Allamans - La Goleze, wo uns zwei Franzosen anboten, uns beim Grenzübertritt zu helfen.

Mit der Hilfe dieser Franzosen haben wir am Sonntag, den 30. 8. um 18.30 Uhr den Col du Bretolet überschritten. Die Nacht über gingen wir weiter in Richtung Berroix und wollen nun Zürich erreichen, wo wir Freunde haben.

Beruf von Heller: Mathematikprofessor.

3. Den Anweisungen folgend entschied ich, die Familie über den Col de Coux zurück zu schicken.

Der Grenzgardist Nydegger, der um 10.00 Uhr vor Ort eintraf, nahm an der Rückweisung teil. Die Familie hatte Gepäck und einen Kinderwagen dabei, welches wir persönlich auf dem Rücken bis zum Pass transportierten.

Die Abschiebung wurde am 31. 8. 1942 um 18.45 Uhr unter No. 72. vom 31. 8. 42 abgeschlossen. Um 11 Uhr wurde der Postenkommandant durch den Grenzgardisten Nydegger, der aus Barnaz telefonierte, über die Arretierungen informiert.

unterzeichnet Gfr. Falconnier J. mat. : 311.

An den Chef des Unterabschnitts Martigny-Bourg.

Für die Übermittlung. Der Postenkommandant : Kpl. Délèze.

Bitte wenden

Das Dokument trägt einen Eingangsstempel, offensichtlich von der Polizeisektion des Armeekommandos, vom 4. 9. 1942. Auf der Rückseite findet sich der Vermerk:

„Übermittelt an das Armeekommando
Nachrichten- und Sicherheitsdienst Polizeisektion zur Information

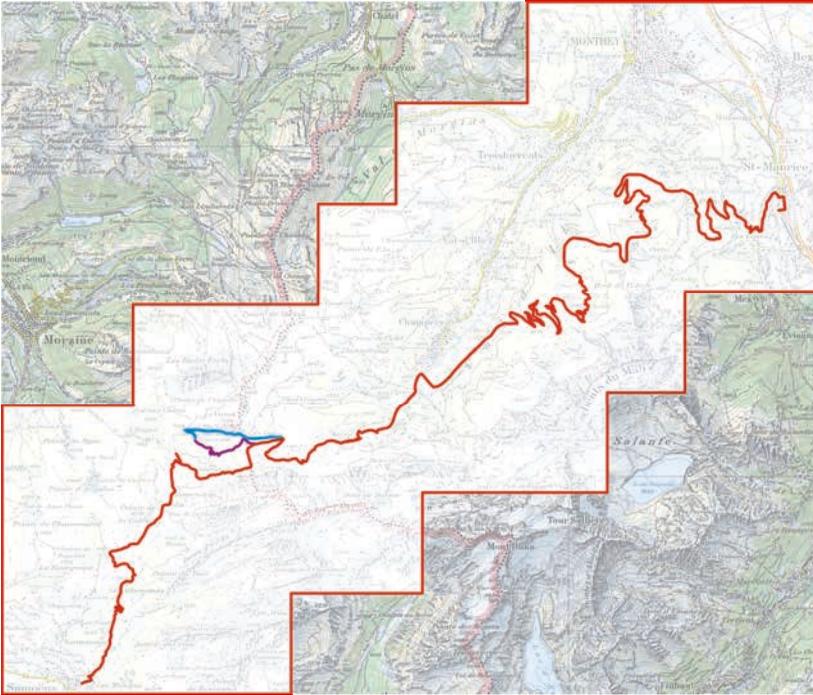
Ich war von der Zurückweisung zu diesem Zeitpunkt nicht informiert.

Territorialkommando 10

Der Polizeioffizier

Olt. Oulevey 3. 9. 42“

VON SAMOËNS NACH ST-MAURICE



Auf den folgenden Seiten findet sich eine möglichst genaue Beschreibung des Weges, den die Familie Heller auf ihrer Flucht in die Schweiz genommen hat. Die Routen wurden von Ueli Raz nach den im Buch enthaltenen, teilweise äußerst genauen Wegbeschreibungen des Autors rekonstruiert. Zu den in die Karten eingetragenen Routen wurden von ihm Referenzpunkte eingefügt – mit Bezug zu den entsprechenden Textstellen im Buch.



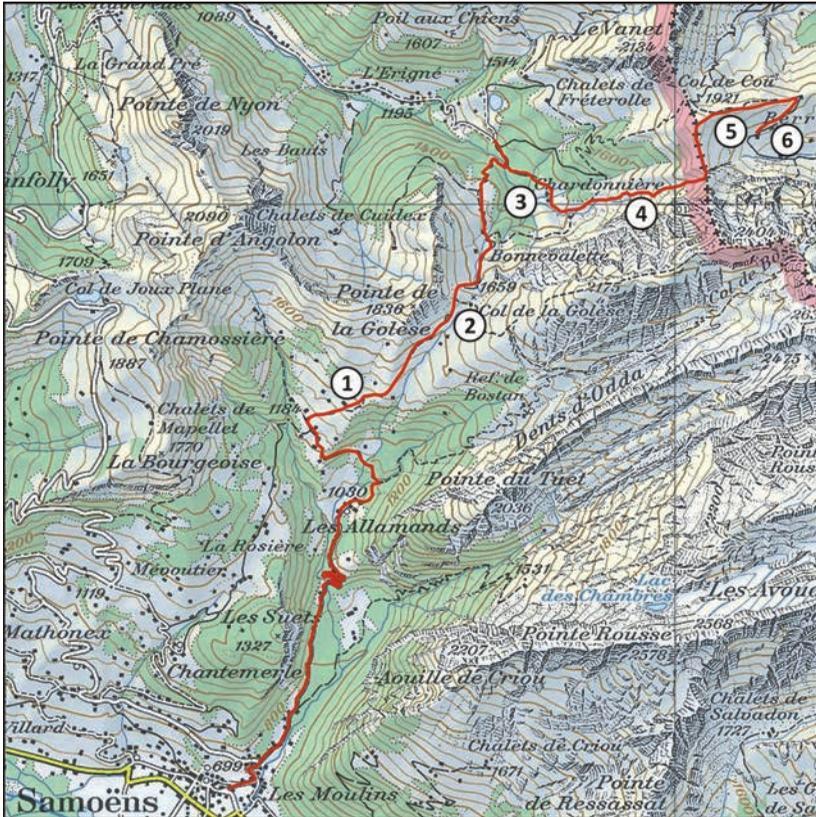
ueliraz.ch

Die Verwendung des Kartenmaterials (map.wanderland.ch)

wurde freundlicherweise von der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Bundesamt für Landestopografie, gestattet, die Verwendung der Landschaftsfotografien von Ueli Raz, auf dessen Website (www.ueliraz.ch) noch viele weitere eindrucksvolle Bilder der beschriebenen Gegend zu sehen sind.



wanderland.ch



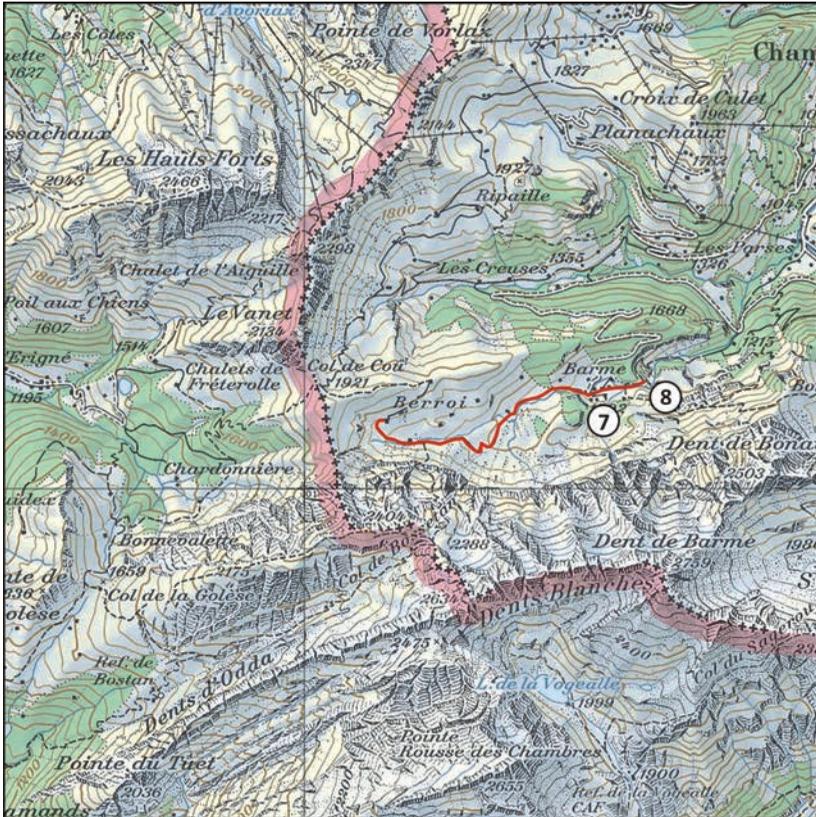
- 1 Aber als wir näher kamen, sahen wir auf dem Hügel etwas Schreckliches: Häuser! Große Holzhäuser. (p. 177)
- 2 Zwischen uns und der Grenze lag ein weites Tal. (p. 180)
- 3 Ein Mann und eine Frau saßen da, er kümmerte sich ums Feuer, sie schälte Zwiebeln. (p. 181)
- 4 Einer der beiden Männer band sich unser Gepäck auf den Rücken, der zweite nahm Mignon auf den Arm und wir begannen den Hang zu besteigen. (p. 189)
- 5 Nach einiger Zeit begann sich unsere Spur in einen Weg zu verwandeln. (p. 193)
- 6 Es war ein großes Holzhaus, das sich gegen einen Hügel lehnte. Auf der Seite, von der wir auf das Haus zu gingen, war das Dachgeschoß in Bodenhöhe. Es musste knapp vor Anbruch der Dämmerung sein und wir waren erschöpft und müde. Wir konnten nicht anders, wir stiegen durch das Dachfenster ein und warfen uns ins Heu. (p. 196)



Sie stehen bestürzt links auf dem Col de la Golèse, kommen in der Bildmitte ins Val de la Manche herunter, gehen links zur Alp Chardonnière und von da im Schutz der Dunkelheit mit den Älplem zum Col de Bretolet herauf.



Noch vor Sonnenaufgang werfen sie sich im oberen Teil der bewohnten Alphütte ins Heu, nachdem sie sich von der Abbruchkante des Passes aus alleingelassen eine Spur nach rechts zur Arête de Berroi suchen mussten.



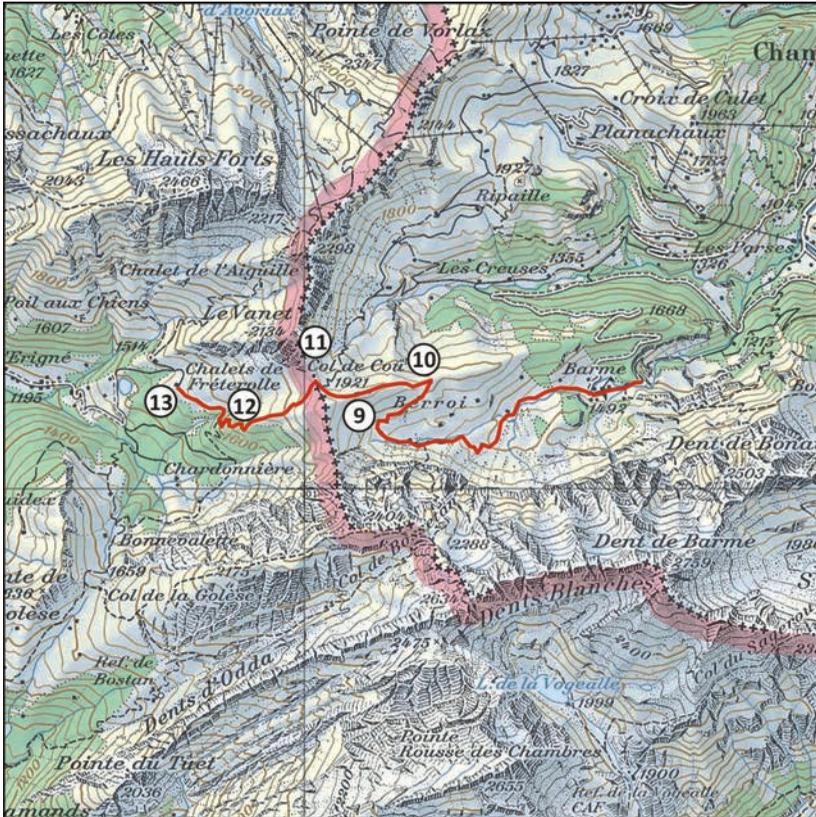
- 7 „Sie müssen sich beeilen. Auf dem ganzen Weg die Wiesen hinunter sind sie aus allen Richtungen gut zu sehen gewesen. Die Grenzwächter haben Sie bestimmt auch gesehen und werden versuchen, sie einzuholen.“ (p. 197)
- 8 „Während einer Patrouille am 31. 8. 1942 von 7 Uhr 05 bis 12 Uhr 05 arretierte ich am ‚Mauvais Pas‘ um 9 Uhr 30 eine Gruppe von drei Personen, die von Barmag kamen. Als ich ihre Papiere kontrollierte, konnte ich feststellen, dass es sich um eine jüdische Familie handelte, die heimlich Frankreich verlassen hatte, um sich in die Schweiz zu flüchten.“ (p. 286)



Die Alp Barne mit der Cantine des Dents Blanches in der Mitte.



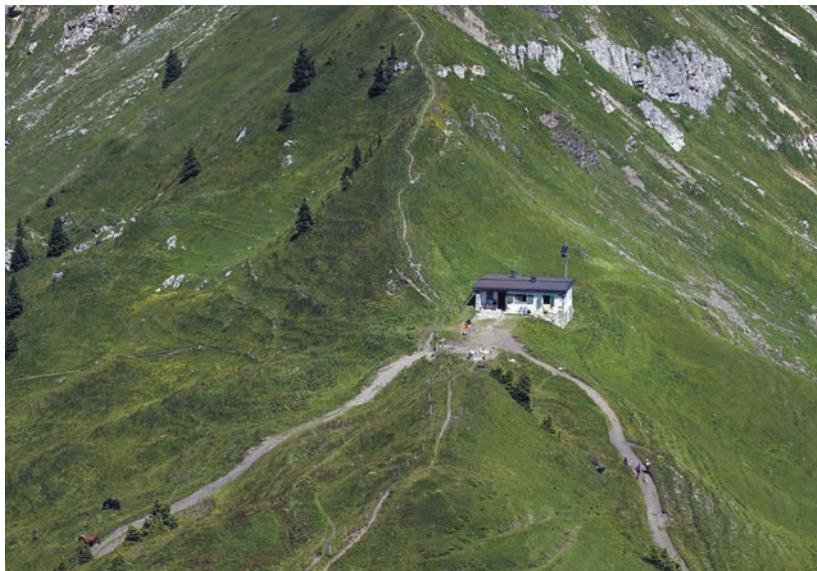
Der Name Mauvais Pas ist heute nicht mehr in Gebrauch, doch ist der Weg in den mittleren Partien hinab zum Champ de Barne wegen seiner Steilheit für Schlechtbesohlte immer noch rutschgefährlich.



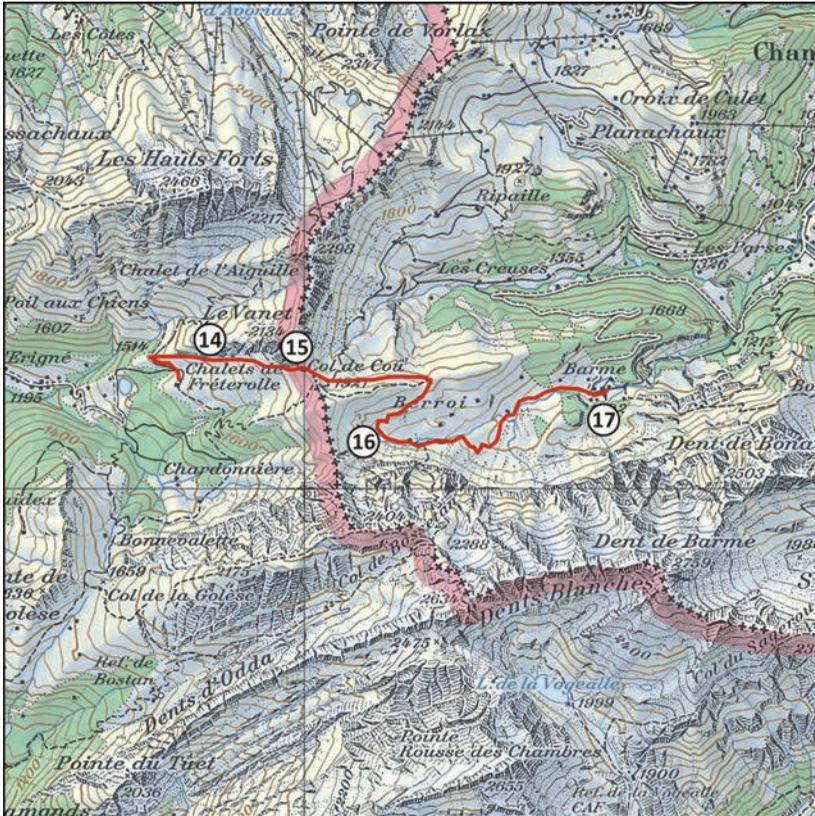
- 9 Nach etlichen Stunden erreichten wir den Hof, wo wir gefrühstückt hatten, und von den Besitzern mehrfach gebeten worden waren, niemandem von unserem Treffen zu erzählen. (p. 214)
- 10 Der Weg ging nicht direkt den Bergrücken entlang, sondern einmal links davon, einmal rechts, um das Überqueren von Hügeln zu vermeiden. (p. 217)
- 11 Es gab eine Menge Fragen, die detailliert zu beantworten waren: Wo wir herkamen, von wo, wann und wie wir die Grenze übertreten hatten und so weiter. (p. 219)
- 12 Der Weg führte links daran vorbei, bog dann scharf nach links ab, um danach im Zickzack einen anderen Hang hinabzuführen, den die Grenzwächter von oben aber unmöglich einsehen konnten. Wir waren nun frei zu tun was immer uns beliebte. (p. 221)
- 13 Keine hundert Meter unter uns war eine fast flache Ebene, aus deren Mitte Licht leuchtete. (p. 222)



Auf der Arête de Berroi, nachts mit Kinderwagen keine leichte Spur: nach links zum Col de Bretolet, nach rechts zum Col de Cou (das weiße Pünktchen in der Ferne ist das Wachhaus).



Auf La Berthe zum Col de Cou hinabgeblickt.



- 14 Wir hielten uns beim Aufstieg links und kamen gut voran. (p. 230)
- 15 Das war die Terrasse, über die wir am Vortag – mir schien, inzwischen wäre ein Jahr vergangen – das Wachhaus betreten und verlassen hatten... (p. 231)
- 16 Wir gingen den Hang rechts hinunter, bis wir das Haus des Senners fanden, wo wir auf dem Heuboden geschlafen, danach gefrühstückt und auf dem Rückweg mit den Grenzwächtern gehalten hatten. (p. 237)
- 17 „Die Nachbarn dürfen nicht wissen, dass Sie hier sind“, erklärte sie uns. (p. 238)



Die Hütten von Frérotolle über dem See der ehemaligen Goldminen, rechts oben hinter der Krette das Dach des Stalls, in dem sie den Kinderwagen zurücklassen.



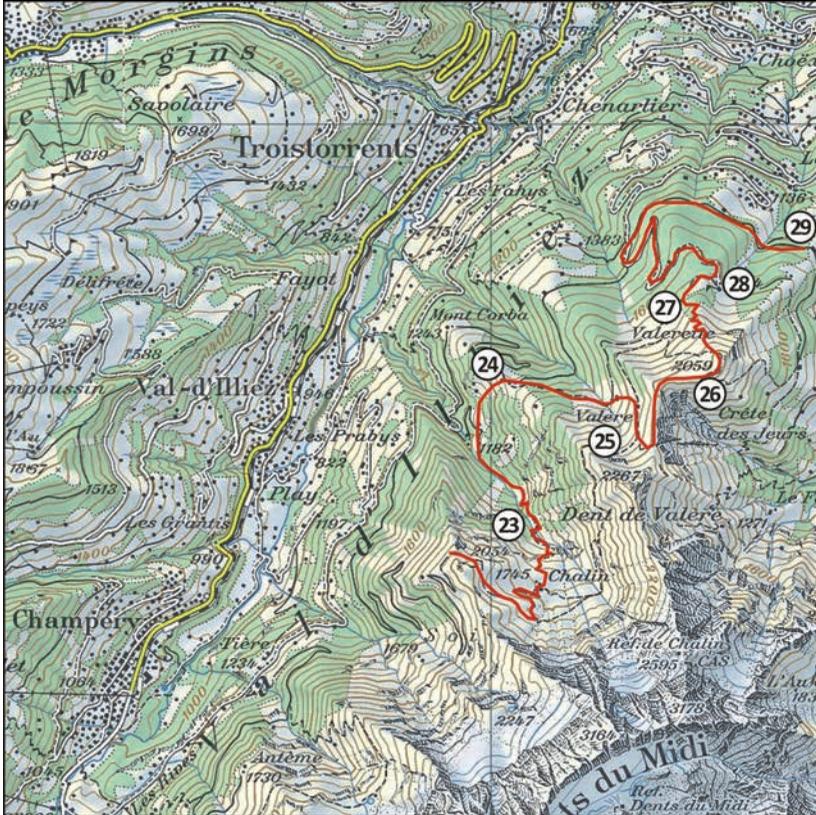
Barne mit verschiedenen Höfen und den Hütten um die Cantine. In einer davon verbringen sie, geschützt vor der Neugierde der Leute, den Tag.



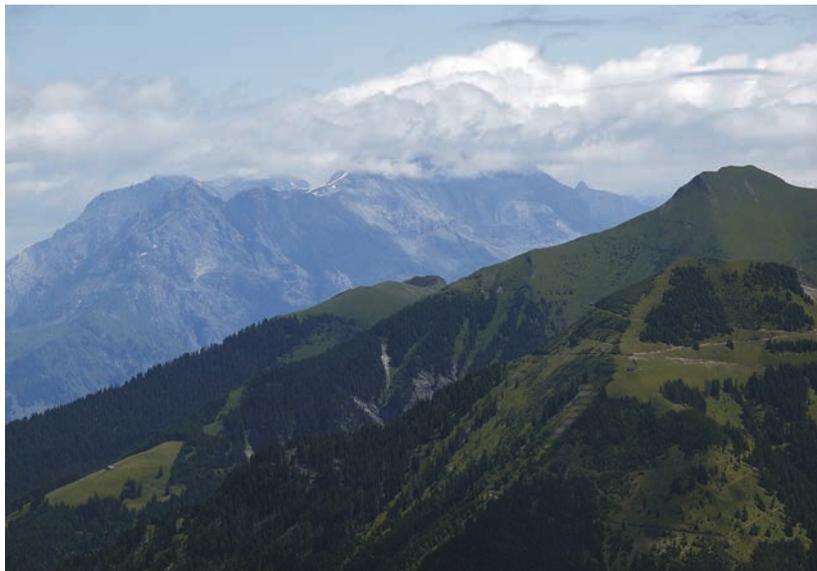
Der Graben des Champ de Barne, nach dessen Passage sie in der Dunkelheit den Rand von Champéry berühren und hinter dem in der Ferne das Signal de Soi zu sehen ist, das sie mit ihrem ungenügenden Schuhwerk am Ende der Nacht erreichen.



Der ganze „traverse trail“ unter den Dents du Midi: des Nachts auf Les Rives vis-à-vis von Champéry bis hinauf zum Signal de Soi, von dort mit Verwunderung hinunter in die enge Schlucht und wieder hinauf Richtung Valère, am späten Nachmittag links oben auf der Dent de Valerette.



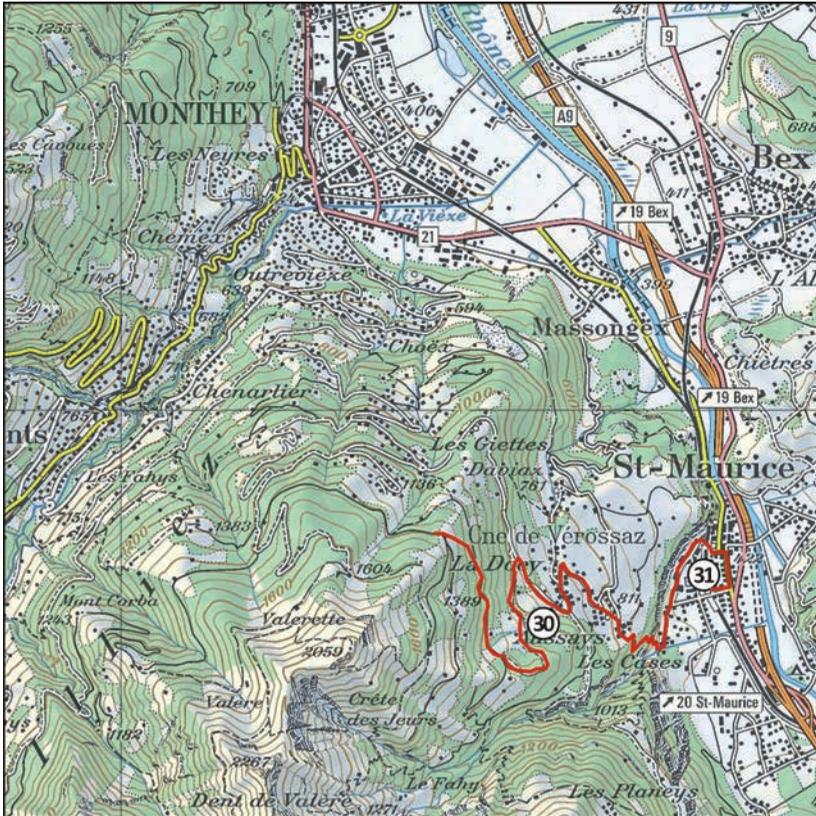
- 23 Der Weg ging nun, nachdem wir wieder die Baumgrenze erreicht hatten, weiter bergab und das war gar nicht nach unserem Geschmack. (p. 249)
- 24 Am Ende erreichten wir doch das Ende des steilen Teiles und kamen zu einer kleinen Siedlung mit drei Häusern. (p. 251)
- 25 Hier stand die Almhütte. Weiter hinauf war eine letzte Stufe, die zu einem Gletscher führte, über dem, noch viel weiter oben, eine mächtige Felswand ruhte, die in einer scharf gezackten Kante endete. (p. 251)
- 26 Ein außergewöhnlicher Anblick breitete sich vor uns aus. Weit unter uns lag ein riesiges Tal in all seiner Pracht. (p. 254)
- 27 ...wo bald die Bäume dichter standen und der Boden matschig wurde. (p. 255)
- 28 Mitten drin stand ein großes dreistöckiges Haus, das sich als eine Art Hotel, wohl für Urlauber oder Sportler, herausstellte. (p. 255)
- 29 Wir gingen in den Hof, um zu fragen ob wir die Nacht im Heuschober verbringen dürften. (p. 255)



Vorne das Signal de Soi, das wieder tief hinabsteigend zurückgelassen werden muss. In der Mitte die Dent de Valère, die sie bis zum oberen Waldstück hinaufsteigen, um endlich zur Dent de Valerette hinüberzuwechseln, immer in sehr steilem Gelände.



Links in der Ferne das Gletschereis von Montblanc de Cheilon und La Ruinette, rechts das mächtige von Petit und Grand Combin. Mitte Links der Sex Carro, der Oberschenkel des Rhônekniees bei Martigny, davor die Aiguille de Mex, leicht zu verwechseln mit der Dent de Valerette.



30 Es war ein riesiges Plateau von Wiesen, mittendrin ... Vérossaz. (p. 257)

31 „Sie gehen zehn Minuten die Hauptstraße weiter“, sagte sie und deutete nach rechts.
„Sie finden den Bahnhof zu ihrer rechten. Sie können ihn nicht verfehlen, er ist genau in der Mitte der Stadt.“ (p. 258)



Vérossaz vis-à-vis der Dents de Morcles, wo leicht links der Mitte vom Croix de Javerne herab das untere Bild gemacht wurde.



St-Maurice unter den Felsen des Plateaus von Vérossaz (Vers Haut sur Le Scex), die sie von links kommend unten entlanggehen, um umgekehrt mitten durchs Städtchen hindurch den Bahnhof zu erreichen. Unten führt die Rhône Schmelzwasser aus allen Seitentälern des Wallis.

DIE FLUCHT DURCHS CHABLAIS

von Ueli Raz

Der Col de Bretolet und der Col de Cou sind die südlichsten Zwillingspässe der Voralpenkette, die das französische Chablais vom schweizerischen Chablais trennt, im Norden eintauchend in den Genfersee, im Süden abgeriegelt von den schroffen Dents du Midi und ihren Ausläufern, den Dents Blancs. Das französische Chablais im Westen gehört zu Haute-Savoie, das schweizerische, im Osten, zum untersten Teil des Kantons Wallis. Die erste größere Ortschaft, die im Talboden den Zugang zur Hochgebirgslandschaft des Wallis bildet und die man als Städtchen bezeichnen könnte, ist St-Maurice. Beide Pässe unterscheiden sich deutlich: Der Col de Cou ist ein sanfter Übergang, der auf breiten Wegen begangen werden kann, dieweil der Col de Bretolet eine scharfe Abbruchkante bildet, als ob er ständigen Pressionen ausgesetzt wäre, denen seine zwei Hangseiten nicht standzuhalten vermöchten. In der topologischen Mulde des Passes besteht die Schweizer Seite aus einer senkrechten, sehr brüchigen Wand, die französische zwar aus kaum weniger steilen Abbrüchen, zwischen deren Runsen aber einige Gras- und sogar Waldhänge die Passhöhe mit dem Talboden verbinden. Der Pass ist begehbar – doch wer ihn ernsthaft nutzt, macht dies nur, weil er die Alternative mehr zu fürchten hat als die Schwierigkeiten des Geländes. Zwischen den Pässen, die in Luftdistanz 830 m auseinanderliegen, gibt es eine Erhebung von immerhin 70 Metern: La Berthe. Auf der Westseite bildet sie eine nur schwache Krete, in die Schweiz hinein, bis knapp vor Champéry aber einen Grat, der auf der ganzen Strecke die Passzugänge in zwei eigentliche Täler teilt, beim Col de Cou mit Namen Les Creuses, beim Col de Bretolet mit Namen Berroi.

Wer eine Grenze unbemerkt passieren muss, hat nicht die zeitliche und materielle Gelegenheit, den Ort der Passage optimal auszuwählen. Der Zufall ist das entscheidende Moment des ganzen Unternehmens, beim Überlegen, bei der Planung und der Durchführung. Es verwundert nicht, im Text nichts darüber zu erfahren, wieso Heller sich für diesen Ort der Passage entschieden hat. Zur Verfügung hatte er eine Karte, die ihm klarmachte, dass das Gebiet südlich der Dents du Midi Schwierigkeiten bieten würde. Ob er etwas von Goethes Wegbeschreibung über den Col de Balme wusste, ist nicht bekannt.

Ebenso wenig weiß man über seine Einschätzung des nördlichen Teils des Grenzgebietes zwischen dem französischen und dem schweizerischen Chablais, der eher milden Gebirgszone zwischen Morgins und dem Genfersee, die sehr viele begehbare und in Kriegszeiten ebenso viel genutzte Passagen aufweist.

Was Heller über seine Pläne sagt, ist, dass seine kleine Familie mit Frau und dem gehunfähigen fünfjährigen Mädchen in Samoëns, das damals mit einem Zug von Annemasse aus erreichbar war, starten würde und über nur wenig hohe Berge die Schweiz in C. (das in der Lektüre sehr schnell als Champéry zu entschlüsseln war) betreten wolle, wo sie der Zug via Monthey und Aigle nach Lausanne und dortselbst, durch die Distanz vom Grenzgebiet vor der sofortigen Abschiebung geschützt, zu einem regelkonformen Asylverfahren bringen würde.

Da das Mädchen wegen einer beidseitigen Hüftluxation nicht gehen, ja nicht einmal stehen konnte und immer durch Gipsverbände gefesselt war, benutzten die Hellers einen Kinderwagen. Den Start in Samoëns morgens um drei aus dem Hotel, dessen Besitzerin abends zuvor mit Sympathie zu verstehen gab, dass sie wisse, was für einen Ausflug sie vor sich hätten, kann man sich gut vorstellen. Bis auf den Col de la Golèse, wo sich die erste Katastrophe zeigte, dass dieser unbewachte Übergang keineswegs schon Frankreich mit der Schweiz verbindet, hat man keine Mühe, sich das Trio vorzustellen, auch auf der anderen Seite runter kann das Vehikel ohne Mühe gestoßen werden.

Die Alphütte von Chardonnière, einem kaum ergebnigen Boden, dessen Name zu Deutsch „Distelalp“ bedeuten würde, erreichen sie gegen Mittag, aus einem Treffen mit zwei Älplern ergibt sich ein Arrangement. Die Familie zieht langsam durch die Weide, die viel Geröll enthält, und Schritt für Schritt in die Höhe. Wo es steiler wird, ist sie hinter der schwachen Krette von La Berthe vor den Feldstecherblicken der Grenzwacht auf dem Col de Cou geschützt, ebenso durch die Bäume (dass man sie schon auf dem Col de la Golèse und dem Weg herab ins Val de la Manche gesehen haben muss, ist eine Frage der Intensität der Überwachung und also eine Frage des Glücks). Erst in der späten Dämmerung wird losgegangen. Ganz südlich wäre es unmöglich gewesen, ganz nördlich auf der steilen, aber breiten Flanke von La Berthe am einfachsten, allerdings zu nahe am großen Weg zu den Wachposten. Ein Augenschein auf dem Col de Bretolet zeigt, dass es direkt in der Mitte des Passes eine Runse gibt, die zwar sehr steil, immerhin aber mit Tännchen durchsetzt ist. Ohne gute Schuhe und ohne Training ist solch steiles Gelände auch ohne Gepäck und ohne mitzutragendes Kind unbegehbar – und selbst wenn man am Seil gezogen wird, ist das Ganze eine unvorstellbare Strapaze. Ist sie endlich bewältigt, in tiefster Nacht, sind die Nerven blank. Was ein steiler Hang ist und was eine senkrechte Wand, ist nicht

mehr zu unterscheiden. Das ist die Situation, in der man sich die drei Alleingelassenen auf dem Col de Bretolet vorstellen muss. Liest man als Ortskundiger den Text mit einem Blick auf die detaillierte Karte, scheinen hier einige der Zeitangaben, die Heller aus dem Gedächtnis macht, nicht plausibel. Man muss aber die zwei Passagen auf dem Col de Bretolet und darauf folgend auf der Arête de Berroi, nach denen sie am Ende der Nacht auf einer Flurstraße die Alphütte Berroi erreichen, einander entgegenhalten: Weniger die übertrieben scheinenden Zeitangaben auf dem Pass sind fraglich, als diejenigen auf dem engen Grat von Berroi, die zu kurz gefasst sind. Gerade als ob sie mit dem Wägelchen in dieser komplett durchfurchten Spur hätten fahren können, ohne auch hier jeden einzelnen Schritt in der Nacht hin und her zu überlegen.

Die Hütte war nicht nur ein Glück, indem sie Heu für den Schlaf geboten hat, sondern auch ein Fluch, weil sie auf dem Weg der Grenzwächter lag und es von hier an über weites offenes Gelände ging, das sie nicht umgehen konnten und auf dem sie den Blicken der Grenzwächter spätestens ab der Arête de Berroi ausgesetzt waren. Darauf weisen die zuvorkommenden Wirtsleute DuMont (ihr richtiger Name war Gonnet) auf Barmaz sie sofort hin, und in der Tat werden sie wenige Schritte von diesem Weiler entfernt von zwei Grenzwächtern aufgehalten (sie geben nicht preis, ob sie gekommen waren, weil sie das Trio gesehen hätten, oder weil sie ausschließlich einen regulären Kontrollgang durchführten). Der Mauvais Pas, deutsch „Böser Tritt“, der von einer exponierten Kante steil in den Graben des Champs de Barme hinabführt, wird im archivierten Protokoll der Grenzwächter erwähnt und ist nur noch auf der historischen Siegfriedkarte nachzuweisen. Er wird für die Flüchtlinge zur eigentlichen Unglücksstelle. Ohne Gewalt und Rechtsbruch können sie der Aufforderung nichts entgegenhalten, mit den Grenzwächtern zusammen zum Col de Cou zu gehen, wo sie ihr Glück wieder in Frankreich suchen dürften – eine Vogelfreiheit, die jeden polizei- oder militärnahen Menschen aufforderte, sie zu verraten, festzuhalten, den Nazis auszuliefern und in ein Konzentrationslager abzuschicken.

Wie oft schon beschrieben, gibt es auch bei Heller eine Passage, wo er nicht zögert, die Situation als Opfer zu erklären und die Schergen partiell als Freunde zu bezeichnen. Das ist eine Textstelle, wo es auch Abgebrühten mulmig wird, weil ein Mensch, der so viel Willen einsetzte, um das Überleben abzusichern, in dem Moment, da es definitiv scheitert, die Zerstörer rechtfertigt – nicht in ihrer Tat und im Befolgen ihrer rechtlichen Pflichten, aber in ihrer existentiellen, zufälligen Individualität.

Nach ihrer Abschiebung finden die Hellers wie auf Chardonnière auch auf der Nachbaralp Fréterolle unterhalb des Col de Cou eine helfende Sennenfami-

lie. Die Nacht verbringen sie auf dieser Alp, den nächsten Tag 350 Meter talauwärts in einem schon damals nicht mehr gebrauchten Stall, wo heute auf der Karte Le Beau Bornon eingezeichnet ist. Da sie aus Sicherheitsgründen das Versteck bei Tageslicht nicht verlassen, haben sie von der sie umgebenden Topographie keinen blassen Dunst. Nach der Dämmerung ziehen sie, das Kinderwägelchen auf der Tenne des Stalls zurücklassend, mit dem Äppler los. Folgt man der Karte, braucht Hellers Bestürzung, sich bald danach direkt beim Grenzhaus wiederzufinden, nicht zu überraschen. Es ist von Fréterolle aus nicht möglich, die Grenze in derselben Nacht an einer anderen Stelle als dem Col de Cou zu überschreiten. Es war ein Risiko und dazu das einzig mögliche – und es war gut, dass Heller darüber nicht im Bilde war.

Beim Aufwärtsgang mit den Grenzwächtern hatte Heller versucht, sich die Landschaft einzuprägen (zu jenem Zeitpunkt dachte er, beim selben Pass zurückzukehren, unten auf Fréterolle war er der Annahme, die zweite Überschreitung, vom Einheimischen angeführt, würde anderswo geschehen). Doch ist der Grat Berroi so hoch, so steil und so sehr mit Runsen und Bächen durchfurcht, dass ihm die Orientierung in dieser Nacht schwerfällt. Er merkt nicht, dass er einen Weg ein Stockwerk tiefer als die letzten Male abzulaufen hat. Dieser untere Weg vom Col de Cou bis zum Übergang der Arête de Berroi ist lang und in der Tat heikel: Bis aufs letzte gestresst, mit einem Kind auf dem Rücken und einer Frau, die vielleicht jede Minute am liebsten sagen würde: Du hast dich verirrt, du hast dich verirrt..., ist es eine Riesenleistung, den Übergang in der Nacht da, wo heute der neue Stall von Berroi steht und genutzt wird (1816 m), als denselben zu erkennen und schnellstmöglich die Passage übers offene Gelände, die nun zum dritten Male gegangen wird, hinter sich zu bringen.

Vom Militär eingeschüchtert, verwerfen die Hellers den alten Plan, in Champéry die Bahn zu nehmen. Es gilt somit, allen Zonen auszuweichen, in denen Kontrollposten zu erwarten sind. Der neue Weg aus dem Tal, der sogenannte „traverse trail“, der nicht auf der offiziellen Verkehrsstrecke zu suchen sei, sondern möglichst den Seitenhang in einer gewissen Höhe traversieren oder queren soll, wird ihnen von Bekannten der Wirtsleute in der kommenden Nacht gezeigt. Heute würde man den normalen Höhenweg der Tour du Dents du Midi benutzen, der von Barmaz nur leicht ansteigt, um auf einer Höhe zwischen 1600 und 1900 Metern die ganze lange Nordseite der Dents du Midi zu durchwandern. 1942 gab es diesen Weg, dessen vierzigjähriges Bestehen erst 2012 gefeiert wurde, noch nicht durchgehend. Auf dem Boden von Les Rives gegenüber von Champéry und 100 Meter höher verläuft ein alternativer Talweg, der weniger dazu dient, die Leute von oben nach unten zu führen als vielmehr die zwei Talseiten an mög-

lichtst vielen Stellen zu verknüpfen. Auf dieser Strecke ziehen sie gegen Mitternacht dahin, nicht wenigen bewohnten Häusern begegnend. Eines von diesen sollte ihnen dank der Bekanntschaft der Hausbewohner mit den letzten zwei Wegführern Unterschlupf bieten, doch sie verpassen es. Sie wandern weiter in der Nacht und ziehen, in der Meinung, vor der äußersten Anhöhe des Val d'Iliez zu stehen, hinter der es schon nach St-Maurice hinabginge, bis zum Signal de Soi hinauf, ein Wegstück mit gut 700 Metern Höhendifferenz.

Heute würde man von diesem Punkt, wo für sie der neue Tag begann, auf derselben Höhe weiterziehen. Sie mussten hinunter, sei es, weil sie den Weg verpassten, sei es, weil er noch nicht geschlagen war. Auf der nächsten Krette treffen sie auf eine Alp mit drei Hütten, La Pale (1523 m). Am Nachmittag sind sie viel weiter oben, wo sie bei Les Reusses zu essen bekommen. Der nächste sichere Punkt des Textes ist die Dent de Valerette (2267 m), wo Heller von der gewaltigen Aussicht so überwältigt ist, dass er die Rhônequelle südlich unter dem Grand Combin situiert statt im Nordosten, mehr als hundert Kilometer weit entfernt. Beim Abstieg auf dem normalen Weg sieht man die Hütte der Alp Valerette nicht, deshalb stoßen sie bis zum großen Haus von Chindonne vor, das man links in der Tat leicht umgehen kann, nicht ohne im weiteren auf einem Netz von Wegen und Waldstraßen ohne Übersicht runter zu müssen. Erst auf Les Plans (1400 m) treffen sie auf ein Wohnhaus mit einem Stallgebäude, wo sie übernachten, essen und sich am nächsten Morgen waschen können.

Den Weg durch Vérossaz, ein Ortsname, der ausnahmsweise ganz ausgeschrieben steht, über die schöne Wand der Fingles mitten hinein in die Festungsstadt St-Maurice unternehmen sie offenbar ohne große Angstgefühle, und es gelingt ihnen auch, mit dem Schweizer Geld der Gonnets Fahrkarten für den Zug bis Lausanne zu kaufen und am selben Abend dortselbst anzukommen.



MEIN VATER JAMES EDWARD ISIDOR HELLER

von Nora M. Darc

Beim Namen Paul Burmetz, unter dem mein Vater dieses Buch schrieb, handelt es sich um ein Pseudonym. Zum Grund dafür komme ich später.

Sein richtiger Name war Isidor Heller. Er wurde am 18. Februar 1906 in Palästina geboren, das damals Teil des Osmanischen Reiches, auch Türkei genannt, war und heute zu Israel gehört. Sein Geburtsort war eine Siedlung außerhalb von Safed – einst ein blühendes Zentrum kabbalistischer Studien. Ich stelle mir gerne vor, dass einer der Vorfahren meines Vaters Kabbalist war. Jedenfalls erinnere ich mich, dass mein Vater mir einmal erzählte, dass einer seiner Ahnen als eine Art Heiliger verehrt wurde und es zu seinem Gedenken einen Schrein gab.

Sein Vater, mein Großvater, Samuel Heller, war ein orthodoxer Jude und folglich natürlich ein Gelehrter des Talmuds. Von seinem Beruf, also wovon er den Lebensunterhalt bestritt, habe ich keine Ahnung. Meine Großmutter Pearl Heller war Köchin, eine sehr gute Köchin, vielleicht sogar eine Chefköchin und sie stammte möglicherweise aus England.

Der väterliche Teil der Familie meines Vaters könnte vor einigen Jahrhunderten aus Deutschland nach Palästina gekommen sein. Ich weiß nicht, mit welcher Sprache mein Vater aufwuchs, aber Deutsch ist es ganz sicher nicht gewesen. Es kann auch nicht Hebräisch gewesen sein, obwohl er es gewiss beherrschte, denn diese Sprache galt damals als heilig und war Gebeten und rituellen Handlungen vorbehalten. Auch Jiddisch, das im Milieu seiner Familie als vulgär galt, war es

sicher nicht. Darum denke ich, dass es Arabisch gewesen sein muss und von dem ich auch weiß, dass es ihm geläufig war.

Mein Vater war das älteste von sechs Kindern. Ich glaube, der Nächstältere war ein Bruder, danach folgten drei Mädchen und am Ende ein weiterer Bruder, der ganze 20 Jahre jünger war. Die Eltern meines Vaters müssen schon früh geheiratet haben, bei der Geburt meines Vaters war mein Großvater gerade erst 20 Jahre alt.

Ich weiß nicht genau, warum mein Vater im Alter von elf Jahren seine Heimat verließ. Wahrscheinlich war es wegen der schwierigen wirtschaftlichen Bedingungen jener Zeit, aber auch familiäre Probleme könnten eine Rolle gespielt haben. Ich erinnere mich, dass er oft erzählte, er wäre während des Krieges gezwungen gewesen zu stehlen, einfach weil es nicht genug zu essen gab und dass er große Angst hatte, dies könne zu einer Angewohnheit werden, die nicht mehr abzugewöhnen sein würde.

Im Jahr 1917 verließ er also die Heimat, um nach Ungarn zu gehen, wo sich Verwandte um ihn kümmern sollten. Nach dem Ende des Krieges wurde er im Rahmen eines Hilfsprogramms für notleidende Kinder nach Holland geschickt, um dort zu Kräften zu kommen. Aber statt der vorgesehenen paar Wochen blieb mein Vater einige Jahre dort, arbeitete zuerst in einer Zigaretten-, danach in einer Kartonagenfabrik. Ich glaube, der Umstand, in der Fabrik unbeschränkten Zugang zu Zigaretten zu haben, war hauptverantwortlich für seine Nikotinsucht, die ihn bis fast an sein Lebensende nicht mehr losließ.

Er war sehr wissbegierig und hungerte geradezu nach Bildung. Aus Büchern konnte er nicht lernen, da er, so erzählte er uns, weder lesen noch schreiben konnte. Ich glaube allerdings, dass er lediglich das lateinische Alphabet nicht beherrschte, denn das Hebräische war er sicher gelehrt worden und ebenso wohl auch das Arabische. Als er in Enschede 1923 eine Handelsschule abschloss, kann das jedenfalls längst kein Thema mehr gewesen sein, denn ohne Lesen und Schreiben wäre das nicht möglich gewesen.

Er hatte definitiv eine phänomenale Begabung für Sprachen. Im Laufe der Jahre lernte er Ungarisch, Niederländisch, Deutsch, Französisch, Italienisch und Englisch. Und er konnte auch Latein. Er erlernte neue Sprachen sehr schnell und sprach sie schon nach kurzer Zeit fließend. Er erlernte alle Aspekte einer Sprache, Aussprache, Vokabeln, Grammatik, Mundart und selbst Slang. Schon nach kurzer Zeit in einem fremden Land konnte er für einen Eingeborenen gehalten werden.

Mein Vater wurde schon in jungen Jahren Atheist, hat sich gegenüber seinem Vater aber bis zuletzt als guter und frommer Jude ausgegeben. In jungen Jahren war mein Vater auch glühender Kommunist und aus seinen Erzählun-

gen weiß ich, dass die Armut und die Not, die rings um ihn herrschten, dazu den Anstoß gegeben haben.

Früh entdeckte mein Vater seine Liebe zur Mathematik, die er später nicht nur studierte, sondern stets auch lehrte. Bis zum Abschluss seines Studiums sollte viel Zeit vergehen. Von 1927 bis 1930 besuchte er in Wien die Maturaschule. Danach studierte er bis 1936 an der Universität Wien. Seinen Doktor machte er schließlich 1950 in Genf, im Alter von 44 Jahren.

Unsere Familie verbrachte den Anfang ihres achtjährigen Schweiz-Aufenthalts, der von 1942 bis 1950 dauerte, in Lausanne. Danach folgte ein Sanatoriumsaufenthalt in Leysin. Von dort ging es nach Davos und, im Dezember 1944, nach Tenero im Tessin, wo wir bis zu unserer Ausreise in die USA blieben.

Ein wichtiger und immer wieder bestimmender Aspekt im Leben meines Vaters waren große gesundheitliche Probleme. Bei der im Buch beschriebenen Operation wurde ihm 1938 in Wien eine von Tuberkulose befallene Niere entfernt. Während unseres Aufenthalts in der Schweiz gab es weitere Spitalsaufenthalte und noch eine Operation. Die immer noch akute Tuberkulose führte zum erwähnten Sanatoriumsaufenthalt, der etwa ein Jahr währte. In den USA stellten sich dann Bandscheibenprobleme ein, aufgrund derer er sich weiteren Operationen unterziehen musste, und schließlich auch noch eine Herzerkrankung.

Seit unserer Ankunft in New York tat mein Vater alles nur Mögliche, um keinerlei authentische Informationen über seine Vergangenheit und Herkunft preiszugeben und dazu hatte er in den USA jener Zeit Grund genug – nicht zuletzt auch im Hinblick auf etliche seiner Arbeitgeber. Er hatte nicht nur seine kommunistische Vergangenheit zu verbergen, sondern auch einige kommunistische Verwandte und Freunde in Europa.

Als der Krieg zu Ende ging, war aus meinem Vater bereits ein strikter Gegner des Stalinismus geworden. Ich kann mich an viele hitzige Diskussionen erinnern, die er mit engen Freunden über dieses Thema hatte und die wohl ein schlechtes Ende genommen hätten, wäre meine Mutter nicht zur rechten Zeit mit Keksen und Tee erschienen, um die Streithähne zur Besinnung zu bringen.

Von 1951 bis 1961 lebte unsere Familie in Washington D. C. und mein Vater arbeitete für das *Department of the U.S. Navy* an etwas, das sich *Logistics Research Project* nannte und unterrichtete an der *George Washington University*. Daneben arbeitete er, meist über den Sommer, für die *RAND Corporation* in Santa Monica.

Von 1955 bis 1960 arbeitete mein Vater an seinem Buch „Our Share of Morning“. Dass er es nicht unter seinem richtigen Namen, sondern unter einem

Pseudonym veröffentlichte, sollte für eine strikte Trennung zwischen seiner wissenschaftlichen und seiner literarischen Karriere sorgen. Zum Pseudonym Paul Burmetz kam mein Vater auf folgende Weise: Die Lektorinnen, die bei Doubleday an der Veröffentlichung des Buches arbeiteten, waren eine Mrs. Burton und eine Mrs. Metzger und daraus entstand der Name Burmetz. Den Vornamen Paul habe möglicherweise ich beige-steuert, ebenso wie den Namen Alice, den im Buch meine Mutter trägt.

1961 übersiedelte unsere Familie nach Kalifornien, wo mein Vater für die *Stanford University* in Palo Alto an Forschungsprojekten arbeitete.

1963 ging es wieder zurück an die Ostküste. Mein Vater kaufte ein Haus in Bowie, Maryland, nicht weit von Washington D.C. und dort blieb er bis zu seinem Lebensende. Er forschte und lehrte an der *Catholic University of America* in Washington D.C.

Drei Dinge liebte er über alles und das waren neben der Mathematik die klassische Musik und die Berge.

In seiner Jugend in Holland hatte er gelernt, Geige zu spielen, musste damit nach einer Handverletzung aber wieder aufhören. Mit ihm konnte man sich vortrefflich über klassische Musik unterhalten. Er hatte ein umfangreiches Wissen über klassische Komponisten, ihre verschiedenen Stilrichtungen, die verwendeten Instrumente und wie in anderen Angelegenheiten hatte er auch hier stets pointierte und überzeugende Ansichten. In seinen letzten Lebensmonaten fühlte er sich vor allem zu Musik hingezogen, die romantisch, zart und gefühlvoll war: Dvorak, Brahms, Mahler, und ich erinnere mich auch, dass er in dieser Zeit wieder und wieder Beethovens Violinkonzert hörte.

Während unseres Aufenthaltes in der Schweiz genoss er die Möglichkeit, in den Bergen zu wandern und auch in den USA, vor allem in der Zeit in Washington, gehörten unsere Wochenenden und Urlaube dem Wandern durch die Berge.

Ende 1972 oder Anfang 1973 wurde bei ihm Lungenkrebs diagnostiziert. Er starb am 10. Juni 1973 im Alter von 67 Jahren in Washington D.C.

DER MANDELBAUM

von Nora M. Darc

Immer noch seh ich sie, Steinchen, gemustert,
sonnenlichtfarben übers Tischtuch verstreut,
zerbrechliche Hüllen aus gar grobem Zeug,
und jegliche voll Überraschung.

Lieulich und weich liegt sich's, in meinen Händen
und als wär's nicht genug, ist's auch trefflich zu essen,
knusprig, doch sanft und wie Flocken
aus süßem und goldenem Licht.

Sie kommen, so heißt es, vom Mandelbaum.
„Du weißt doch, der Mandelbaum, weißt du nicht mehr?
Weißt du nicht, wie ich sagte: Wart nur, im Winter,
da gibt's für uns Mandeln?“

Mandelbaum? Winter? Wann denn? Und wo?
Ich weiß nicht genau, doch am Ende,
da fällt es mir ein, nicht der Baum, doch die Nacht,
durchflossen vom Licht und lange zurück,
eine Nacht voll der Wagnis, eine große Reise,
die hinführt zur Grenze von allem Bekannten.
Und ja, jetzt seh ich den Mandelbaum dort,
im tiefsten Winkel, am Ende des Gartens.

Die lieblichen Düfte, sie sind wieder da,
geheimnisvoll tanzende Blüten,
singend und flüsternd im wiegenden Wind,
so viele und doch nur wie Teilchen
dieses einen und ganzen wogenden Baumes
der selbst nicht mehr ist als Schwingen
einer alles umfassenden fließenden Nacht.

Und wie ich sie sehe, die goldenen Reste
von Schalen, verstreut auf dem Tisch,
da hör ich sie wieder, die Stimme des Vaters,
die mich fortzieht vom großen und mächtigen Frieden,
der allem hier innewohnt, unübertrefflich.

Ein Versprechen nur ist es, kaum hörbar, kaum glaublich,
von etwas – ist's möglich? - noch besser, noch reicher
und weit weg von diesem: „Wart nur, im Winter,
da gibt's für uns Mandeln“.

New York, 29. Jänner 1980
(übersetzt aus dem Englischen)



- 1 Studienbuch, Universität Wien, um 1929
- 2 Karoline Freudmann (ganz links) mit Geschwistern und Mutter, um 1917
- 3 Familie Heller (mit Armin Freudmann, Bruder von Karoline, rechts), Tenero, 1947
- 4 Isidor Heller, um 1934
- 5 Nora Heller, 1937, 6 Monate alt
- 6 Isidor Heller, Tenero, 1946
- 7 Nora und Karoline Heller, 1961
- 8 Nora und Karoline Heller, Tenero, 1946
- 9 Nora und Karoline Heller, Tenero 1946
- 10 Nachruf auf Isidor Heller, Washington Post, 1973



C-4 Tuesday, June 12, 1973 THE WASHINGTON POST

Economist J. E. I. Heller Dies

By Martin Wolf
 "Economic man" must mean J.E.I. Heller, 67, a prominent mathematician who wrote a book detailing his family's harrowing escape from the Nazis in Europe.

Mr. Heller, whose initials stood for James Edward Isidor, and was often called Heller, or simply "J.", was a specialist in both pure and applied mathematics, who taught and did research work for many years at George Washington University and Catholic University.

After his recent retirement from teaching, he served as a consultant for the logistic management in Viet Nam, a private non-profit research institute in Great Falls, Va.,

France, and finally after many narrow escapes, and arduous journeys, to Switzerland.

Mr. Heller saw the story he wrote of his flight with his wife and daughter published in 1961 by *Look* magazine as "Our Share of Morning" under the pseudonym Paul Davernet.

Friends said that Mr. Heller chose to write his book under an assumed name because he wanted to be known not as a writer or refugee, but as a mathematician.

After receiving a doctorate from the University of Geneva in 1930, Mr. Heller came to the United States, where he was naturalized six years later.

Among the areas of pure mathematics in which he specialized were graph theory and category theory. He also was interested in applied mathematics, explaining "I cherish both lines of mathematics — the pure as a beautiful retreat from reality, the applied as an ardent hope for life."

In addition to teaching and working at George Washington and Catholic Universities, he did research at Stanford University and for the Navy Department, and was a consultant to the Arms Control and Disarmament Agency and the Rand Corp.

Mr. Heller lived at 12115 Long Ridge Ln., Bowie, Services include his wife, Caroline of the home, his 4 children, Nam, Frederick, J. Cole York, and two grandchildren.



1



2



3



7



8



4



5



6



9



10

- 1 Karoline Heller, um 1930
- 2 Isidor Heller, um 1930
- 3 Nora M. Darc, 1990
- 4, 5 Gottfried und Pauline Freudmann,
Eltern von Karoline Heller, 1939
- 6 Samuel Heller, Vater von Isidor Heller, Israel,
1950
- 7, 8, 9 Isidor und Karoline Heller, USA,
1960er
Jahre



11



- 10 Samuel und Isidor Heller, Israel,
1950
- 11 Familie Heller, Kalifornien, 1963
- 12 Nora M. Darc, Karoline Heller, USA,
1976
- 13 Karoline Heller, USA, 1970er Jahre
- 14 Karoline Heller, USA, 1976
- 15 Aquarell von Karoline Heller



13



14



15

ZUR DEUTSCHEN AUSGABE

von Gustav Freudmann

Niemand weiß, wie viele Bücher es gibt, die über eine gelungene Flucht vor der tödlichen Bedrohung durch den Nationalsozialismus berichten. Sicher sehr viele, wenn gleich die Zahl derer, denen gegeben war, darüber berichten zu können, in jedem Fall zu klein bleiben musste. Warum ich, auf diesem Gebiet ein Laie, gerade dieses Buch aus dem Englischen übersetzt und produziert habe, hat einen ganz einfachen Grund. Bei den drei Menschen, deren abenteuerliche Flucht hier beschrieben wird, handelt es sich um enge Verwandte und ich kenne das Buch daher, gleichsam wie alten Familienbesitz, schon seit vielen Jahrzehnten.

Als ich es zum ersten Mal im englischen Original las, war ich wie selbstverständlich davon überzeugt, der Autor, den ich übrigens persönlich niemals kennengelernt habe, sei gebürtiger Österreicher gewesen und hätte in einer ihm fremden Sprache geschrieben. Beim Lesen fragte ich mich immer wieder, wie er wohl dieses oder jenes in seiner Muttersprache, also im österreichischen Deutsch, formuliert hätte.

Und eine Sache faszinierte mich besonders und bereits auf den ersten Seiten: Obwohl der Führer des Großdeutschen Reichs in diesem Buch doch nicht gerade selten erwähnt wird, erwies der Autor ihm nicht ein einziges Mal die Ehre, ihn beim Namen zu nennen. So wurde hier aus einer der wohl meistbekanntesten und meistgehassten Personen der Weltgeschichte einfach „The Madman“ und ich stolperte beim Lesen immer wieder darüber. Wie hatte er ihn wohl in seinen Gedanken genannt? Den Wahnsinnigen? Den Verückten? Den Irrsinnigen? Mit dieser simplen Frage begann, rückwirkend gesehen, eigentlich schon die Übersetzung und der Anstoß war gegeben, damit eines Tages, sollte niemand anderer es tun, fortzufahren, somit gleichsam einen Versuch zu unternehmen, den Text in des Autors Muttersprache zurückzubringen.

Nun, eine Übersetzung ins Deutsche erschien nie, das erste Erscheinen des englischsprachigen Originals lag mehr als fünfzig Jahre zurück und so begann ich Ende 2011 damit, meinem schon lange zurückliegenden Vorhaben Taten folgen zu lassen. Im Zuge meiner Recherchen stellte sich zwar schon zu Beginn heraus, dass die Muttersprache des Autors gar nicht Deutsch gewesen ist, doch mein Projekt in Angriff zu nehmen, gab's noch weitere Gründe.

So enthält das Buch eine ergreifende Beschreibung meiner 1942 von den Nazis ermordeten Großeltern (seiner Schwiegereltern) und mir liegt daran, das darin enthaltene

Andenken an zwei außergewöhnliche Menschen auch für die Generation nach mir fort-dauern zu lassen. Auch enthält der Text als Augen- und Zeitzeugenbericht eine Menge an Primärinformation, die dem Leser vielleicht nicht geläufig war, speziell über das Öster-reich nach dem März 1938, bzw. das, was nach dem „Anschluss“ davon noch existierte, aber auch über die Situation in Frankreich vor und nach der 1940 erfolgten teilweisen Besetzung sowie über die Vorkommnisse jenes verhängnisvollen Spätsommers 1942.

Leider hat das Buch auch einen äußerst aktuellen Bezug. Menschen, denen das Lebens-recht abgesprochen wurde und deren Rettung nicht mehr als ein Fleckchen sicheren Boden und ein wenig Hilfe erfordern würde, irren auch heute millionenfach durch die Welt, stoßen genau wie damals in ihrem Überlebenskampf auf undurchdringlich scheinende Bollwerke aus Grenzen, Organen, Behörden, Gesetzen und Willkür – und sind dadurch oft ebenso sicher zum Tode verurteilt, wie wenn sie sich ihrem Schicksal gleich freiwillig ergeben hätten.

In diesem Buch begegnen die Protagonisten fast ausschließlich Menschen, die sich spontan und ohne lange über persönliche Konsequenzen nachzudenken, als Freunde erweisen. Die Existenz jener couragierten Menschen ist der Hauptgrund dafür, dass dieses Buch überhaupt geschrieben werden konnte – und dass die unendlich lange Liste der Naziopfer am Ende um drei Namen kürzer war als vorgesehen.

Allein der Teil des Buchs, in dem beschrieben wird, wie freundlich und warmherzig „illegale“ Flüchtlinge aus dem Deutschen Reich von der Pariser Fremdenpolizei aufgenommen werden, wäre für europäische Politiker und Beamte eine lehrreiche Lektüre und das Gleiche gilt natürlich für jenen Teil, in dem Verwaltung und Exekutive einer ganzen Provinzstadt mit nichts anderem beschäftigt sind, als sich, wider geltende Weisung und wider geltendes Gesetz, um die Rettung der ihnen anvertrauten Flüchtlinge vor dem sicheren Tod zu kümmern.

Die Beschreibung, wie fünf unterschiedlichste Menschen, gemeinsam, als feste Kette, einen fast unbezwingbar steilen Hang überwinden, gehört für mich zu den schönsten und beeindruckendsten Bildern des Buches überhaupt und wenn sein Erscheinen in deutscher Sprache etwas dazu beitragen kann, die in diesem Bild enthaltenen Gedanken ein Stück-chen weiter zu transportieren, dann hat sich die Arbeit gelohnt, bei der mir Christine Lauener und das Archives Fédérales Suisses, Eduard Freudmann, Dillard Boland, die Hoie-Foundation, Martina Heilingsetzer, Martin Auer, Herta Pechenard, Nora M. Darc, Ueli Raz und Patricia De Vine großartig geholfen haben...

ANMERKUNGEN

Ein vom Erstverleger an den Beginn der Originalausgabe gesetztes Gedicht von Emily Dickinson („Our share of night to bear...“) wurde nicht übersetzt und für die deutschsprachige Ausgabe weggelassen. Der Titel (im Original: „Our share of morning“), der diesem Gedicht entstammt, wurde darum abgeändert.

Der Übersichtlichkeit halber wurden Sternchen eingefügt, wo in der Originalausgabe Abschnitte durch Leerzeilen getrennt waren. Auch an einigen Stellen, wo dies im englischen Text möglicherweise vergessen oder übersehen wurde.

Aus dem Schlussteil von „Nach Hause“ wurden einige stark zeitbezogene Passagen entfernt, welche sehr spezielle Reflexionen des Autors über die USA der fünfziger und sechziger Jahre enthalten. Sie schienen ohne zusätzliche Erläuterungen nicht mehr verständlich und aus zeitgenössischer Sicht weder für Text noch Thema von Bedeutung.

Ans Ende des Textes wurde ein Anhang angefügt. Er enthält das aufs wesentliche gekürzte

Vorwort des Autors zur englischen Originalausgabe 1961,

Hintergrundinformationen zur Flucht der Hellers in die Schweiz aus schweizerischen Archiven,

Bild- und Kartenmaterial zur Flucht der Hellers durch die französisch-schweizerischen Berge von Ueli Raz,

Biographische Angaben zu Isidor Heller, ein

Gedicht von Nora M. Darc, einige

Fotografien der Familie Heller und ein

Nachwort des Übersetzers und Herausgebers.

„Ich wusste, dass nun gehandelt werden musste, aber ich wusste nicht wie. Es war klar, dass sie binnen kurzem mit Gewalt in unser Häuschen eindringen würden. Sobald sie sehen würden, was wir zurückgelassen hatten, würden sie ihre Fahrt fortsetzen. Darauf, dass sie wendeten, konnten wir nicht hoffen, denn das war auf dieser schmalen Straße gar nicht möglich. Wenn wir einfach warteten und stehen blieben, wo wir uns befanden, würden sie uns im Vorbeifahren mit Sicherheit entdecken.“

Drei Menschen, eine kleine Familie aus Österreich, auf ihrer schier unglaublichen Flucht vor der Vernichtung durch die Tötungsmaschinerie des Dritten Reichs. Dass am Ende die unendlich lange Liste der Opfer des Nationalsozialismus um drei Namen kürzer ist als vorgesehen, liegt nicht nur an Mut, Entschlossenheit und Überlebenswillen der Protagonisten, sondern auch an all den Menschen, die ihren Weg kreuzen und sich wie selbstverständlich stets auf die richtige, auf ihre Seite stellen.



Das Buch, in dem Paul Burmetz (1906 – 1973) die Flucht seiner kleinen Familie beschreibt, erscheint 2020 erstmals in deutscher Sprache.

ISBN: 978-3-99036-021-7



9 783990 360217